<36603402990014

<36603402990014

Bayer. Staatsbibliothek

Ph.sp 270-4

Philos. Anthrops. Scr. part. 1421.

R.

Untersuchungen

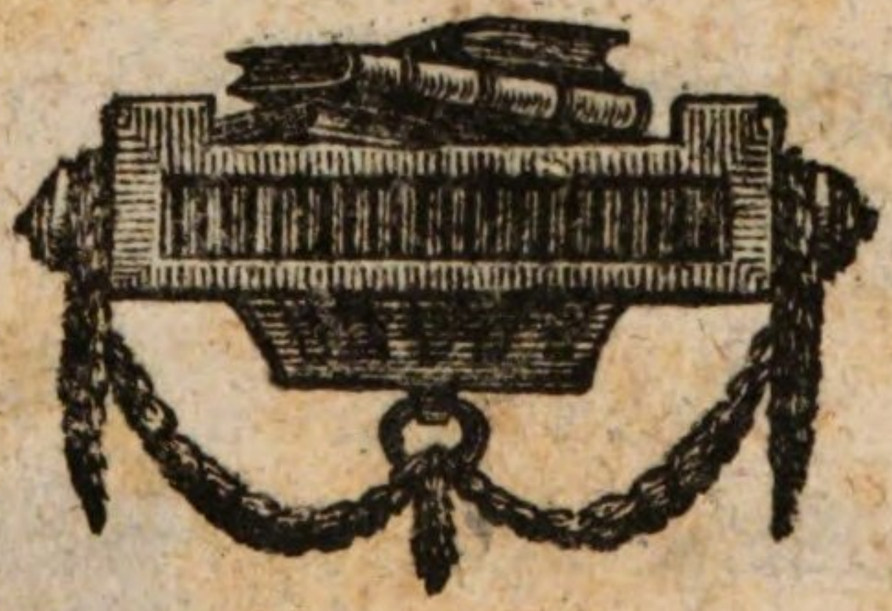
über den

menschlichen Willen.

Vierter Theil.

Von

Johann Georg Heinrich Feder.



Neueste Auflage.

WIEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kais. königl. Hofbuchdrucker und Buchhändler.

1794.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Vorrede.

Mit diesem Theile beschließe ich eine Arbeit, welcher ich die besten Stunden meiner männlichen Jahre gewidmet habe. Ob Zusätze, wie ich sie theils schon niedergeschrieben, theils noch im Kopfe habe, und die dann leicht noch ein kleines Bändchen füllen könnten, unter derselben oder einer andern Aufschrift, oder auch gar nicht nachfolgen werden; mag noch unentschieden bleiben.

So viele Mängel das Bisherige auch an sich hat: so darf ich doch glauben, daß ich für die Absicht, die jedem Schriftsteller die wichtigste seyn muß, zur Beglückung und Veredlung der Menschen etwas beyzutragen, nicht ganz umsonst gearbeitet habe. Ich darf es erwarten von der Kraft der Wahrheiten, welche den Hauptinnhalt dieser Untersuchungen ausmachen; die ich zwar nicht erst entdeckt, aber doch auch nicht so vorgetragen und entstellt zu haben fürchte, daß sie die ihnen beywohnende Kraft, unter den herrschenden Vorstellungsarten, nicht sollten beweisen können. Und ich habe das Vergnügen gehabt, unverdächtige, und zum Theil für mich besonders rührende Versicherungen solcher Wirkungen zu erhalten. Dank sey dafür dem Vater des Lichts und aller guten Gaben! Möge die Kraft der sittlichen Wahrheiten immer stärker auf die Gemüther der Menschen wirken! Denn ohne sie ist doch nichts dauerhaft und wahrhaftig gut; im Widerspruch mit ihnen alle List,

Klug-

Klugheit oder vermeinte Weisheit am Ende doch nur Thorheit.

Mit einer eigenen Besorgniß, von der ich bey der Ausgabe der vorhergehenden Theile noch nichts empfand, sehe ich der Beurtheilung dieses letzten entgegen. Im Bewußtseyn der Reinheit meiner Grundsätze und der Gesetzmäßigkeit meiner Absichten, und bey der mir natürlichen Unbefangenheit und Verdachtlosigkeit hielt ich mich gar nicht fähig, etwas sagen zu können, was der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt nachtheilig wäre. Aber Besorgnisse dieser Art sind itzt so fast allgemein und so ungewöhnlich groß geworden; es sind so viele Beweise vorhanden, daß man fast überall mit verdoppelter Wachsamkeit und geschärfter Strenge alles abzuwenden sucht, was Unordnung in der bürgerlichen Gesellschaft auch nur von ferne bereiten oder veranlassen könnte; daß es keinem Schriftsteller zu verargen oder zur unmännlichen Furchtsamkeit anzurechnen ist, wenn er in dem Falle, solche Ma-

terien behandeln zu müssen, die mit den Gründen der gesellschaftlichen Rechte und Pflichten in naher Verbindung stehen, mit ängstlicher Genauigkeit untersucht, ob er auch alles gethan habe, was er konnte, um Anstoß zu vermeiden.

Denn dieß zu thun, ist für jeden Schriftsteller, der zugleich guter Mensch und Bürger seyn will, Pflicht; besonders aber für den Philosophen, den schon sein Name auffordert, in allem mit gutem Beyspiele vorzugehen. Wenn seine letzte Absicht, bey allen seinen Bemühungen, diese ist, Gutes zu stiften; wenn er sich diese Absicht dahin bestimmen muß, zuförderst da es zu stiften, wo er die nächsten und gewissesten Wirkungen zu erwarten hat, unter seinen Zeitgenossen und in seinem Vaterlande; wenn er weiß, wie sehr verschiedene und von dem innern Grunde abweichende Folgen auch die heilsamsten Wahrheiten nach sich ziehen können, wenn Irrthümer sich zugesellen; und weiß, wie leicht dieß in leidenschaftlich angeregten und mit

Vorurtheilen erfüllten Gemüthern geschehe: wie kann er, unter solchen Umständen, anders als mit großer Vorsicht Lehren vortragen, die durch Mißdeutung oder übereilte Anwendung schädlich werden würden?

Nie wird der weise Mann es unter seiner Würde halten, Anstoß und Aergerniß, so viel er kann, zu vermeiden; er, dem es ja bekannt ist, wie nöthig es sey, die Herzen der Menschen für sich zu haben, wenn man auf ihren Verstand mit Vortheil wirken will, wie leicht man durch ein einziges, Misfallen erregendes, Versehn auf lange Zeit außer Stand sich setzen könne, das Gute zu stiften, was man außer dem gestiftet haben würde.

Immer mißtrauisch gegen sein Urtheil, wenn es darauf ankömmt, zur allgemeingültigen Wahrheit es zu erheben, bey viel umfassenden Gegenständen, und verwickelten Verhältnissen, wird er, im steten Bewußtseyn, daß er Mensch ist, seine

Ueberzeugungen mit geschärfter Strenge prüfen, in Zeiten allgemeiner Gährung, wo jene nachtheiligen Zugesellungen fremdartiger Vorstellungen bey Wahrheiten, die sich auf lebhaft angeregte Triebe beziehen, so besonders zu fürchten sind. Er wird — wenn er die Lehren von Weisheit und vom Menschen nicht bloß im Gedächtnisse, sondern auch im Herzen hat — mißtrauisch werden gegen sich, auch wo seine Gründe die festesten und seine Absichten die reinsten ihm scheinen: durch den Gedanken, ob nicht auch er von der Seuche des Zeitalters, von der leidenschaftlichen Hitze und Partheylichkeit, mit welcher Denkarten und Absichten einander durchkreuzen, unvermerkt angesteckt seyn könne?

Auch die Liebe zur Wahrheit kann im Menschen Leidenschaft, und dadurch dem Irrthum ausgesetzt werden. Auch das moralische Interesse kann im Menschen Einseitigkeit der Beurtheilung, Partheylichkeit und Unbilligkeit erzeugen.

Strenge wird sich also prüfen der Freund und Lehrer der Weisheit, der nicht, eitel und thöricht, sich dünket das Ideal zu seyn, was er zur Lehre und Erweckung in Begriffen aufzustellen weiß. Und eben deswegen auch Zurechtweisung, wo er strauchelte, dankbar und bescheiden annehmen.

Wenn er aber alles dieses mit gewissenhaftem Fleiße gethan hat; so wird er auch nicht vergessen, was er seinem Berufe schuldig ist; nicht vergessen, daß der Rath, der Richter, und der Lehrer nicht auf dieselbe Weise, wie der gemeine Soldat, Taglöhner oder Diener des Luxus, gute Bürger und Unterthanen seyn können. In den unveränderlichen, keinen Zweifel zulassenden Gründen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit wird er immer sein höchstes Gesetz verehren; und unerschütterlichen Muth in sich fühlen, für sie, und das Bekenntniß derselben, alles zu dulden und aufzuopfern. Denn der ist nicht werth, Lehrer der Wahrheit und der Pflichten zu heißen, dem Ruhm

oder Ruhe mehr gilt, als Wahrheit, und Leben mehr als Pflicht.

Aber wenn er alles gethan hat, was Vernunft und Gewissen von ihm fordern: darf er denn nicht auch hoffen, von denen nach Billigkeit gerichtet zu werden, an deren Urtheil ihm am meisten gelegen seyn muß; von den Verehrern der Wahrheit und der Sittlichkeit?

Diese werden ja nicht von ihm fordern, auch in den bedenklichsten Zeiten nicht, daß er nichts sage, was irgend einem Mächtigen mißfallen, oder unter der Menge Mißdeutung veranlassen könnte. Denn was würde, bey einer solchen Einschränkung, von sittlichen Wahrheiten noch zu sagen übrig bleiben? Sie werden es dem Lehrer der natürlichen Gerechtigkeit nicht zumuthen, nichts für ungerecht zu erklären, als was durch positive Gesetze dafür erklärt und von der bürgerlichen Obrigkeit bestraft wird.

wird. Denn bey einer solchen Einschränkung würde die natürliche Gerechtigkeit etwas den Zufälligkeiten besonderer Denkarten und vorübergehender Bedürfnisse unterworfenes, und die Philosophie zur Sklavinn der herrschenden Politik werden, wie sie in der Finsterniß des Mittelalters Sklavinn der kirchlichen Tyranney seyn sollte.

Sie werden es nicht pflichtmäßig oder rathsam finden, daß bey leidenschaftlichen Gährungen politischer Vorstellungsarten nur die hitzigsten Köpfe der Gemüther sich bemächtigen, ohne daß der ruhigere Denker einen Versuch mache, die feindlichen Gesinnungen zu besänftigen, und auf die richtigen Pfade, von welchen dahin und dorthin abgeirrt wurde, aufmerksam zu machen. Sie werden es der Philosophie nicht zur Pflicht machen wollen, von denjenigen Verirrungen ganz zu schweigen, an welche das vermeinte zeitige Interesse

sich

sich anschließet, ob sie gleich das wesentliche Interesse der Menschheit verletzen *).

Es giebt schwerlich einen verderblichern Irrthum, als die Behauptung, daß ächte Politik mit der Sittlichkeit im Widerspruch seyn könne; daß die Vorsteher der großen Völkerangelegenheiten nicht so an die Grundgesetze der natürlichen Gerechtigkeit gebunden seyn, als andere Menschen. Denn zu geschweigen der alles zerrüttenden Gewalt-

*) Nisi enim ii, qui sunt extra ea constituti, per quae irae & odia inflammari solent, meliora & aequiora consulant, quomodo servari poterunt humanitatis iura & officia! — Omnino si qua salus rebus nostris, si emendatio rerum publicarum, si morum, sine quibus legum iudiciorumque nulla vis, nullus fructus est, a corruptelis suis liberatio, si de rebus, quibus laus, gloria, nobilitas, verae imperiorum opes, vera populorum felicitas ac splendor, continetur, veriores notiones inter omnium ordinum homines sperandae sunt, a vobis, *Commilitones*, a vestra institutione, a salubribus praeceptis sapientiae, quibus imbuimini, proficisci illa omnia possunt, V *Progr. Acad.* G. A: ad d. 4. Jun. 1793.

waltthätigkeiten, für welche durch die Befolgung dieser Meinung eine nie versiegende Quelle eröffnet werden würde: so ist's ja einleuchtend, daß nichts so sehr im Stande ist, den Glauben an eine an sich verbindliche, von Zwang und Willkühr unabhängige Gerechtigkeit zu schwächen, und den widersinnigen Reden vom Recht des Stärkern Eingang zu verschaffen, somit auch die wahre Ehrfurcht für bürgerliche Ordnung und obrigkeitliches Ansehn zu untergraben, als eben dieselbe. Denn erzwungener, blinder, sklavischer Gehorsam ist nicht Ehrfurcht; giebt nicht die Sicherheit, und leistet bey weitem nicht dasselbe. Muß es aber nicht bittern Unwillen oder ärgerlichen Spott erregen; wenn diejenigen Repräsentanten und Vertheidiger der Gerechtigkeit seyn wollen, deren öffentlichste Unternehmungen die unzweifelhaftesten Ungerechtigkeiten sind? Wenn auch die aus der Bezweiflung innerlich verbindlicher Naturgesetze, aus dem abscheulichen Glauben, daß allein die mächtigste Willkühr das Recht bestimme, noth-

wendig

wendig entspringende Geringschätzung aller positiven Gesetze nicht oft in öffentliche Empörung ausbricht: so unterhält sie doch, bey dem ihr so leicht sich zugesellenden Haß gegen die Forderungen und Einschränkungen der Gesetze, den, im Ganzen seiner Folgen vielleicht noch verderblichern, geheimen Krieg zwischen den beyden Theilen der bürgerlichen Gesellschaft; bey welchem der eine sich berechtiget hält, List und Betrug der, wie er wähnet, willkührlichen Gewalt des Andern entgegen zu stellen. Ist es etwa schwer, diesen Krieg in den meisten Europäischen Staaten gewahr zu werden? —

In den minder bedürftigen Classen oder bey minder lebhaften Characteren wird wenigstens jeder Funke von wahrem Patriotismus durch jenen unseligen Wahn erstickt; den Strohm treiben zu lassen, wie er treibt, wird für die größte Klugheit, und in einer verdorbenen, keiner Besserung fähigen Welt für sich zu sorgen, so gut man kann, für die höchste Weisheit geachtet. Was

muß

muß der Mann von sittlichem Gefühl bey allem dem empfinden und denken?

Insbesondere aber darf der im Bewußtseyn aller seiner Pflichten gewissenhaft zu Werke gehende Schriftsteller von billigen Richtern erwarten, daß man einzelne Lehrsätze desselben seinem ganzen System gemäß auslege; so wie man bey der Würdigung einzelner Handlungen eines Menschen auf die ganze Aufführung und den sonst erprobten Character desselben billiger Weise Rücksicht nimmt.

In jedem System der Moralphilosophie wird gezeigt werden, wie schwer es sey, allgemeine sittliche Grundsätze auf einzelne Handlungen anderer Menschen richtig anzuwenden. Und der Moralist, der seine Lehre nicht bloß für andere hat, wird nichts weniger als geneigt seyn, einen unberufenen Richter fremder Handlungen abzugeben; am allerwenigsten in den so verwickelten politischen Verhältnissen und Angelegenheiten.

In dem dritten Theil dieser Untersuchungen (H. IV. §. 65.) ist gegen die Neigung, ohne Noth andere zu richten und zu verurtheilen, so vieles gesagt worden, daß man dem Verf. großen Leichtsinn zutrauen müßte, wenn man ihn eben dieser Neigung in einem unverzeihlichen Grade schuldig glauben wollte. So wie von jedem Schriftsteller im moralischen Fache vorausgesetzt werden kann, daß bey der Aufstellung sittlicher Grundsätze ihm Hauptzweck ist, Selbstprüfung bey dem, was geschehen soll, nicht vermessene, lieblose Verurtheilung anderer in dem, was geschehen ist, dadurch zu veranlassen: so ist dieß gewiß auch Wunsch und Absicht des Verfassers in diesen Untersuchungen und allen seinen Schriften gewesen. Besonders bey jenen Lehrpuncten, die auf politische Angelegenheiten und das anscheinende Interesse der Zeiten unmittelbare Beziehung haben. Und so glaubte er dann, die freymüthige Aufstellung gemeinwichtiger sittlicher Wahrheiten um so eher sich erlauben zu können, auch wo aller Gefahr

unschicklicher Anwendungen nicht ausgewichen werden kann, je nachdrücklicher er selbst vor diesen Anwendungen gewarnet hat.

Offenherzig bekenne ich nun, daß ich mit den bisher erklärten Gesinnungen diesen letzten Theil meiner Untersuchungen, ehe ich ihn dem Druck übergab, besonders in der Absicht noch einmal durchgelesen habe, alles, was in gegenwärtigen Zeiten der pflichtmäßigen Vorsicht zuwider seyn könnte, entweder ganz auszustreichen, oder verhältnißmäßig abzuändern; und daß ich das Eine und das Andere gethan habe, wo ich glaubte, dem Werth und Zwecke des Ganzen unbeschadet es thun zu können. Sollte ich demohngeachtet durch Unbestimmtheit der Ausdrücke noch irgend Grund zum Anstoß übrig gelassen haben: so bitte ich deswegen zum voraus um Verzeihung; denn ich halte mich auch hierinne nicht für untrüglich. Wollte aber jemand meine Absichten in Verdacht ziehen: so stehe er dafür seinem innern Richter; wie ich

dem meinigen. Die Beruhigung, die eigenes Bewußtseyn giebt, soll fremdes Urtheil nicht schwächen. Wichtige und nie ohne große Gefahr verkennbare Wahrheiten nicht sagen, wann und weil sie verkannt werden, wäre eine Maxime, welche die wesentlichen Zwecke des öffentlichen Unterrichts verletzte. Es darum nicht thun, weil es doch zu nichts helfen werde, ist ein Gedanke, der von den heiligsten Pflichten ab und gerades Weges zum moralischen Indifferentismus, in der allerschädlichsten Beziehung, (S. §. 64.) führt. Oder weil man sich und den Seinigen Schaden und Verdruß dadurch zuzöge? — Darauf antwortete der größte Lehrer sittlicher Wahrheiten: Wem Vater oder Mutter, Bruder oder Sohn lieber ist, als — Wahrheit; der hat keinen Theil an der Wahrheit. Und ferner: Wer sein Leben verliehrt um der Wahrheit willen, der wird es erhalten; und wer es, mit Verleugnung ihrer, erhalt, der wird es verliehren.

Göttingen im August 1793.

Inn-

Innhalt.

Das erste Buch enthält von der Bildung und Regierung der menschlichen Gemüther.

Abschnitt I. Von der Bildung und Regierung der menschlichen Gemüther überhaupt betrachtet.

Kapitel I. Allgemeinste Grundsätze und Regeln. §. 1. Der Mensch ist von Natur ungeneigt, sich von andern regieren zu lassen; diese Absicht muß also verborgen werden, S. 1. § 2. Man findet insgemein leichter Eingang in den Verstand der Menschen durch ihr Herz als umgekehrt, S. 6. §. 3. Doch ist es nöthig, nicht gegen die wesentlichen Gesetze anzustoßen. S. 10. §. 4. Man hat viel gewonnen, wenn man einmal das Vorurtheil großer Einsichten und Verstandeskräfte für sich hat, S. 12. §. 5. Ein einziges Versehen kann unersetzlichen Schaden bringen, S. 13. §. 6. Man muß kleine Hülfen nicht zu geringe schätzen, S. 15. §. 7. Es kömmt kaum so sehr darauf an, was man thut, als wie und unter welchen Umständen man es thut. S. 16. §. 8. Man muß der Natur zu allen ihren Wirkungen Zeit lassen. S. 18.

Innhalt.

S. 18. §. 9. Aber auch nicht säumen, wenn die rechte Zeit da ist. S. 21.

Kapitel II. Besondere Regeln und Grundsätze. §. 10. Regeln und Grundsätze für die Behandlung der verschiedenen Temperamente. Des Sanguinischen. S. 23. §. 11. Beym cholerischen Temperamente, S. 26. §. 12. Vom hypochondrischen oder aetherischen Temperamente, S. 31. §. 13. Vom böotischen, phlegmatischen und melancholischen Temperamente, S. 35. §. 14. Regeln in Hinsicht auf die Verschiedenheiten der Verstandeskräfte und Einsichten, S. 38. §. 15. Verschiedenheiten des Alters, S. 42. §. 16. Regeln des Verhaltens gegen das weibliche Geschlecht, S. 47. §. 17. Vermischte Regeln in Beziehung auf allgemeinere Gemüthsverschiedenheiten, S. 50. §. 18. Von den Mitteln, Neigungen zu erwecken und zu stärken, S. 54. §. 19. Neigungen zu entkräften und auszurotten, S. 60. §. 20. Mittel, heftigen Neigungen zuvorzukommen, Herrschaft über die Leidenschaften zu befördern, S. 68. §. 21. Wie die Empfindsamkeit vermindert und vermehrt werden könne, S. 80. §. 22. Wie mittelst vernünftiger Vorstellungen auf die Gemüther zu wirken, S. 84. §. 23. Insbesondere auf eine gemischte Menge

von

Innhalt.

von Menschen, S. 96. §. 24. Wie Beyspiele zu gebrauchen, S. 98. §. 25. Wie Strafen, S. 99. §. 26. Belohnungen, S. 107. §. 27. Wie auf feindlich gesinnte Gemüther zu wirken, S. 109. §. 28. Wie man bey Untergebenen Liebe und Achtung sich erwerben könne, S. 117. §. 29. Wie Gehorsam gegen positive Gesetze zu erwecken, S. 127. §. 30. Lykurg und Cäsar, S. 137.

Abschnitt II. Von der Erkenntniß der menschlichen Gemüther.

Kapitel I. Von den Mitteln, zur Erkenntniß der Gemüthsart oder des Characters eines Menschen zu gelangen. §. 31. Umfang, Gründe und Schwierigkeiten der Kenntniß menschlicher Gemüther, S. 140. §. 32. Man muß die Menschen hauptsächlich nach ihren Handlungen beurtheilen, S. 143. §. 33. Handlungen beweisen um so mehr, je weniger Zwang und Verstellung dabey Statt findet, S. 147. §. 34. Man muß die Menschen in verschiedenen Zuständen und Verhältnissen beobachten, S. 155. §. 35. Von der Beurtheilung der Menschen nach ihren Gesellschaftern, Freunden und Feinden, S. 159. §. 36. Beurtheilung der Characteren nach den äußern Ursachen derselben, S. 171. §. 37. Beurtheilung nach dem Aeußern der Personen und Handlungen, S. 174. §. 38. Beurtheilung

Innhalt.

lung der Gemüther nach dem Zusammenhange der Neigungen, S. 189.

Kapitel II. Von der Erforschung der Gemüther in Beziehung auf besondere Angelegenheiten. §. 39. Uebersicht der Zwecke und Mittel dieser Untersuchung, S. 197. §. 40. Anmerkungen über einige dieser Mittel, S. 198. §. 41. Von der Nothwendigkeit der Selbstkenntniß bey der Beurtheilung anderer, S. 202.

Abschnitt III. Von der Tugend als dem höchsten Zweck der Vernunft bey der Bildung des Willens.

Kapitel I. Ueber den Begriff von der Tugend. §. 42. Allgemein anerkannter Werth der Tugend, S. 206. §. 43. Verschiedenheiten bey der Bestimmung des Grundbegriffes von der Tugend nebst den Gründen derselben, S. 208. §. 44. Regeln und Bedingungen zur Festsetzung des Begriffes von der Tugend, S. 210. § 45. Festsetzung des Begriffes von der Tugend. S. 213 § 46. Moralische, politische und Temperamentstugend, S. 216. §. 47. Innere Einheit der Tugend, S. 221. §. 48. Grade der Tugend, Schwachheiten, S. 223. §. 49. Laster, S. 229. §. 50. Zusammenhang der Laster, vermöge ihrer innern und äußern Gründe, S. 234. §. 51. Grade der Lasterhaftigkeit. Mittlere Characteres, S. 243. §. 52. Einfluß äußerer Umstände auf die Begriffe von der Tugend, S. 249.

Innhalt.

S. 249. §. 53. Grundzüge zum Bilde des vollkommenen Tugendhaften, S. 251.

Kapitel II. Von den allgemeinsten Gründen und Hindernissen der Tugend. §. 54. Genauere Bestimmung der Frage von den Gründen der Tugend, S. 262. §. 55. Kein Grundtrieb der menschlichen Natur ist der Tugend schlechterdings entgegen; keiner, in seiner ursprünglichen Beschaffenheit, vollständiger Grund derselben, S. 263. §. 56. Wiefern durch Stärkung der feinern Gefühle die Tugend vorbereitet und befördert werden könne, S. 268. §. 57. Die Tugend erfordert Uebung und Aufklärung des Verstandes, S. 271. §. 58. Ueber die Tugenden und Laster wilder Völker, S. 274. §. 59. Die Tugend erfordert Uebung der Kräfte durch Entschluß und That, S. 279. §. 60. Der Zustand des Körpers ist nicht gleichgültig für die Tugend, S. 282. §. 61. Innere Hindernisse der Tugend und Mittel dagegen S. 284. §. 62. Aeußere Hindernisse der Tugend S. 291. §. 63. Einige für die Tugend gefährliche politische Verhältnisse. S. 294. §. 64. Einige der Tugend nachtheilige Vorurtheile und Meinungen, S. 300. §. 65. Mittel, die Tugend gegen die äußern Gefahren zu beschützen, S. 304. §. 66. Nothwendigkeit richtiger Vorstellungen vom Verhältniß der Tugend zur Glückseligkeit, S. 309

Kapi-

Innhalt.

Kapitel III. Vom Verhältniß der Tugend zur Religion. §. 67. Ob Tugend ohne Religion seyn könne; genauere Bestimmung dieser Frage, S. 313. §. 68. Entwicklung der Puncte, worauf es bey der Beantwortung ankömmt, S. 315. §. 69. Grundsätze der Epikurischen Tugendlehre, S. 319. §. 70. Stoische Tugendlehre, S. 322. §. 71. Zweifel gegen die Allgenugsamkeit dieser Tugendlehren, S. 326. §. 72. Vortheile, die die Tugend von der Religion erhalten kann, S. 331. §. 73. Einwürfe gegen diese Vortheile, S. 336. §. 74. Wie die Religion der Tugend nachtheilig werden könne. Eigenschaften einer für die vollkommenste Sittlichkeit eingerichteten Religion, S. 348.

Abschnitt IV. Von der Klugheit.

§. 75. Grundbegriff und sittlicher Werth der Klugheit, S. 362. §. 76. Weitere Entwicklung des Begriffs der Klugheit. Vorsicht, S. 367. §. 77. Behutsamkeit, S. 369. §. 78. Entschlossenheit, S. 371. §. 79. Biegsamkeit, S. 373. §. 80. Standhaftigkeit, S. 376. §. 81. Mißtrauen, Verstellung, Verschlossenheit, S. 379. §. 82. Gegenwart des Geistes, S. 387. §. 83. Grunderfordernisse der Klugheit, S. 389.

Untersuchungen über den menschlichen Willen.

Buch VI.

Von der Bildung und Regierung der menschlichen Gemüther.

Abschnitt I.

Von der Bildung und Regierung der menschlichen Gemüther überhaupt betrachtet.

Kapitel I.

Allgemeinste Grundsätze und Regeln.

§. 1.

Der Mensch ist von Natur ungeneigt, sich von andern regieren zu lassen; diese Absicht muß also verborgen werden.

So wenig auch irgend ein Mensch auf völlige Unabhängigkeit vom Willen anderer Menschen Anspruch machen kann; so nöthig es auch für alle ist, wenigstens in einem Theil ihres Lebens, und in

einigen Angelegenheiten immerwährend, der Leitung und Regierung anderer sich zu überlassen; und so gewiß es ist, daß diejenigen oft am meisten unter der Gewalt anderer stehen, welche die unabhängigsten und allgewaltigsten Selbstherrscher zu seyn scheinen: so ist es doch auch gewiß, daß der Mensch von Natur nichts weniger als geneigt ist, von andern sich regieren zu lassen.

Einige Menschen lassen zwar aus Trägheit andere vieles für sich thun und besorgen, was sie selbst thun könnten; und werden dadurch freylich mehr abhängig, als nöthig wäre. Aber ihre Meinung ist doch nicht, sich dadurch andern zu unterwerfen und abhängig zu machen. Vielmehr verrathen solche träge Menschen ihre Herrschsucht nicht selten auf eine eben so unbescheidene als unbillige Weise. Je weniger sie selbst ausrichten, und wissen und empfunden haben, was mühsame Geschäfte erfordern; desto fertiger sind sie zum Befehlen und zum Tadel, wenn nicht alles nach ihrem Willen geht. So wie nicht wenige Menschen andere für sich denken, oder durch deren Aussprüche in ihren Urtheilen sich bestimmen lassen; und nichts desto weniger ihrem eigenen Verstande zu folgen glauben, sich vielleicht gar für Selbstdenker und Freydenker von bedeutendem Ansehen halten; oder auch andern um so kühner Gesetze vorschreiben, wie sie denken und nicht denken sollen, je weniger sie selbst mit der Kraft und den Gesetzen des Denkens bekannt sind.

Eigenliebe und Freyheitstrieb müssen den Menschen ungeneigt machen, sich der Regierung anderer zu überlassen. Vermöge der ersten ist ihm die Vorstellung unange-

angenehm, Leitung und Regierung, Belehrung und Zurechtweisung anderer nöthig zu haben. Und vermöge des andern haßt er die Einschränkung seines eigenen Willens, und der in ihm schon bestimmten und regen Triebe und Neigungen.

Ganz unveränderliche und unbezwingbare Hindernisse der Lenkung anderer nach eigenen Absichten liegen hierin zwar nicht. Die Eigenliebe kann durch Vernunft und demüthigende Erfahrungen niedergedrückt werden. Und der Freyheitstrieb schränkt sich selbst ein; das heißt, der Mensch opfert eine Begierde der andern auf; er giebt bey einigen seiner Triebe dem Willen anderer nach, um im Uebrigen seinen Willen frey zu erhalten, oder zu gewissen Absichten zu gelangen.

Unterdessen ist die natürliche Abneigung gegen die Anerkennung eines überlegnen Verstandes und Willens anderer immer so groß und so gemein, daß es für die Absicht, auf die Gemüther der Menschen zu wirken und sie zu regieren, zur Grundregel gemacht werden darf: diese Absicht, so viel möglich, zu verbergen.

Dazu ist aber nicht genug, daß man solch eine Absicht nicht ausdrücklich ankündiget. Sondern dieß kann nach der Verschiedenheit der Umstände vieles und mancherley erfordern. Im Allgemeinen lassen sich zwo Hauptregeln anmerken.

1) Ueberhaupt keinen herrischen oder herrschsüchtigen Charakter zeigen. Also nicht überall seinen Willen oder seine Meinung durchsetzen wollen; nicht oft in einem entscheidenden Ton absprechen, widersprechen, be-

fehlen; vielmehr, wo es seyn kann, geneigt sich beweisen, dem Willen anderer nachzugeben, ihre Meinung anzuhören, fremde Einsichten zu benutzen und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Von dieser Regel läßt sich Gebrauch machen, mit was für Menschen man es auch zu thun haben mag. Keiner irrt immer, oder hat in allen Stücken Unrecht. Und keiner ist in der Vollkommenheit der Erkenntniß und des Willens so weit vor andern voraus, daß er nicht selbst bey Dingen, wo sein Verstand oder Wille überhaupt wohl der bessere ist, noch immer in Gefahr kommen könnte, wenigstens bey der genauesten Bestimmung der Sache, in einigem sich zu irren, und andern Unrecht zu thun. Wie gut wäre es, wenn Eltern und Erzieher, auch in Ansehung der kleinsten Zöglinge, diese Regel und ihre Gründe immer recht vor Augen hätten.

2) Zusehn, obs sich nicht so einrichten läßt, daß der andere von sich selbst wenigstens den Anfang macht, und uns in den Weg kömmt, in dem wir ihn weiter führen wollen. Auf das menschliche Gemüth kann durch so vielerley Mittel und auf so verschiedene Weise gewirkt werden; es ist, vermöge innerer und äußerer Ursachen, so sehr dem Wechsel der Zustände, der Veränderung seiner Vorstellungen, Begierden und Neigungen ausgesetzt, daß man fast sagen möchte, alles Menschliche komme in einem jeden vor, nur nicht in demselben Grade und gleich oft. Wenigstens läßt sich bey allen bestimmten Neigungen und Abneigungen auf merkliche Veränderungen rechnen, die von selbst entstehen oder durch kleine Hülfen hervorgebracht werden. Ein Wort wie von ohngefähr entfallen, eine Geschichte einem dritten erzählt, als ob sonst niemand daran Theil nehmen sollte, können in vielen Fällen hinrei-

reichend seyn, wirksame Gedanken und fortwirkende Triebfedern in andern zu erwecken; bald durch den Reiz einer angenehmen Zusammenstimmung mit dessen Denkart und Neigungen, bald durch den Reiz eines beunruhigenden Widerspruches. Und auf den Anfang kömmt bey allen Unternehmungen, besonders aber bey dieser, viel an. Wenn der andere nur erst im Gange ist; so ist es nicht so schwer, ihn weiter zu bringen, als es hätte seyn können, ohne eigenen Antrieb ihn in Bewegung zu setzen. Wenn man nur erst etwas von ihm selbst gegebenes, etwas, was er für das Seinige ansieht, erhalten hat: so läßt es sich eher so machen, daß alles, was man darauf baut, und hineinlegt, nur daraus entwickelt zu seyn scheine. So kann er, indem man ihm Einsichten mittheilt und Zwecke angiebt, immer glauben, seinen eigenen Weg zu gehen.

Eine Ausnahme gegen obige Grundregel möchten doch vielleicht manche für gegründet halten. Wenn Blick und Ton des Gebieters festen Entschluß und überlegene Kraft ankündigen: so könne dadurch Gehorsam aufs geschwindeste erzeugt, und jede widerstrebende Neigung weit besser unterdrückt werden, als wenn Schonung und Vorsicht gebraucht worden wären. Wurden nicht immer die größten Anstrengungen und Aufopferungen durch solche Meisterblicke und Kraftworte bewirkt? Allerdings. Aber ob auf eben diese Weise Gemüther gebildet, und dauerhafte Gesinnungen begründet werden können; wie etwa ein Haufe zum Sturm angeführt, oder von der Flucht zurückgeschreckt werden kann? Diese Art zu wirken setzt wenigstens sehr biegsame oder zu einem solchen Gehorsam schon gewöhnte Gemüther vor-

voraus; oder außerordentliche Vorzüge dessen, der sich ihrer bedienen will.

§. 2.

Man findet insgemein leichter Eingang in den Verstand der Menschen durch ihr Herz als umgekehrt.

Es ist zwar ein unzweifelhafter Grundsatz, daß der **Wille vom Verstand** oder **von Vorstellungen** abhänge. (B. I. §. 1. ff.) Aber da die **vernünftigen Vorstellungen**, die Früchte der vollständigsten und genauesten Beachtung und Beurtheilung, nach denen der Wille sich bestimmen soll, keineswegs diejenigen sind, die immer, am wenigsten aber diejenigen, die in ungebildeten Gemüthern, ihn wirklich bestimmen: so läßt sich leicht der Sinn und die Richtigkeit des aufgestellten Grundsatzes einsehen. So lange das Gemüth mit seinen Neigungen und Begierden, dem, was vorstellig gemacht wird, zuwider ist: so findet es entweder gar keine Aufmerksamkeit, und wird ohne alle Untersuchung verworfen, oder es erscheint doch immer, mehr oder weniger, in einem nachtheiligen Lichte. Gründe für das, was man wünscht, werden mit Eifer aufgesucht, und mit Scharfsinn ausgebildet, während daß die Abneigung den Gründen fürs Gegentheil das Ohr verschließt, und jedwede angemessene Wirkung erschwert; wie soll da überzeugt werden? Wenn auch gegen die vorgelegten Gründe sich nichts einzuwenden findet: so erweckt die Abneigung doch leicht Verdacht gegen die **Absicht**. Und schon dieß kann genug seyn, sie zu vereiteln. Sind hingegen diese Hindernisse aus dem Wege geräumt; wird

man

man mit Zutrauen und der Voraussetzung guter Absich-ten gehört, ist man geliebt: so ist es leicht, durch vernünftige Vorstellungen etwas auszurichten; man überzeugt mit halbem Beweise, und findet Glauben und erhält Beystimmung auf sein bloßes Wort. Was vermag nicht das Wort eines Freundes? Wie mächtig wirkt das Zureden einer geliebten Person? Wie oft werden diesen die stärksten Vorsätze und die bewährtesten Grundsätze aufgeopfert? So gelangen auch Schmeichler zur Herrschaft über die Geschmeichelten; die sie am Ende bisweilen despotisch ausüben.

Aber man braucht nicht Schmeichler, nicht niederträchtig, nicht arglistig zu seyn; um von diesem Grundsatze Gebrauch zu machen. Man darf nur gerecht und billig seyn; um Gelegenheiten genug zu finden, liebreich und gütig gegen die Menschen sich zu beweisen, und dadurch ihre Liebe sich zu erwerben.

Aber man kann gerecht und billig gesinnt seyn, und Gerechtigkeit und Billigkeit aufs genaueste befolgen, bey den großen Angelegenheiten des Lebens; und es doch an der Liebe und Güte fehlen lassen, wodurch man sich am leichtesten den Weg zu dem Herzen der Menschen, d. h. zu ihrem sinnlichen, also die meiste Zeit wirksamen, Begehrungsvermögen bahnet. Die Liebe, die auch auf Kleinigkeiten aufmerksam ist, und also am öftesten Gelegenheit findet, sich zu beweisen, kleinen Vorzügen auch gerne das verdiente Lob ertheilt, kleinen Verdrießlichkeiten und Uebeln vorbeugt, ausweicht, abhilft; die nach Launen sich richtet, mit Schwachheiten Geduld hat, Wünschen zuvorkömmt; und alles, was sie für den andern thut, insbesondere auch mit guter

Art thut, ohne daß es ihr Mühe zu machen, ohne daß sie es sich zum Verdienst anzurechnen scheint, diese Liebe — Gefälligkeit ist ihr Name — kann aufrichtig seyn, kann reine Güte und wohlverstandene Menschenliebe zum Grunde haben. Und sie wird um so gewisser und dauerhafter die Herzen der Menschen gewinnen, wenn sie diesen Grund hat.

Es giebt eine höchst selbstsüchtige Zuneigung, die man auch Liebe nennt, welche es an dieser Gefälligkeit sehr fehlen läßt, und daher auch die Gegenliebe nicht erhält, die sie doch durch ihre Liebkosungen und Wohlthaten zu verdienen glaubt. Man kann diese Art von Liebe nicht selten an Eltern im Betragen gegen ihre kleinen Kinder beobachten. Sie bestürmen, und wie man es bisweilen, nicht sehr uneigentlich, benennt, erdrücken sie fast mit ihren Liebkosungen, wenn der Affect sie ergreift; ohne Bedacht darauf zu nehmen, ob diese Liebkosungen den Kindern gelegen kommen, oder überall in dem Maaße ihnen angenehm seyn können. Sie machen ihnen Geschenke und veranstalten ihnen Spiele und andere Zeitvertreibe, wann und wie es ihnen selbst Freude macht; ohne sich nach dem Bedürfniß und den Neigungen der Kinder zu richten. Daß sie dafür wenig Dank erhalten, nicht der Herzen sich bemächtigen; ist dieß zu verwundern?

An der rechten Art zu lieben ist so viel gelegen, daß diese Anmerkung Verzeihung verdiente, wenn sie hier auch überflüssig wäre. Sie ist es aber nicht, wenn sie in einer bestimmten Anwendung die Regel ins Licht setzt: wenn man sich gefällig machen, das Herz an sich ziehen will, muß man nach der Neigung des andern,

nicht

nicht nach seiner eigenen handeln. Es wird in der Folge noch öfter Gelegenheit geben, diese Grundsätze anzuwenden; hier nur noch eine Bemerkung. Es hängt nicht von unserer Willkühr ab, unser Aeußeres so angenehm und liebenswürdig zu machen, als es bey den von der Natur hierinne besonders begünstigten Personen ist. Auch ist hiebey vieles so bedingt und veränderlich, daß es nicht überall dieselbe Wirkung hervorbringt. Ein Prediger könnte leicht mit zu vielem modischen Geschmack gekleidet erscheinen. Unterdessen ist dieß Aeußere, so fern es ein jeder in seiner Gewalt hat, nichts weniger als gleichgültig bey der Absicht auf die Gemüther zu wirken. Bey allen Klassen von Menschen lehrt dieß die Erfahrung; am meisten freylich bey denen, die im hohen Grade sinnlich sind. De la Loubere führt in seiner Beschreibung von Siam das Beyspiel eines christlichen Missionärs an, eines Jesuiten, welcher in der Gestalt eines Siamischen Waldmönchs dem Volke sich zeigte, und — in kurzer Zeit an 40000 Siamer zum Glauben brachte. Vermuthlich hat er auch die andere Regel beobachtet, die dieser Schriftsteller in eben dieser Hinsicht anführt; zuerst von den Lehren ganz geschwiegen, die den Begriffen und Vorurtheilen seiner Zuhörer am meisten entgegen waren, ihrer Begriffe und Redensarten sich bedient, und die Vorstellungen nur allmälig von dem Irrigen, was ihnen anklebte, zu reinigen gesucht. Eine wichtige Regel, wo das Herz an Vorstellungsarten, und Meinungen hängt; und mit welcher viel ausgerichtet werden kann, wo es nur auf moralisches, im subjectiven System von solchen Vorstellungsarten abhängig gemachtes Interesse ankömmt. Wo aber Eitelkeit sich einmischt — wie, wenn jemand Meinungen zuerst vorgebracht, oder mit Ruhm oder doch mit vielem Eifer lange behauptet hat —

da muß entweder diese Eitelkeit auf andere Art gewonnen, oder der Verstand mit unwiderstehlichen Waffen angegriffen werden.

§. 3.

Doch ist es nöthig, nicht gegen die wesentlichen Gesetze des Verstandes anzustoßen.

So groß auch der Einfluß der Willensneigungen auf den Verstand ist: so hat doch auch dieser sein eigenthümliches Wesen, und darinne begründete, unabänderliche Gesetze. Ungereimtheiten, aus offenbaren Widersprüchen zusammengesetzt, stößt er von sich; und ohne allen Grund oder gegenüberwiegende Gründe sind Ueberzeugung und Beyfall ihm unmöglich. Einleuchtender Wahrheit kann er die Beystimmung nicht versagen. Und ihr, wenn sie sich immer im Lichte erhält, muß endlich auch der Widerwille nachgeben und das Vorurtheil weichen. Wahrheit ist das Ziel aller Strebungen eines denkenden Wesens, oder wenigstens Bedingung bey allen Zwecken des Willens. Auch die Erdichtung muß Schein der Wahrheit annehmen, um Eingang zu finden.

Es ist aber nicht genug, die Wahrheit wirklich auf seiner Seite zu haben; wenn man alte, tief eingewurzelte Vorurtheile wider sich hat, wenn es noch finster und leer ist im Verstande des andern. Wo Irrthum für Wahrheit gilt, da wird die Wahrheit für Irrthum erklärt; von unerleuchteten wird sie mißverstanden und verkehrt angewendet. Wer durch den Verstand auf die Gemüther wirken will: muß diesen Verstand, mit welchem er es zu thun hat, für sich einnehmen, ihm kei-

ne Unwahrheiten vorzubringen scheinen, mit ihm einleuchtenden Wahrheiten anfangen, seinen Zweifeln ausweichen, wenn er sie nicht gleich heben kann.

Hierinne liegt auch schon die Antwort auf einen Einwurf, den die Geschichte der Menschheit hiebey veranlassen könnte; nach welcher weit größere Revolutionen in den Gemüthern durch Irrthum, Aberglauben, Täuschungen, als durch Wahrheit und Vernunft bewirkt worden zu seyn scheinen könnten. Denn in allen diesen Fällen, wie groß man auch ihre Anzahl annehmen mag, schien doch dasjenige, was in den Gemüthern die großen Wirkungen hervorbrachte, denen Wahrheit, bey denen es wirkte; war es für sie vielleicht auch wirklich, wenigstens mehr, als es uns itzt in der großen Entfernung der Zeiten und Länder scheint. Wenn reine Wahrheit, wie sie jeder Verstand anerkennen müßte, ohne alle Beymischung menschlicher Unvollkommenheit, oder wenn auch nur die nach den Denkformen und Gesetzen des Menschenverstandes aufs strengste bewiesene Wahrheit allein die Gemüther regieren und den Willen bestimmen sollte: so würde nicht viel geschehen. Aber der menschliche Verstand kann auch bey unvollständiger Erkenntniß und nicht gegen allen Irrthum sicher stellenden Gründen zum Urtheil sich bestimmen; und muß es bey dringenden Bedürfnissen und wichtigen Antrieben zum Handeln. Darauf bezieht sich der Begriff von subjectiver Wahrheit, die nicht für alle Menschen und zu allen Zeiten die nämliche, und doch Wahrheit, das heißt, gesetzmässige, vernünftige Denkart ist.

Diese Bemerkung kann nicht nur zur Vertheidigung des Hauptsatzes dieses Paragraphs und seines

Ge-

Gebrauches gegen einen scheinbaren Einwurf dienen; sondern auch zur Vorsicht und Billigkeit bey der Anwendung der Namen von Betrügern und Lügenpropheten, in der Geschichte der Menschheit bestimmen.

§. 4.

Man hat viel gewonnen, wenn man einmal das Vorurtheil grosser Einsichten und Verstandeskräfte für sich hat.

Auch dieß klärt die erst berührten Erscheinungen noch mehr auf, und giebt der im Grundsatze liegenden Regel genauere Bestimmungen. Die Geschichte der Wilden und aller noch wenig aufgeklärten Völker macht es bemerklich, was derjenige ausrichten kann, der einmal Bewunderung und Erstaunen für sich erweckt hat, mit dem man sich nicht mehr zu messen, den man gar nicht mehr zu beurtheilen sich getraut. Und überhaupt, wenn erst bis zu einem gewissen Grad jemand andern überlegen und zu groß für sie ist: so sind Gründe da, die die Vorstellungen von seiner Größe immer weiter treiben. Es ist weniger unangenehm für die Eigenliebe, denjenigen, von welchem wir uns sehr übertroffen fühlen, für eine außerordentliche Erscheinung zu halten. für den Einzigen; als anzunehmen, daß er einer von vielen, ein Mensch, wie wir, und doch so viel vermögender als wir sey. Und wo der Verstand einmal unfähig ist, den Gegenstand zu begreifen, oder nach bestimmten Begriffen alles an ihm sich deutlich zu machen: da kann die Imagination, die immer in der Dunkelheit ihr Spiel am beßten treibt, um so mehr andichten.

So wurden nicht nur Erdenkinder zu Sonnen- und Götterſöhnen: sondern so gelangten auch und gelangen noch

noch immer diejenigen, die von ihren Zeitgenossen für weiter nichts, als für große Männer gehalten werden, zu einer, bisweilen doch fast übernatürlich scheinenden, Gewalt über die Gemüther; vermöge welcher ihre Worte für Wahrheit gelten, ihr Wille Gesetz, ihr Beyspiel Norm wird.

Die gemeinmögliche Anwendung hievon in jeder Wirkungssphäre ist demnach: daß man sich bey denjenigen, auf deren Gemüther man bedeutenden Einfluß haben will, auf irgend eine Weise in Respect setzen, oder Achtung erwerben müsse. Wer dieß auf keine Weise kann, der wird auch, wenigstens in diesem Wege, überall nicht viel ausrichten.

§. 5.

Ein einziges Versehen kann unersetzlichen Schaden bringen.

Die Menschen lieben nicht die Abhängigkeit von andern (§ 1.) und bey allem Vergnügen, was sie in der Bewunderung und dem Anschein des Außerordentlichen finden können, sehen sie sich doch nicht gern von andern übertroffen. Daher der Trieb, Fehler und Schwachheiten der Großen auszuspähen, die Anekdoten davon aufzusammeln, ihren Ruhm anzugreifen, ihre Thaten und Verdienste zu verkleinern. Man kann auch einen andern und edlern Grund hievon angeben; aber dieser ist doch wohl der gemeinste. Und hier kömmt es nicht sowohl auf den Grund, als auf die aus der Sache selbst zu ziehende Folge an: daß man seinem Ansehen und Einfluß unter den Menschen nicht zu sehr trauen dürfe, um nicht immer für nöthig zu halten, vor groben

ben Versehen sich zu hüten und seine Blößen zu verbergen. Eine einzige Entdeckung dieser Art kann das günstige Vorurtheil vernichten; vielleicht das entgegengesetzte der Geringschätzung und des Mißtrauens für immer erzeugen. Um so leichter, wie sich von selbst versteht, je mehr die vorhergehende Achtung nur Vorurtheil war, daß nur kühner der Blick werden darf, um alles in der wahren Gestalt und natürlichen Größe zu erkennen. Am schlimmsten, wenn einer bereits seine ganze Kraft erschöpft, und sich ganz mitgetheilt hat. Es fliessen also hieraus folgende Regeln:

1) Vor Affecten sich zu hüten, oder zu einer solchen Mässigung und Beherrschung derselben sich zu gewöhnen, daß man nichts unbesonnenes dabey thue oder spreche.

2) Sich zu gewöhnen zur Zurückhaltung des Urtheils über Dinge, die sich noch nicht klar und bestimmt genug zu erkennen geben; um vor übereilten Urtheilen und Beschließungen sich zu bewahren.

3) Mehr seyn als scheinen wollen; um bey genauerer Bekanntschaft nicht zu viel von seinem Ansehen zu verlieren, und den Abgang dessen, was sich davon, vielleicht auch nur mit der Neuheit verliert, aus seinem reellen Gehalt ersetzen zu können.

4) Auch auf allerley Fälle eines begangenen Versehens sich gefaßt zu machen; um nicht in der Unruhe und Bestürzung darüber Uebel ärger zu machen, durch die Art, wie man den Fehler bedecken oder verbessern will.

5) Sich

5) Sich selbst genau zu erforschen und kennen zu lernen, nach allen seinen Kräften und Schwachheiten, ehe man in einer bestimmten Sphäre auf die Gemüther der Menschen zu wirken unternimmt.

§. 6.

Man muß kleine Hülfen nicht zu geringe schätzen.

Der Ausspruch, parua mundus regitur sapientia, enthält, alle Worte in der gemeinsten Bedeutung genommen, ohne Zweifel einen großen Irrthum, und verräth, auch bey gelinderer Auslegung, vielleicht mehr eingebildete als wahre Weisheit derer, die ihn in dem Munde führen. Aber lehrreich kann er in dem Sinn seyn, daß das Meiste, was in der Welt geschieht, und das Wichtigste, durch den Zusammenfluß unzählig vieler kleinen Ursachen bewirkt werde. Menschliche Klugheit wird dadurch nicht überflüssig oder verdienstlos. Aber die Unklugheit der Plane wird dadurch einleuchtender, nach welchen alles immer nach einer Regel und Richtschnur gerade zu erreicht und zu Stande gebracht werden soll. Durch Polypen gründet die Natur Klippen und Inseln des Meers, durch Wassertropfen höhlet sie Felsen aus. Und wie klein sind nicht die Anfänge alles Denkens und Wollens; wie unscheinend die Elemente der heftigsten Leidenschaften? Wie Wassertropfen den Felsen aushöhlen durch viele unmerkliche Eindrücke, sæpe cadendo: so lassen sich auch Gemüther umstimmen, durch viele kleine Veränderungen, die in ihnen nach und nach hervorgebracht werden, leichter als mit Gewalt. Itzt ein Wort zur rechten Zeit, und das rechte Wort, ein andersmal wieder eines; itzt eine Anmerkung, die das Nachden-

ken weckt, dann einmal eine Aeußerung, die Begierde nach mehrerem erregt. Eine begreifliche Nutzanwendung bey diesem Ereigniß, ein gerade treffender, oder ein gefliessentlich unterdrückter Blick bey einem andern. Itzt ein Wort durch diesen Vertrauten, dann ein anderes von jenem Gefürchteten. So sind Thronen umgestürzt, und die Schicksale der Nationen durch Krieg und Frieden entschieden worden. Noch öfter Gemüther erobert durch ein kleines Vergnügen, eine Schmeicheley. So thun oft Menschen am meisten, die nichts zu thun scheinen, auch im Fache der Erziehung; indem andere mit steifer Anstrengung auf ihrem pedantischen Gerüste, vergeblich arbeiten.

§. 7.

Es kömmt kaum so sehr darauf an, was man thut, als wie und unter welchen Umständen man es thut.

Wie höchst verschieden sind nicht die Wirkungen, welche dieselben Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten, Verheißungen, Belohnungen, Drohungen, Strafen, und alle übrige Mittel auf die Gemüther zu wirken, hervorbringen; nicht nur nach der Verschiedenheit derjenigen, von welchen sie herkommen, und denen sie wiederfahren; sondern noch mehr nach der Verschiedenheit der Umstände, des Orts, der Zeit und des ganzen Verfahrens? Die Erklärung dieser Erfahrungen liegt hauptsächlich in der Bemerkung des Einflusses, den Nebenumstände und Nebenvorstellungen auf das Gemüth haben (Th. 1. §. 10. f.). Wenn die Nebenvorstellung durch das Neue, Unerwartete, oder aus irgend einem andern Grund mehr Klarheit und Lebhaftigkeit hat, als die Haupt-

vor-

vorstellung: so richtet sich die Gemüthsbewegung oft mehr nach jener als nach dieser. So kann das Ernsthafte lächerlich, und das Unbedeutendste wichtig, das Angenehme zuwider und das Widerwärtige angenehm gemacht werden. So kann insbesondere fast alles zur Strafe oder zur Belohnung gemacht werden.

Ich wüßte nicht, was einem Kinde von mittelmäßigen Anlagen, welches nicht schon verwöhnt, und dem insbesondere das Lernen nicht schon verleidet worden ist, nicht zum angenehmen Zeitvertreib und so allmählig zum angenehmen Unterricht gemacht werden könnte; wenn man immer die rechte Zeit wählte, wo es für sich selbst keine angenehme Beschäfftigung hat; wenn man mit einem Gesichte und in einem Ton die Sache in Vorschlag brächte, die nichts als Vergnügen ankündigten; wenn man wirklich selbst mit Lust das Geschäffte anfienge, und nicht länger fortsetzte, als man sich in guter Laune ohne merklichen Zwang zu erhalten weiß; wenn man dem Kinde nicht mehr dabey zu thun gäbe, als seinen Kräften und Fähigkeiten angemessen ist; und vor allen Dingen, wenn man sich das Vergnügen des Kindes die einzige nächste Absicht dabey seyn ließe.

Die Regel, die hierinne liegt, ist eben so anwendbar in vielen andern Fällen. Man kann alles angenehm und alles unangenehm machen. Wer das gröbste Beyspiel hievon haben will, denke an die Religion. So sehr sie dem einen Freude ist, so widerlich ist sie andern, und — nicht immer darum, weil die einen überhaupt so weit bessere, die andern so weit schlimmere Menschen sind; oder weil es objectivisch nicht dieselbe Religion ist. Ich habe ein merk-

würdiges Bekenntniß eines Mannes von vielen vortrefflichen Eigenschaften gehört; daß der erste Grund seines Unglaubens und Widerwillens gegen die Religion in seiner Jugend dadurch in ihn gelegt worden sey, daß man sein zu stark sich zeigendes Selbstgefühl zu oft damit niederdrücken und ihn demüthig machen wollte, daß man ihm sagte, seine vorzüglichen Geisteskräfte und Geschicklichkeiten geben ihm gar kein Recht, über andere sich zu erheben; denn es sey alles nur ein Gnadengeschenk Gottes.

§. 8.

Man muß der Natur zu allen ihren Wirkungen Zeit lassen.

So wie Speisen, die der Körper zu sich nimmt, eine gewisse Zeit der Verdauung erfordern, ehe sie ihm Nahrung und Stärkung verschaffen können; und wie die besten Arzneyen, wenn sie in zu großer Menge oder zu schnell hinter einander gebraucht werden, Krankheiten nicht heilen, sondern den Körper zu Grunde richten: eben also muß auch bey der Bildung und Regierung der Gemüther jedem Mittel, welches man gebraucht, und jedem Eindrucke, der dadurch hervorgebracht wird, die gehörige Zeit verstattet werden. Die gründlichsten Beweise erfordern eine gewisse Zeit, ehe sie vom Verstande so gefaßt, durchdacht und eingesehen sind, daß sie volle Ueberzeugung bewirken können. Und die kräftigste Sittenlehre, wenn sie auch schon mit Beyfall angenommen ist, kann noch viele Zeit nöthig haben, ehe sie zur wirksamen Triebfeder des Willens einwurzelt. Die besten Beyspiele bewirken nicht gleich beym ersten Eindruck willige

lige und getreue Nachahmung. Erwiesene Wohlthaten können scheinen keine Erkenntlichkeit erzeugt zu haben, oder Strafen keinen Trieb zur Besserung; und beydes kann noch wohl nachkommen; zu beydem kann der Grund schon gelegt seyn. Aber wir könnten das Werk der Natur stören und vernichten, wenn wir es ungeduldig beschleunigen, wenn wir ihre Wirkungsart nicht abwarten, wenn wir ihr zur Unzeit nachhelfen, oder sie auf eine andere Weise wirksam machen wollten.

Die Natur wirkt erst lange unsichtbar, ehe sie ihre Meisterwerke zum Vorschein kommen läßt. Unsichtbar entwickelt sich der Keim im Saamenkorn, unsichtbar senkt er seine Wurzel in die Erde, ehe die Pflanze oder der Baum vor uns aufwächset. Nicht minder tief gegründet und nicht minder stetig erfolgen ihre großen Wirkungen in der Geisterwelt.

Mit innigster Betrübniß habe ich oft die besten Eindrücke zerrütten und verwüsten sehen, dadurch, daß man ihre Wirkung nicht abwarten wollte oder nicht daran glaubte, weil sie nicht gleich zum Vorschein kam. Man verdoppelte die Portion Moral, oder das andere pädagogische Mittel, welches man in seiner Gewalt hatte, und — betäubte oder entkräftete. Nach allen meinen Beobachtungen muß ich der Meinung seyn, daß, wenn man bey der Erziehung Eltern und ihren Gehülfen nur eine Regel empfehlen dürfte, es die Regel der Geduld seyn müße.

Aber auch in größeren Wirkungs-Sphären ist diese Wahrheit nicht minder gültig und anwendbar. Sey

Aufklärung eines Volks, Entwöhnung vom blinden Aberglauben und grober Sinnlichkeit, sey Angewöhnung zur Frugalität und Industrie die Absicht; langsam und stetig muß man auch dabey zu Werke gehen, und der Natur Zeit lassen. Erst dieß Vorurtheil ausrotten, dann jenes angreifen; erst ein erweckendes Beyspiel recht zur Reife kommen lassen, dann ein zweytes aufstellen und ein drittes, ehe man Umformung der Denk- und Lebens-Art des großen Haufens zum Gegenstande anderweitiger, mehr umfassender Bemühungen sich machen kann. Vielleicht können die Keime neuer Denkarten und Sitten, die eine bessere Erziehung im Physischen und Moralischen ausstreut, erst im zweyten oder dritten Geschlecht der Nachkommen ihre ganze Form entwickeln. Wer nun nicht warten kann, sondern die frühere Wirkung erzwingen, sein Werk gleich sehen will, bringt höchstens unreife Früchte ohne Kraft und Bestand, oder Mißgestalten zum Vorschein, die Abscheu vielmehr als Segen und Wohlseyn verbreiten. Und ein Nachfolger im Geschäffte sieht sich vielleicht genöthiget, so viele Schritte und noch weiter zurück zu gehn, als sein ungeduldiger Vorfahrer der Natur zuvoreilen wollte; muß vielleicht die alten Vorurtheile alle wieder heiligen, weil man deren zu viele auf einmal hatte ausrotten wollen. Vielleicht bleibt eine Nation Jahrhunderte länger in der Barbarey, weil man bey dem ersten Versuch ihrer Cultur sie zu stark angriff.

Das Anhäufen und Abändern der Mittel kann auch aus dem Grunde, beym geistlichen wie beym leiblichen Arzte, nachtheilig werden, daß es Verdacht gegen die Kunst desselben und sein eigenes Vertrauen zu den Mitteln, die er gebraucht, erwecken kann. Und diese schlimmste

ste Auslegung kann bey dem erstern nicht einmal durch einen andern Verdacht verdrängt werden, daß er es mit der Apotheke gut meine.

§. 9.

Aber auch nicht säumen, wenn die erchte Zeit da ist.

Auch die Bildung der Gemüther und jedes Stück derselben hat seine Zeit; bey einzelnen Mrnschen und bey Nationen. Der angemessene Grad von Empfindlichkeit und Regsamkeit, die eben worauf gerichtete, oder freye und so leichter zu gewinnende Aufmerksamkeit, das Bedürfniß und Streben von Innen und die gute Gelegenheit von Außen — nicht immer findet sich dieses alles so zusammen, wie zuweilen.

Halbe Fertigkeiten velieren sich wieder, wenn die Uebung nicht fortgesetzt wird. Und wenn entgegengesetzte Dispositionen eine gewisse Stärke erlangt haben, lassen sie sich vielleicht nie wieder ausrotten. Obgleich die (objective) Wahrheit auf ewigen Gründen beruht, und vermöge der wesentlichen Gesetze des Verstandes in einem unveränderlichen Verhältnisse mit diesem bleibet: so ist doch der Mensch keinesweges immer gleich empfänglich für jede ihm heilsame Vorstellungsart. Vielmehr giebt es zur Annehmung, Werthschätzung und Befolgung gewisser Wahrheiten eigene Perioden des Lebens und der Cultur, beym einzelnen Menschen, wie beym ganzen Geschlecht; ein Alter zum Glauben und zur Liebe, wie es nicht wieder kömmt. In diesem rechten Zeitpunkt gegründet schlagen Glaube und Liebe Wurzeln, vermöge welcher sie noch wohlthätige Früchte bringen zu einer

Zeit, wo es zu spät gewesen wäre, sie erst begründen zu wollen. Und Liebe und Glaube müssen immer beysammen seyn; können einzeln nie recht aufkommen. Man kann nicht mehr lieben, so bald man nicht mehr glauben kann; und glaubt nicht mehr so fest, wenn das Bedürfniß der Liebe nicht mehr so stark ist.

Es ist ein höchst trauriger Anblick; wenn ein mit voller Jünglingskraft und mit allem Eifer der ersten Liebe nach Aufklärung und sittlicher Vervollkommnung strebendes Volk von seinem Beherrscher — gewaltsam zurück gestoßen wird. Möchte er gleichwohl nichts für diesen edlen Trieb thun — der Sinnliche! Möchte er nur nicht alle seine Macht anwenden, ihn zu unterdrücken! — Ein weiserer Nachfolger findet vielleicht dieß Volk durch Verzweiflung zur trägen Sinnlichkeit zurückgebracht, oder in die Bande des Aberglaubens aufs neue und für seine kurze Regierung zu tief verstrickt, um es wieder zu jenem Grade des geistigen Lebens und Emporstrebens erwecken zu können.

Man wendet sich nie zu spät zur Tugend; mag immerhin gesagt werden, in dem Sinn, daß es besser ist, spät es zu thun, als gar nicht. Und so auch dieß andere: daß Tugend für jedes Alter sich schicke. Aber wenn man den Begriff der Tugend zergliedert: so zeigt sich bald, daß Entschluß und Angewöhnung zu jedweder ihrer besondern Vorschriften und Ausübungen nicht in jedem Alter gleich leicht, oder nicht gleich verdienstlich und nothwendig ist. Man denke sich die mancherley geselligen Pflichten, und die dazu nöthigen moralischen Fertigkeiten und Neigungen.

Die

Die rechte Zeit läßt sich hier nicht nach Jahren, oder einem andern solchen allgemeinen Maaßstab bestimmen. Aber der aufmerksame Beobachter wird die angezeigten Bedingungen und Kennzeichen derselben in jedwedem Falle doch wohl zu unterscheiden wissen.

Kapitel II.

Besondere Regeln und Grundsätze.

A. In Hinsicht auf besondere Gemüthsarten.

§. 10.

Regeln und Grundsätze für die Behandlung der verschiedenen Temperamente. Des Sanguinischen.

Wenn man auch nur die allgemeinsten und unzweifelhaftesten Verschiedenheiten in Erwägung zieht, die sich beym Temperament, oder der körperlichen Constitution der Menschen zu erkennen geben; (Th. II. §. 18. ff.) vermöge welcher viele oder wenige Körperkraft mit vieler oder weniger Reizbarkeit und Empfindlichkeit verbunden; oder, nach dem verschiedenen Verhältniß zu den Erfordernissen einer guten Gesundheit, der Körper eine Quelle angenehmer oder unangenehmer Gefühle und Vorstellungen ist: so zeigt sich schon Grund genug zu manchen besondern Regeln, welche bey der Behandlung der menschlichen Gemüther nach Maaßgabe dieser Verschiedenheiten beobachtet werden müssen.

1) Wenn im Körper alles im gehörigen Maaße und Gleichgewichte ist, so wohl was die Bestandtheile des Geblüts anbelangt, als das Verhältniß der Reizbarkeit und Empfindlichkeit zur Muskelkraft — wir wollen dieß mit dem alten Namen das sanguinische Temperament nennen — da ist von den natürlichen Einflüssen des Körpers auf das Gemüth, wenn dieses sonst recht behandelt wird, am wenigsten Nachtheil zu befürchten. Frohsinn und Munterkeit ist die gewöhnliche Stimmung bey diesem Temperamente; und dieß ist doch überhaupt die vortheilhafteste Gemüthsverfassung, um für das Gute durch vernünftige Gründe sich einnehmen zu lassen. Bey einer solchen Stimmung ist der Mensch am wenigsten geneigt, die Dinge nur von der schlimmen Seite anzusehen; Schwierigkeiten zu machen, Bedenklichkeiten auszugrübeln. Bestimmte heftige Triebe und Leidenschaften können zwar auch beym Frohmüthigen Schwierigkeiten verursachen, wenn man ihm in den Weg tritt und widerstehen will; er hat Kraft und Empfindlichkeit genug zu starken Leidenschaften. Unterdessen läßt sich diesem Temperamente auch in solchen Fällen noch leichter beykommen, als den meisten andern. Es hat Empfindlichkeit für vieles, weniger Eigensinn und Beharrlichkeit als andere Temperamente. Nur nicht als Feind des Vergnügens muß man ihm sich zeigen. Mit lachender Miene, mit freundlichen Blicken, bisweilen mit einem witzigen Einfall, ist mehr bey ihm auszurichten, als mit grämlicher Sittenlehre, der sein Gefühl widerspricht, mit weit ausholenden Demonstrationen, die ihm leicht lange Weile machen, oder auch mit Drohungen, die es haßt, ohne sich sehr davor zu fürchten. Obgleich der Ehrtrieb bey diesem Temperamente nicht leicht übertriebene Forderungen macht: so muß er doch geschont werden. Der Sanguinische

guinische hat ein zu günstiges Selbstgefühl, und sieht sich auch insgemein zu sehr geliebt und geschätzt, um sich wegzuwerfen oder wegwerfen zu lassen.

Am meisten machen bey diesem Temperamente zu schaffen der Hang zu Vergnügungen, Veränderlichkeit und Leichtsinn, lauter natürliche Folgen des Frohsinns und der Sorgenlosigkeit. Das kräftigste Mittel zur Einschränkung dieser gefährlichen Dispositionen ist der dabey natürliche, nicht schwache und einer vortheilhaften Bildung fähige Ehrtrieb. In dem Maaße, wie dieser Trieb ausgebildet worden ist, kann man auf Beharrlichkeit des Sanguinischen bey einmal gefaßten Entschließungen und angefangenen Unternehmungen rechnen. Sonst ist es nicht rathsam, ihn sich allein zu überlassen; wenn er auf dem rechten Wege bleiben und stetig fortrücken soll. Denn die Natur hat für ihn Reitze und Anlockungen, welche ihn anhalten und abziehen können. Bey billiger Behandlung und in guter Gesellschaft werden Strafen doch nicht oft nöthig seyn, um das nöthige Nachdenken zu erwecken und seinen Leichtsinn zu fesseln.

Das Geblüt sey noch so flüchtig und das Temperament noch so munter: so giebt es doch Tage und Stunden, wo der Mensch zum Nachdenken aufgelegt ist; diese muß man nur nutzen; gebrauchen, aber nicht mißbrauchen; nihil nimis.

§. 11.

Beym cholerischen Temperamente.

Die hervorstechenden Züge im Character, wozu sich Gründe im cholerischen Temperamente finden, (B. II. §. 20.) sind Stolz, Hitze bey anscheinenden Beleidigungen und überhaupt Heftigkeit der Affecten. Bey diesem Temperamente muß daher alles genau abgewogen und abgemessen werden, damit es nicht zu stark afficire und aufreitze. Alles, was den Schein von Geringschätzung oder Zurücksetzung und besonders der Absicht über ihn sich zu erheben, und ihn zu verdunkeln oder zu erniedrigen haben könnte, muß mit größester Sorgfalt vermieden werden, wenn einem am Beyfall und Wohlwollen des Cholerikers gelegen ist. Die Ehrbegierde ist aber auch die schwache Seite des Cholerikers; zumal wenn sie nicht überall Befriedigung, sondern hie und da starken Widerstand findet. Dann ist derjenige, welcher seinen Vorzügen und Verdiensten die meiste Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oder die meiste Aufmerksamkeit und Achtung beweiset, und überhaupt sein Ehrgefühl mit möglichster Schonung behandelt, fast immer sicher, viel bey ihm auszurichten.

Man beweiset vielleicht jedem Menschen auf diese Weise am leichtesten, daß man Verstand habe, richtig und billig urtheile; besonders aber denjenigen, welche auf dieser Seite am empfindlichsten sind, und zu viel erwarten, um es für etwas ganz gemeines zu halten, wenn ihnen Genüge geschieht.

Gründe, die bey dem Choleriker leicht Eingang finden sollen, müssen als von ihm selbst herkommend, von ihm geborgt, oder in dem, was er selbst geäussert hat, schon enthalten, vorgestellt werden. Abstoßenden Widerspruch erträgt er am wenigsten. Wie weit man durch Vernunft mit ihm kommen könne, läßt sich freylich durch den allgemeinen Begriff des Temperaments noch nicht bestimmen; indem das Maaß der Verstandeskräfte und Einsichten noch von mehrern Ursachen abhängt. Aber Mangel der Einsicht oder des Nachdenkens wird er nicht gern sich Schuld geben oder verrathen wollen. Und darum läßt sich doch erwarten, daß gute Gründe, wenn sie nicht auf eine zu mißfällige Weise angebracht werden, sein Nachdenken reitzen und allmählig auf ihn wirken. Am leichtesten, wenn er sich nicht schon zu stark und zu bestimmt wogegen erklärt hat, um ohne allzuempfindliche Kränkung seines Stolzes seine Meinung ändern zu können. Ein Grund mehr, warum man geraden Widerspruch und Streit mit ihm zu vermeiden suchen muß. Es wird oft nicht so schwer seyn, zur Sache selbst ihn zu bringen, als zum Geständniß, daß er sich geirrt habe. Und bis zu diesem es zu treiben, wird insgemein um so weniger nöthig seyn, da das eigene Bewußtseyn sich geirrt zu haben, empfindlich genug für ihn ist, um nicht ohne Wirkung zu bleiben.

Wenn es nöthig ist, dem Choleriker harte oder bittere Wahrheiten zu sagen: so muß man sich sorgfältig hüten, nicht zu weit dabey zu gehen, nichts zu übertreiben; also vorher alles wohl überlegt haben. Man muß Schritt für Schritt gehen, und bey jedem Schritte zusehn, wie weit man es gebracht, oder in wel-

welche Dispositionen man den andern gesetzt habe. Also über sich selbst Herr bleiben, nicht in Hitze gerathen. Denn die Empfindlichkeit des Cholerikers und seine Neigung sich zu entschuldigen und Fehler anderer ihnen hoch anzurechnen, machen, daß er besonders in diesem Falle ein Versehen nicht leicht übersieht oder verzeiht. Leicht geschieht es alsdenn, daß er alles mit einander, was man ihm vortrug, Wahres und Falsches, mit Widerwillen und Verachtung verwirft, und in allem Recht zu haben vermeint. Man muß bey diesem Character nichts wagen; sondern seiner Sache erst recht gewiß seyn, ehe man sich mit ihm einläßt; muß Umstände veranstalten oder abwarten, wo die Sache so einleuchtend ist, daß sich gar nichts dagegen sagen lässet. Und alsdenn wird man desto mehr ausrichten, je ruhiger man sich dabey verhält; indem die Sache selbst spricht, oder das Wenige, was zu sagen übrig bleibt, das Nachdenken des andern hinreichend beschäfftiget. Einige Proben dieser Art, wenn man sie nicht durch entgegengesetzte Eindrücke wieder entkräftet, werden sehr dazu beytragen, daß man sich der Hochachtung solcher Charactere bemächtiget. Weil der Choleriker sehr empfindlich für Ehre ist, und auch Kraft hat, viel vermag, wenn er will: so kann man viel bey ihm ausrichten, dadurch daß man Zutrauen und gute Meinung von ihm zu erkennen giebt: und ihn bisweilen besser machen als er ist, indem man dieß Bessere, statt es ihm abzusprechen, vielmehr bey ihm voraussetzt. So haben Feldherren bisweilen eine schlechte Handlung in der Geburt erstickt, indem sie dem Unternehmen eine günstigere Auslegung gaben, und eine Wendung, durch welche der erwachte Ehrtrieb die

Rück-

Rückkehr zur Pflicht fand *). Fehler bey ihm einwurzeln und zur Gewohnheit werden zu lassen, hat aber auch eine besondere Gefahr darinne, daß sein Stolz ihn um so mehr abhalten könnte, den Fehler anzuerkennen, je länger er ihn gehegt hat; oder sein Kraftgefühl ihm Muth einflößen, die nachtheiligen Folgen desselben zu vereiteln, oder unbedeutend zu machen.

Es giebt sich leicht zu erkennen, daß die schlimmsten Charactere entstehen können, wenn Subjecte dieser Art bey der Erziehung mishandelt werden. Einige Hauptregeln, außer dem, was in dem Bisherigen schon enthalten ist, sind:

1) Oft Aufmerksamkeit in ihnen zu erregen auf gute Eigenschaften und Handlungen anderer; doch so, daß die Absicht nicht zu seyn scheint, sie zu demüthigen. Ersteres, damit sie nicht zu sehr von sich eingenommen werden, und alles neben sich geringschätzen. Letzteres aber, um sie nicht zu erbittern, wodurch alles verdorben werden könnte.

2) Eben so können sie am leichtesten auf ihre Fehler aufmerksam und zu deren Ablegung angetrieben werden, wenn eben diese Fehler an andern gerügt werden; zumal wenn es unter Umständen geschieht, wo dieselben nebst ihren nachtheiligen Folgen unverkennbar sind; wie wenn eben jemand sich dadurch allgemein lächerlich oder verhaßt machte. Ein junger Mann z. B. hat sich einige Zeit an einem Hofe aufgehal-

*) *Helvetius* de l'Esprit. Disc. III. Ch. VII.

gehalten. Sprache, Ton, Kleidung, sein ganzes Aeußeres verräth es, daß er glaube, dieß an sich bemerken lassen zu müssen. Dennoch würde es ihn erbittern, wenn man ihm diese Absicht zuschriebe. Aber bald nach ihm kömmt ein anderer eben daher, der dieß alles noch weiter treibt; er wird das Gespräche der Stadt. Ein Freund des erstern erzählt dieß in dessen Gegenwart. Und er hört auf den Hofmann in seiner kleinen Stadt vorzustellen.

3) Zwang und Abhängigkeit sind dem Choleriker im hohen Grade verhaßt; und Zwang ist um so weniger bey ihm nöthig, je mehr sich von der Stärke seiner Triebe und der Leichtigkeit sie zu reizen erwarten lässet. Aber je weniger willkürlicher Zwang bey cholerischen Gemüthern gut thut; desto mehr ist daran gelegen, daß sie bald aufmerksam werden auf die Gesetze der unvermeidlichen, natürlichen Abhängigkeit der einen Menschen von den andern; und einsehen lernen, wie die größtmöglichste Unabhängigkeit darauf beruhe, daß man das Aeußere, also auch die Ehre, nicht zu sehr schätze, sondern sein Inneres sich immer Hauptsache seyn lasse.

Insbesondere kann leicht eine der beschwerlichsten Arten von Characteren aus diesem Temperamente entstehen; wenn die Kraft von der Empfindlichkeit überwogen, die That also durch Trägheit oder Unvermögen verhindert wird, und denn doch der Schein dafür gelten soll. Am leichtesten bildet sich dieser Character bey Subjecten, denen viel geschmeichelt, und eine Kleinigkeit oft zum Verdienst angerechnet wird, und so könnte man vermuthen, daß das weibliche Geschlecht

einer

einer solchen Verbildung des cholerischen Temperamentes am meisten ausgesetzt seyn werde. Aber es fehlt auch nicht an eingebildeten Feuerköpfen unter den Männern. Sie zeichnen sich besonders durch Tadelsucht aus; obgleich Tadelsucht ihnen nicht allein eigen ist. Leichter ist es immer, durch lautes Tadeln das Ansehen besserer Einsichten sich zu geben, als durch stilles Wirken und Bessern ein bescheidenes Verdienst sich zu erwerben. Je mehr aber solche Menschen Werth darauf setzen, daß sie die Fehler anderer bemerken und anzeigen; desto weniger ertragen sie es, wenn sie Tadel trifft.

Solche eingebildete Menschen sind nicht damit zufrieden, daß man ihr Gutes mit Vergnügen anerkennt; man soll es bewundern, außerordentlich, und alles, was sie thun, gut finden. Wenn es immer möglich und erlaubt wäre, sich von ihnen wegzuwenden, und sie ihren Einbildungen zu überlassen: so wäre dieß vielleicht das rathsamste. Denn es ist schwer, mit ihnen fertig zu werden. Die Quelle ihrer Fehler, eine mit Einbildungen genährte Eigenliebe, ist gar zu unerschöpflich. Muß man in Verbindung mit ihnen seyn: so ist Geduld nöthig. Und Thaten vielmehr als Worte müssen, wenn es noch möglich ist, ihnen die Augen öffnen. Denn Worte verdrehen, oder gegen eines mit zehn andern erwiedern, ist insgemein einer ihrer Hauptfehler.

§. 12.

Vom hypochondrischen oder aetherischen Temperamente.

Dasjenige Temperament, welches ohne das Feuer und die Kraft des cholerischen doch viele Reizbarkeit

und

und Empfindlichkeit besitzt, habe ich (Th. II. §. 18.) nach Haller das hypochondrische genannt. Der Name kann damit vertheidiget werden, daß das Uebermaaß der Reizbarkeit bey keinem sehr festen, widerstehenden Muskelbau hypochondrische Dispositionen leicht nach sich ziehen kann. Der Name des aetherischen Temperamentes, den Plattner gebraucht hat, scheint aber doch passender zur Bezeichnung dieser Temperamentsverschiedenheit in ihren absoluten Eigenschaften betrachtet *).

Von den in diesem Temperamente gegründeten Gemüthsbeschaffenheiten verdienen hier hauptsächlich folgende in Betrachtung gezogen zu werden.

1) Kleinigkeiten können leicht ein wichtiges Ansehn bekommen; weil bey der vielen Empfindlichkeit und Reizbarkeit die Vorstellungen lebhaft und durch Associationen verstärkt werden; und bey geringerer Kraft auch das Nichtgroße eher ein bedeutendes Ansehen gewinnen kann. Also muß man sich bey diesem Temperamente auf plötzliche Anwandlungen von Lust und Unlust, Begierden und Verabscheuungen weit mehr gefaßt machen, als bey irgend einem andern. Aber man hat auch vor der Dauer und vor wichtigen Folgen weit weniger Ursache bange zu seyn. Denn eine Kleinigkeit kann auch das Gemüth wieder anders afficiren und umstimmen. Oder die Kraft ist bey einerley Art der Anwendung bald erschöpft und ermüdet. Oder der Schein der ersten lebhaften Vorstellungen mit ihren Nebenvorstellungen verliert sich, und mit ihm der Reiz.

Also

*) Plattners Philos. Aphorismen. Th. II. §. 594.

Also sind bey entstehenden Neigungen und Leidenschaften eines solchen Temperamentes nicht oft mühsame Gegenanstalten und Vorkehrungen nöthig; sondern man kann es noch wohl abwarten und von fern zusehen. Ja ein Widerstand, der nicht gleich sehr abschreckend sich zeigte, könnte die Antriebe noch vermehren, oder höchstens nur Verstellung bewirken; weil dieß Temperament für Unabhängigkeit besorgt macht, und also der Herrschaft anderer und der Einschränkung auszuweichen sucht.

2) Furcht ist überhaupt eine der natürlichsten Triebfedern desselben; und Verstellung als eine Folge dieser Furcht um so mehr zu erwarten, da bey der vielen und feinern Empfindlichkeit eine gewisse Gewandheit in Erzeugung von Gefühlen entsteht, die zur Kunst im Anstellen und Verstellen werden kann. Aber in der Kindheit, oder überhaupt, so lange noch wenige Festigkeit der Dispositionen da ist, kann doch durch unvermuthete oder sonst erschütternde Eindrücke diese Verstellungskunst, mittelst ihres eigenen Grundes, der Furcht, insgemein leicht vernichtet werden.

3) Bey mittelmäßig vernünftiger Behandlung muß ein sehr empfindliches und lenksames Ehrgefühl bald entstehen. Denn wo viele Empfindlichkeit ist, da wirken auch die Vorstellungen vom Abwesenden und Künftigen, also auch die Vorstellungen von Ehre und Schande und den Folgen derselben; und anhaltende Selbstgenügsamkeit mit Geringschätzung anderer ist gar nicht in den Anlagen dieses Temperamentes. Mittelst des Ehrtriebes kann aber auf dasselbe desto leichter gewirkt werden, da auch in dieser Beziehung kein ausnehmend grosses objectives Interesse nöthig ist, um Ein-

druck zu machen; nicht Aussicht auf weit sich verbreitenden Ruhm oder allgemeine Verachtung.

4) Eben so leicht kann mittelst der Religion auf diese Gemüthsart gewirkt werden. Denn weder Unempfindlichkeit, noch Stolz, der fremden Schutz entbehren zu können glaubt, oder nicht gern eine Macht über sich erkennt, widersetzen sich ihr. Herrschende üble Laune, die mit allem, und endlich auch mit der ganzen Natur und ihren Einrichtungen unzufrieden macht, gehört nicht zu den ursprünglich natürlichen Dispositionen dieses Temperamentes.

5) Aber die große Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Empfindungen, welche überhaupt dieses Temperament der Uebereilung in den Urtheilen und Entschließungen sehr fähig machen, wo nicht Furcht, Ehre und Religion sich widersetzen, können bey hohen Graden des Verdrusses und Schmerzens, besonders aber der Furcht vor Schande und Verachtung, zur äußersten Verzweiflung geneigt machen. Und die Neigung kann That werden, wenn der Augenblick des Entschlusses und die Gelegenheit der Ausführung zusammentreffen. Aufschub aber ist bey der Veränderlichkeit der Gemüther dieser Art meist auch genug zur Vernichtung der Entschließungen, die in Augenblicken der äußersten Angst und Verzweiflung gefaßt werden. Doch ist in dieser Hinsicht immer Vorsicht und Aufmerksamkeit bey der Behandlung dieses Temperamentes nöthig.

§. 13.

§. 13.

Vom böotischen, phlegmatischen und melancholischen Temperamente.

Auf das **böotische** Temperament, welches viele Kraft enthält, aber zu wenig Reizbarkeit und Empfindlichkeit, kann nicht anders als **langsam** gewirkt werden. Man muß Geduld mit ihm haben; aber es ist der Mühe werth. Denn durch anhaltende Uebung können nach und nach erhebliche Fertigkeiten in ihm erzeugt werden. Und diese Fertigkeiten können um so mehr ausrichten, da sie nicht leicht durch neue Reize unterbrochen und geschwächt werden, sondern sich durch fortwährende gleichförmige Wirksamkeit immer mehr vervollkommnen lassen.

Auf das **phlegmatische** Temperament, abgerechnet was bey gutem Unterricht und Uebung die **Vernunft mittelst vernünftiger Grundsätze** auch hier vermag, kann am leichtesten durch Furcht gewirkt werden, besonders Furcht vor beschwerlichen Arbeiten, oder allem dem, was der Ruhe und Gemächlichkeit Abbruch thut. Und wo es nicht sowohl aufs **Thun** als aufs **Geben** ankömmt; da läßt sich auch durch gute Worte und Schmeicheleyen, oder Aussicht auf sinnliches Vergnügen, etwas ausrichten. Sultane dieser Art sind die sicherste Beute der Schmeichler und Buhlerinnen. Und wenn unaufgeklärte Religionsbegriffe hinzukommen: so werden Gewissensärzte mit einem bequemen Universalmittel ihre Wesire.

Das melancholische Temperament ist ein verdorbenes Temperament, bey welchem Unordnung im Körper unangenehme Gefühle mit düstern oder schrecklichen Bildern in der Seele verursacht. Es kann also jedes andere Temperament, wenigstens jedes derjenigen, in welchen es nicht gar zu sehr an Lebenskräften fehlt, ins melancholische verwandelt werden. Aber es muß einen Unterschied machen, besonders auch bey der Behandlung, welches dieses Temperament erfordert, aus welchen Grundanlagen es sich erzeugte, und wie früh oder wie spät es daraus entsprang. Denn aus den ersten natürlichen Anlagen wird doch immer einiges übrig bleiben und im Gemüthe wirksam seyn. Und mittelst desselben wird wenigstens in gewissen Stunden, um so mehr gewirkt werden können, je tiefere Wurzel es gefaßt hatte.

Ueberhaupt aber läßt sich bey einem hohen Grade von Melancholie kaum von einer moralischen Regel ein sicherer Erfolg versprechen; nicht einmal von Beweisen der Liebe mit möglichster Aufmerksamkeit und Schonung. Denn durch die im Gemüthe regen Vorstellungen und Gefühle bekömmt gar zu leicht alles eine andere Gestalt und ein schlimmes Ansehen. Am schwersten wird die Beruhigung und Lenkung eines zur Melancholie gestimmten Gemüthes, wenn die durch innere Unordnung gestörten und gehemmten Kräfte dennoch stark gefühlt werden; Stolz und Zorn also Grund haben und sich zugesellen.

Ohne den Arzt wird der Moralist für sich allein hier selten viel ausrichten; da auch die Vorstellungen der Religion, wenn sie noch Eingang finden, mit den düstern Schatten und Schreckenbildern, womit das Gemüth

müth erfüllt ist, gern sich verbinden; und so die Ursachen der allernachtheiligsten Wirkungen werden.

Die Hauptregel hiebey ist, dem Schlimmsten zuvorzukommen. Also erstlich bey der Erziehung eines zur Melancholie und Schwermüthigkeit aufgelegten Gemüthes den Sinn fürs Gute und Erfreuliche, was für einen jeden auf der Welt vorhanden ist, desto sorgfältiger zu pflegen und zu stärken; das heißt die Aufmerksamkeit darauf lenken, überzeugende Gefühle davon verschaffen, die Vorstellungen davon recht beleben und geläufig machen, aufmunternde Gesellschaften und Reisen dazu gebrauchen; hingegen die Eindrücke des Uebels schwächen durch frühe Zugesellung und Belebung der dazu dienlichen Vorstellungen der Vernunft. (Th. III. §. 8. 9.) Wer bey sich selbst an der Verbesserung dieser Gemüthsart arbeiten will, muß sich eben auch auf diese Weise in der Fertigkeit, das Gute, was in ihm und für ihn vorhanden ist, leicht zu bemerken, und Gutes selbst am Unangenehmen aufzufinden, üben und weiter zu bringen suchen; und seine heitersten Stunden dazu anwenden. Es wird ihm zuerst schwer werden, und unnatürlich vorkommen. Aber ohne Mühe wird niemand weise und tugendhaft.

Und immer muß man sich, um gute Eindrücke im Schwermüthigen hervorzubringen, an ihn wenden, wenn durch irgend ein angenehmes Ereigniß sein Gemüth aufgeheitert ist; die Vorstellungen also, die man in ihm erzeugt, am wenigsten in Gefahr sind, durch widrige Associationen verdorben zu werden.

Umgekehrt muß man bey allzuflüchtigen und leichtsinnigen Gemüthern alsdenn Eindruck zu machen suchen,

wenn unangenehme Vorfälle sie ernsthaft und nachdenkend gemacht haben.

§. 14.

Regeln in Hinsicht auf die Verschiedenheiten der Verstandeskräfte und Einsichten.

Daß man mit Vorstellungen von solchen Dingen, von welchen Menschen noch gar keine Begriffe, für welche sie vielleicht keinen Sinn haben, nichts ausrichten könne; daß man also bey grobsinnlichen Menschen, bey welchen die Gefühle für feinere Reize idealischer Gegenstände und geistiger Vollkommenheiten noch nicht erweckt sind, auch die Beweggründe zu Entschließungen von diesen nicht hernehmen dürfe; daß man vielmehr alles von der Seite vorstellig und interessant zu machen suchen müsse, bey welcher es sich an die lebhaftesten Vorstellungen des andern anschließen kann; sind bekannte Grundlehren.

Da die Imagination bey den allermeisten Menschen den größten Antheil hat an der Erzeugung und Ausbildung der Triebfedern des Willens: so werden also auch die besonderen Dispositionen derselben bey der Bearbeitung der Gemüther mit Sorgfalt zu beachten seyn. Bey einer sehr empfänglichen Imagination wird man sich hüten müssen, von der Lebhaftigkeit der ersten Lust und des schnellgefaßten Vorsatzes auf die Beharrlichkeit und Genauigkeit in der Ausführung zu schließen. Bey einer minder reizbaren, mehr verschloßenen Imagination, die den innern Trieben der eigenen Launen oder des eigenen Verstandes folgt, kömmt es um so mehr darauf an, den rechten, oft einzigen Weg zu finden, da

man

man außerdem nicht nur vergeblich sich bemühen, sondern ganz zweckwidrige Gemüthsbewegungen hervorbringen, sich misfällig und verhaßt machen kann. Und ist beym ersten Versuch sehr gefehlt worden: so ist von einer solchen Imagination zu befürchten, daß sie auf lange Zeit jedem neuen Versuche, sie zu reizen, widersteht. Je lebhafter die Imagination: desto mehr hat man bey jedem Eindruck auf Nebenvorstellungen und manchfaltige Ideenverbindungen zu rechnen, und sich vorzusehen, daß diese den Hauptvorstellungen nicht nachtheilig werden. Wenn Menschen durch unordentliche Reize des Körpers, Mißverhältnisse der Organisation, sonderbare Grundsätze und Vorurtheile, oder durch irgend eine andere Ursache zu unnatürlichen Ideenverbindungen gestimmt werden: so müssen die Vorstellungen, die vernünftig in ihrem Gemüthe wirken sollen, mit besonderer Sorgfalt gegen solche widernatürliche Verbindungen bewahrt werden. Man muß nicht nur ihre wahren und wesentlichen Bestimmungen in das helleste Licht zu setzen, und mit den stärksten Gründen zu unterstützen suchen; sondern sie auch so einkleiden, solcher Ausdrücke sich bedienen, daß man den Kreisen jener Vorstellungen, in denen sich die Imagination dieser Menschen herumtreibt, so wenig als möglich nahe kömmt. Die Erfahrungen an Wahnsinnigen nicht nur und an Schwärmern, sondern auch an hypochondrischen und hysterischen Personen beweisen, wie oft die geübteste Klugheit ihre Absicht hiebey verfehlen könne.

Menschen, deren Verstand allzuleicht Aehnlichkeiten auffindet, und einseitig dabey verweilet, die also Dinge leicht einstimmiger, passender, thunlicher finden, als sie im Ganzen, nach allen ihren Beschaffen-

heiten und Beziehungen es sind, muß man auf Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten aufmerksam machen, wenn ihre Entschließungen vernünftig ausfallen sollen. Die andern hingegen, denen Verschiedenheiten, Abweichungen, Mängel und Unvollkommenheiten nicht leicht unbemerkt bleiben, sind besser als Rathgeber zu gebrauchen, wenn man in verwickelten Angelegenheiten sich selbst wozu entschließen will; als daß man durch sie oder in Gemeinschaft mit ihnen etwas auszurichten hoffen könnte, wo es auf Entschlossenheit und stetes Fortwirken ankömmt. Mit den eigentlich so genannten Schwierigkeitsmachern (patres s. matres difficultatum) ist kaum fertig zu werden. Denn sie wissen Mögliches und Wahrscheinliches nicht zu unterscheiden; oder finden nichts thunlich, worauf sie nicht zuerst verfallen. Wo man also ihrer Einstimmung oder Mitwirkung nicht entbehren kann; da muß man entweder handgreiflicher Beweise, einleuchtender Erfahrungen zu ihrer Ueberzeugung sich bedienen; oder sokratisch durch anscheinende eigene Zweifel und Fragen, selbst durch ihren Hang zum Widersprechen, zur Erkenntniß und Anerkennung dessen bringen, was ihren Willen bestimmen soll.

Menschen von lebhaftem Verstande und wenigen oder durch die Erfahrung noch nicht genug bestimmten und geläuterten Begriffen, sind zu schnellen und entscheidenden Urtheilen geneigt; ungeneigt, den Versicherungen, Rath und Beyspielen anderer, beym Mangel eigener Einsicht und Ueberzeugung, zu folgen. Man kömmt am besten mit ihnen fort, wenn man sie geduldig anhört, ihre ganze Weisheit vorbringen lässet, und durch leitende Fragen die Unvollkommenheit derselben ihnen bemerklich macht. Wo Zeit und Umstände

dieß

dieß langsame und nachgiebige Verfahren nicht gestatten; da ist die kürzeste bestimmte Erklärung rathsamer, als ein halbes nicht bis zu ihrer Ueberzeugung ausgeführtes Räsonnement; zumal wo man voraussehen kann, daß der Erfolg weitern Aufschluß der Gründe und Rechtfertigung bald mit sich bringen werde. Außerdem könnte eine solche dictatorische Behandlung freylich wohl Erbitterung, Neigung zu heimlicher Entgegenwirkung, und desto mehr Haß und Uebermuth, wenn man wirklich gefehlt hätte, nach sich ziehen.

Das Neue hat mehr Reize für solche Menschen als das Alte; weil bey jenem die Aeltern mit ihren Erfahrungen und erworbenen Einsichten wenig oder nichts voraus haben; vielleicht durch ihre tief eingewurzelten bisherigen Vorstellungsarten und Fertigkeiten gehindert werden, auf eine völlig anpassende Weise es zu behandeln. Man muß also dasjenige, was sie reizen soll, auf eine Weise, die ihnen neue zu seyn scheint, vorzustellen suchen, wo sie aber nicht gereitzt werden sollen, die Vorstellung der Neuheit ihnen zu benehmen oder zu schwächen suchen *).

*) Ich habe bey diesem Artikel hier um so kürzer seyn können, da ich schon an einem andern Orte (B. III. Abs. II. K. I.) praktische, oder dem Praktischen doch sehr nahe liegende Bemerkungen beygebracht habe.

§. 15.

Verschiedenheiten des Alters.

In den Verschiedenheiten des Körpers, der Einsichten und herrschenden Vorstellungsarten liegen auch die Gründe der vornehmsten Unterschiede bey den Hauptstuffen des Alters. Sinnlichkeit, Veränderlichkeit, Flüchtigkeit bestimmen hauptsächlich den Character der Kindheit. Vorstellungen vom innern Wesen der Dinge, und überhaupt solche Lehren, die nur durch tief eindringendes Nachdenken verstanden und interessant werden können, Vorstellungen von der fernern Zukunft, zu deren Ausbildung die gehabten Erfahrungen noch zu mangelhaft sind, der innere Blick noch nicht erweitert genug ist, sind in diesem Alter noch nicht zu gebrauchen. Wenn sie auch Eindruck machten: so könnte doch derselbe bey der Dunkelheit und Verworrenheit der Begriffe leicht zweckwidrige Wirkungen hervorbringen. Und wenn auch selbst die Vernunft zu außerordentlichen Aeußerungen frühzeitig dadurch geweckt würde: so könnte doch die vollständige und verhältnißmäßige Entwicklung aller zur Vollkommenheit des Menschen erforderlichen Naturanlagen dadurch gehindert werden.

Unmittelbares Vergnügen, augenscheinlicher Vortheil, Nachahmungstrieb, Liebe und Furcht, auf Gefühle oder wenig umfassende Erfahrungen und Einsichten gegründet, sind die Triebfedern, welche die Natur in diesem Alter gebraucht und gebraucht wissen will.

Noch nicht der eigentliche Ehrtrieb; denn es fehlt noch an Kräften und Geschicklichkeiten, sich wich-

tig

tig zu machen, Achtung sich zu erwerben. Wenn auch gleich die Natur bisweilen im Kinde diesen Trieb sich merklich äußern läßt: so ist es doch gefährlich, ihn zu reizen und bey den ersten kindischen Regungen ihn schon zu nähren. Denn entweder könnte er unter den kleinlichen Vorstellungen, die das Gemüth noch erfüllen, in Eitelkeit ausarten, oder bey stärkerem Vordringen einen Stolz erzeugen, welcher in das natürliche Verhältniß allseitiger Abhängigkeit und manchfaltiger Unterordnung nicht einpaßte.

Aber der Trieb, sich gefällig zu machen, Liebe sich zu erwerben, geziemt diesem Alter, und stimmt mit seinen Verhältnissen überein.

Alle Vorstellungen aber, die wirksam bleiben sollen, haben oftmalige Erneuerung nöthig, alle Triebfedern für bestimmte Absichten müssen oft aufs neue angeregt und gerichtet werden.

Je mehr im Jüngling die Kräfte sich vermehren und er sein Bild dem Bilde des Mannes näher kommen sieht: desto mehr hebt sich sein Muth, desto verhaßter wird ihm Abhängigkeit, desto reizender die Aussicht auf Freyheit und Selbstständigkeit. Nichts ist ihm so zuwider und im Stande, etwas verhaßt zu machen, als die Vorstellungen von kindischer Unwissenheit, Schwäche und Furchtsamkeit. Diese Vorstellungen müssen also vermieden und die entgegengesetzten beygesellt werden, wo er Lust bekommen soll. Nunmehr müssen für den Ehrtrieb Aussichten eröffnet und angemessene Gegenstände angewiesen werden. Aber so stark auch dieser Trieb schon ist: so hält ihm doch der Reiz des nahen sinnli-

chen

chen Vergnügens noch oft das Gleichgewicht. Es ist so gar möglich, daß er sich durch diesen seine Gegenstände anweisen, und Ausschweifungen im Genuß, als etwas Großes zum Ziel bestimmen läßt. Das Schlimmste, was sich ereignen kann; und wogegen frühe Angewöhnung zu feinern Vergnügungen, die mit der Cultur der Geisteskräfte in Verbindung stehen, und gute Gesellschaft die vornehmsten Verwahrungsmittel sind.

Gleichgültigkeit gegen sinnliches Vergnügen darf im Alter, wo die Empfindlichkeit so groß ist, und noch so vieles den Reiz der Neuheit hat, nicht gefordert, auf beständige Mäßigung nicht gerechnet, Aufmunterung zum Genuß in der Regel nicht für nöthig gehalten werden.

Unterdessen kann im Jünglingsalter bey großen Anlagen des Geistes unter dem Einfluß und der Vereinigung körperlicher und moralischer Ursachen eine eigene Art von Unzufriedenheit und Gleichgültigkeit gegen alles, was den Sinnen vorkömmt, entstehen. (Th. I. §. 33. f.) Dieser Zustand verdient allemal Aufmerksamkeit und vorsichtige Behandlung. Es kömmt zuförderst darauf an, seine Gründe zu entdecken, ob sie in unbehaglichen Körpergefühlen, die der Unzufriedene sich selbst nicht zu erklären weiß, oder in innern Gefühlen und Vorstellungen, in Gefühlen wirklich vorhandener reger Kraft, oder den Antrieben romanenhafter Vorstellungen und übertriebener Ansprüche, liegen. Im letztern Falle muß das Fehlerhafte durch allmählig zu bewirkende richtigere Selbstschätzung und vernünftige Begriffe von der Welt verbessert; bey unbefriedigten Strebungen wirklich vorhandener Kräfte, durch Eröffnung mehrerer Aussichten auf angemessene Anwendungen regelmäßig gebildeter und

bewähr-

bewährter Kräfte Muth und Hoffnung gestärkt; überhaupt aber der hohe innere Werth einer richtigen Erkenntniß, und eines dadurch bestimmten vernünftigen Willens, der allen äußern Genuß und alle äußern Vortheile unendlich übersteigende Werth des innern Friedens, der Selbstbeherrschung und Selbstständigkeit, der Folgen eines nach der bestmöglichen Erkenntniß sich bestimmenden Willens, einleuchtend gemacht werden. Wenn hierüber Licht im Innern aufgegangen ist: so werden nicht oft Zerstreuungen der trübsinnigen Vorstellungen durch äußere Mittel, körperliche Uebungen und Reisen nöthig seyn. Doch kann der Einfluß des Körpers auf diesen Gemüthszustand zu groß seyn, als daß die Hülfe, die von dieser Seite oft allein kommen kann, außer Acht gelassen werden dürfte.

Der Mentor des Jünglings sey Freund des Vergnügens, schreibe aber sich selbst strengere Gesetze der Mäßigung und Selbstbeherrschung beym Genusse vor, als seinem jungen Freunde. Er kränke nicht sein Ehrgefühl durch öffentlichen Tadel; und opfere lieber von seiner eigenen Ehre etwas auf, sofern diese vom Urtheil unverständiger und unbilliger Richter abhängt. Seine auf die Stunde der vertraulichen Einsamkeit versparte Erinnerung wird desto mehr wirken; und sein in den feinern Gefühlen geschonter und gestärkter Freund wird lernen in seinen Augen und auf seinem Gesichte Erinnerungen zu finden, die sonst niemand bemerkt; und sie nicht verachten. Er fordere nicht Ehrfurcht; aber er verdiene sie. Am wenigsten suche er in seiner Größe sich zu zeigen, wenn der andere fiel; sondern lasse sich theilnehmend herab, ihn aufzurichten. Kurz, er habe bey mehrerer Erfahrung und Einsicht ganz das

innere

innere Gefühl und äußere Ansehen eines Freundes, dem das Vergnügen, die Ehre und das wahre Wohl des anderen letzter Zweck ist; ohne Hinsicht auf die Folgen, die für ihn selbst daraus entstehen. Je weniger er sich und das Seinige dabey vor Augen hat; desto gewisser wird ihm das Beßte, was er für sich dabey wünschen kann, am Ende zu Theil werden. Eine Regel des Rechtverhaltens, die nicht in diesem Verhältnisse allein, aber doch auch hier eine der allerwesentlichsten ist.

Der Mann ist bedachtsamer; läßt sich weniger einnehmen durch das Aeußere und den ersten Anschein, am wenigsten beym neuen; welches um so weniger günstige Gesinnungen in ihm vorfindet, je mehr es abweicht von dem, worauf er sich eingerichtet, und worinne er sich wohl befunden und mit Vortheil gezeigt hat. Er sieht mehr auf die entfernten Folgen; berechnet Vortheile und Kosten und Gefahren genauer; fürchtet mehr, hofft weniger von andern Menschen, als der Jüngling. Offenherzigkeit ist seltener bey ihm; die Verstellung manchfaltiger geworden. Die Regeln, die hierinnen liegen, lassen sich leicht entwickeln.

Um auf Menschen im Alter der abnehmenden Lebenskräfte Einfluß zu erhalten, muß man mehr Achtung für sie und mehr Wohlgefallen an ihrer Gesellschaft beweisen, als gewöhnlich geschieht. Man muß ihre Schwachheiten nicht bemerken, oder wenigstens kein Mißfallen daran zu erkennen geben; ihren Erzählungen und Lehren mit Aufmerksamkeit zuhören; keine Vorliebe und Bewunderung fürs Neue auf Kosten des Alten verrathen; jenes, wo es seyn kann, in ein solches Verhältniß zu diesem setzen, daß dieß in einem

vor-

vortheilhaften Lichte dabey erscheint; etwa als Grund und Vorbereitung des Guten, was nun zu Stande oder der Vollkommenheit näher gebracht ist. Alles dieß völlig aufrichtig; oder um so weniger mit merklichem Zwange, je schärfer noch ihr Blick ist, und je feiner ihr Ehrgefühl. Diejenigen Fehler, die mit ihren herrschenden Begriffen und Gefühlen am meisten im Widerspruch stehn, dergleichen Hang zur Verschwendung und zu lärmenden Lustbarkeiten sind, müssen unter ihnen am sorgfältigsten vermieden oder verborgen werden. Insgemein hören sie auch nicht gern von ihrem Alter und vom Tode sprechen.

§. 16.

Regeln des Verhaltens gegen das weibliche Geschlecht.

Um diesen wichtigen Artikel hier nicht ganz zu übergehen, will ich aus dem, was bey den Untersuchungen über die Gründe des weiblichen Charakters (Thl. II.) schon so angemerkt worden ist, daß sich praktische Folgerungen leicht von selbst dabey ergeben, doch noch einige derselben ausdrücklich ableiten.

1) Im Betragen gegen das weibliche Geschlecht muß man überhaupt auf Kleinigkeiten aufmerksamer seyn, als unter Männern; weil es selbst aufmerksamer darauf ist. Man kann nicht nur durch Kleinigkeiten mehr Eindruck auf Personen dieses Geschlechts machen, Gefallen oder Mißfallen ihnen verursachen, Verdienste sich erwerben, u. s. w. Sondern auch in ihrem Betragen ist vieles nicht für Kleinigkeit zu achten, was an uns es seyn würde; eben weil das Kleine von ihnen

nen nicht leicht unbeachtet bleibt, mehr mit im überlegten System, weniger zufällig ist. Sie schließen aus Kleinigkeiten an uns vielleicht mehr als sie sollten; wir bey ihnen weniger als wir dürften.

2) Insbesondere sind alle Regeln des Wohlstandes im Verhalten gegen dieses Geschlecht wichtig. Aber es verwechselt leicht das Uebliche mit dem Natürlichen, setzt es oft über dasselbe, opfert der Mode viel davon auf, denkt nicht so oft an das, was geschehen sollte, als an das, was geschieht.

3) Auf die Art, wie man etwas thut oder spricht, auf Miene, Ton, Stellung kömmt also auch viel, äußerst viel an. Mit Beweisen von Liebe und unterscheidender Achtung begleitet, in Aeußerungen dieser Gesinnungen eingekleidet, findet fast alles Verzeihung, wenn nicht Beyfall. Ohne diesen Schmuck kaum die reinste Tugend, die aufrichtigste Liebe.

4) Wie sehr auch einige Personen dieses Geschlechts das Nützliche und Große zu schätzen wissen: so hat man doch im Allgemeinen Grund, vorauszusetzen, daß sie den Werth des Gefälligen und Angenehmen, ein kurzes Vergnügen, einen kleinen Zeitvertreib und Talente, die dazu dienen, eher zu hoch ansetzen, und leichter durch den Mangel an diesem als an jenem abgeschreckt werden.

5) Unempfindlichkeit gegen alle Arten von Schmeicheleyen, scharfe Prüfung des ertheilten Beyfalls, seltene Eigenschaften unter den Männern, sind noch seltener beym andern Geschlecht. Wenn es gleich Verstand genug

besitzt,

besitzt, um nicht jedes Kompliment mit gleichem Wohlgefallen anzunehmen: so ist doch nicht leicht das Subject, von dem es herkömmt, oder der Gegenstand, auf den es sich bezieht, zu gering, um einigen Eindruck zu machen. Die Erziehungsweisheit erfordert, die weibliche Vernunft auf die Gefährlichkeit dieser natürlichen Neigung aufmerksam zu machen, und zur Mäßigung derselben sie zu stärken; die Klugheit überhaupt, die Wirkungen vorauszusehen, die vermöge derselben in guter und böser Absicht hervorgebracht werden können.

6) Religion sey ein Hauptaugenmerk so wohl bey der Bildung, als bey der Erforschung des weiblichen Characters. Obgleich nicht Religion allein ihn bestimmen kann; diese vielmehr durch die übrigen Grundanlagen desselben beym Weibe, wie beym Manne, zum Theil selbst bestimmt wird; obgleich die häßlichsten Eigenschaften im weiblichen Gemüthe mit einer Art von Religiosität, mit vielem Aberglauben und Andächteley verknüpft seyn können: so läßt doch Mangel an aller Religion, Unglauben, mit noch mehrerem Grunde auf einen schlimmen Character beym Weibe schließen, als beym Manne. Denn Irreligion ist noch unnatürlicher bey jenem, als bey diesem (Th. II. S. 338. f.) Es ist vielweniger zu vermuthen, daß sie sich da auf viel befassendes wenn gleich abirrendes Nachdenken, vielmehr daß sie sich auf Affectation und Eitelkeit gründe. Und was wird dann nicht das Weib dieser Eitelkeit aufopfern, wenn es ihr die Religion, das erhabenste, heiligste Bedürfnis eines abhängigen Wesens, aufgeopfert hat?

7) Die Grenzen der Philosophie erlauben nicht, über alles, was hieher gezogen werden könnte, sich aufs

bestimmteste zu erklären; wenn es gleich für die Lebensweisheit von großer Wichtigkeit seyn kann. Aber was einer meiner Freunde einmal urtheilte, er sey gewiß, K. Elisabeth würde das Todesurtheil der K. Maria acht Tage früher oder später nicht unterschrieben haben; gründet sich auf Beobachtungen über den Einfluß des Körpers in den Gemüthszustand dieses Geschlechtes, die zu manchen Regeln der Klugheit und Billigkeit im Verhalten gegen dasselbe führen können.

§. 17.

Vermischte Regeln in Beziehung auf allgemeinere Gemüthsverschiedenheiten.

Es giebt noch mancherley Verschiedenheiten der Gemüther, die nicht einem Temperamente oder Alter oder Geschlechte ganz besonders zukommen, sondern aus mehrern innern und äußern Gründen entspringen können, und doch auch eigene Regeln des Verhaltens nöthig machen.

1) Bey Menschen, die viel auf Formalitäten halten, mit dem Ceremoniell es genau nehmen, muß man eben hierauf auch mehr Sorgfalt verwenden. Ein Wort mehr oder weniger auf der Ueberschrift eines Briefes, oder bey der Anrede in demselben, das Maaß des Abstandes dieser Anrede oder der Unterschrift vom Uebrigen, die Unterlassung eines Besuchs oder eines Glückwünschungs-Schreibens bey irgend einer Gelegenheit, wo das herkömmliche, wenn gleich für beyde Theile beschwerliche und unnütze Ceremoniell dergleichen vorschreibt — und solcher Dinge mehr, sind im Verhältniß zu Personen die-

dieser Art nicht Kleinigkeiten, sondern von Wichtigkeit, wenn man ihre Achtung und Gewogenheiten sich verschaffen und beybehalten will. Die Gründe eines solchen Characters können verschieden seyn. Er kann seinen Grund in der Liebe zum Alten und Gewohnten haben; oder im Mangel an wichtigern Beschäfftigungen, Ueberflusse an Zeit. Aus beyden Ursachen ist es gewöhnlicher bey Alten als bey jungen Leuten. **Stolz** und **Argwohn**, der leicht das Schlimmere vermuthet, und daher aus kleinen Nachläßigkeiten auf Mangel an aller Achtung und Ueberlegung schließet, oder **Eitelkeit**, die auch an den geringsten Vorzügen und deren Anerkennung Gefallen findet, liegen doch wohl immer dabey zum Grunde.

Die Regeln aber, die daraus fließen, richten sich in ihren genauern Bestimmungen nach der Verschiedenheit der Gründe dieses Characters. Beym Stolzen kann eine neue Wendung, selbst eine nachdrucksvolle Abkürzung eine gute Wirkung thun. Nicht so beym Eiteln, dessen Aufmerksamkeit das kleinste Zeichen von Achtung an sich zieht, oder dem müssigen leeren Kopf, dem Ceremoniell die passendste Beschäfftigung ist. Es giebt Leute, die sich selbst aus dergleichen Formalitäten nicht viel machen; aber die es doch nicht unbemerkt lassen, wenn ein anderer dagegen verstößt; weil sie sich auf jedes Wissen etwas zu Gute thun, oder gern hofmeistern. Diesen kann man bisweilen so gar durch ein Versehn dieser Art eine kleine Freude machen; wenn man nur ihren kleinen Verweis gut aufnimmt. Noch scheinen manche in dem Zwang, den sie andern Untergeordneten, oder jüngern Collegen auflegen, eine Art von Entschädigung zu finden, für den gleichen Zwang, dem sie ehe-

dem sich unterwerfen mußten. Mit diesen läßt sich, wenn sie sonst gutherzig sind, bisweilen noch wohl kapituliren.

2) Zu den sonderbaren Gemüthseigenschaften, durch welche vernünftige Absichten sehr erschwert werden können, gehört auch die Neigung, alles von einer lächerlichen Seite anzusehen oder in das Lächerliche zu ziehen. Sie kann vermöge ihres Grundes von sehr verschiedener Art seyn. Leichtsinniger, unbändiger Hang zum Vergnügen, Scherzen und Lachen kann die Quelle seyn, ohne daß der Gedanke und die Absicht andere zu kränken dabey ist. Dann ist das wirksamste Mittel, dem Trieb, wo es nöthig ist, Einhalt zu thun, daß diejenigen, die der Liebe und Achtung solcher Personen mächtig sind, ihr Mißfallen ernstlich und nachdrücklich zu erkennen geben. Diejenigen, die ihre Liebe und Achtung noch nicht besitzen, müssen zuförderst diese sich zu verschaffen suchen; welches bey Personen dieses Characters nicht sehr schwer ist.

Wenn aber jener Trieb Geringschätzung anderer zum Grunde oder mit sich verbunden hat; wenn er die Wirkung eines Stolzes ist, welcher in der Verkleinerung dessen, was außer ihm ist, Befriedigung findet; so ist ihm schwerer abzuhelfen. Empfindlichkeit dagegen zeigen, würde der Triumph des bösen Geistes seyn und ihn nur noch mehr reizen. Eher wird die Absicht vereitelt und der Trieb geschwächt, wenn entweder gar nicht darauf geachtet, oder, was tiefen Eindruck machen sollte, blos als ein Einfall zum Lachen aufgenommen und verlacht wird. Es ist bisweilen doch auch möglich, der Liebe und Achtung solcher Personen sich zu bemächtigen.

gen. Und sie lieben diejenigen, denen dieß gelingt, desto stärker, je weniger Gegenstände ihre Liebe und Achtung theilen.

3) Bey Menschen, in welchen der sinnliche Eindruck noch sehr viel Einfluß auf das Vernunfturtheil hat, die z. B. sich leicht bestimmen, für gesund zu halten, was gut schmeckt; muß man sich erst angenehm zu machen suchen, ehe man unternimmt, Achtung sich zu verschaffen. Denenjenigen hingegen, bey denen Vorstellungen und Vorurtheile, die sie mitbringen, selbst gegen Empfindung und Augenschein das Urtheil bestimmen, denen etwas leicht widerlich werden kann durch die Vorstellung, daß es schädlich sey, muß man zuförderst eine günstige Meinung von sich beyzubringen suchen, ehe man unternimmt, durch sein Aeußeres Eindruck auf sie zu machen.

4) Auch der Trieb zu widersprechen und zu streiten kann aus mehrern Gründen entstehen; aus der Neigung seine Kraft zu zeigen und durch die Verlegenheit des andern einen angenehmen Zeitvertreib zu gewinnen; aus Geringschätzung fremder Vorstellungen und stolzem Vertrauen auf seine eigenen Einsichten; aus grämlicher Tadelsucht, die sich einige Erleichterung verschaffet, wenn sie ihre Galle oder üble Laune ausläßet; endlich aus mißtrauischer, ängstlicher Sorgsamkeit, die sich nur beym hellesten Augenschein beruhigen kann. Eine bekannte und nicht ganz zu verwerfende Regel gegen einige dieser Menschen ist durch Vertheidigung einer andern Meinung auf diejenige sie zu bringen, welche angenommen und befolgt werden soll. Eine andere, sich kurz zu fassen; um des Stoffes zum Streit desto weniger herzugeben. Denn

streitsüchtige Menschen fallen eben so leicht auf einen zufälligen Nebenumstand, ein zufällig entwischtes Wort, als auf das, was zum Wesen der Sache gehört. Begreiflich ist es auch, daß man den Vortrag, der zur Entschließung bestimmen soll, entweder so lange vorher thun müsse, daß noch Zeit genug da ist, die Einwürfe zu heben oder verdunsten zu lassen; oder mit der Ankündigung seiner Meinung überraschen, wenn ohne Aufschub etwas gethan, und also eine Parthey ergriffen werden muß.

B) Besondere Regeln in Hinsicht auf besondere Zwecke, Mittel und Verhältnisse.

§. 18.

Von den Mitteln, Neigungen zu erwecken und zu stärken.

Der Wille ist, wie der Verstand, in seinem ursprünglichen Wesen an gewisse Gesetze gebunden. Aber durch diese allein ist sein Verhalten in Ansehung besonderer Gegenstände lange noch nicht genau bestimmt. Es kömmt auf die Vorstellungen an, die er von ihnen hat. Wovon einer gar keine Vorstellung hat, darnach kann er auch kein Verlangen haben; und falsche Vorstellungen können abgeneigt machen von dem, woran bey richtiger Erkenntniß das größte Vergnügen entsteht. Das Daseyn aber und die Beschaffenheit dieser Vorstellungen beruht zum Theil auf mancherley zufälligen, veränderlichen, innern und äußern Gründen.

Dieß beweiset nicht nur die Zulässigkeit, sondern führet auch auf die Beantwortung der Aufgabe: Wie

Nei-

Neigungen erzeugt und gestärket werden können. Neigungen erwecken, heißt nichts anders als Vorstellungen erwecken, die vermöge eines unmittelbaren oder mittelbaren Interesse den Willen reizen; und ihnen eine solche absolute und relative Stärke verschaffen, daß sie anhaltend wirksame Triebfedern werden.

Wenn also in einem Menschen eine Neigung zu einer Person oder Sache erweckt werden soll: so muß zuförderst untersucht werden, ob er überall schon einige Vorstellung und Kenntniß vom Gegenstande habe oder nicht; und im ersten Falle, ob dieselbe dem Gegenstande günstig ist oder nicht.

1) Wenn nicht widrige, sondern noch gar keine, oder nur schwache und unvollständige Vorstellungen im Gemüthe sind: so muß also die Erkenntniß vermehrt werden; durch eigene Empfindung und Anschauung oder durch Beschreibung und Vergleichung. Ueberhaupt läßt sich nicht sagen, welcher Weg der beste sey; wie denn auch die Umstände nicht immer jeden sogleich betreten lassen. Ohne Hülfe der Imagination und ihrer belebenden oder vergrößernden Zusätze entstehen die wenigsten Begierden und Entschließungen. Jene Zusätze erfolgen aber oft desto reichlicher, je mehr es noch an vollständiger und deutlicher Erkenntniß fehlet. Hieraus soll hier doch nur so viel gefolgert werden, daß es möglich sey, Neigungen zu erzeugen zu Gegenständen, von welchen man noch keine Erfahrungen gehabt hat. Keineswegs, daß es bey der Absicht dauerhafte Neigungen zu begründen rathsam sey, einzig oder hauptsächlich mittelst der Phantasie das Gemüth in Bewegung zu setzen. Denn da könnten Vorstellungen und Erwartungen entstehen, bey welchen der Gegenstand in der Wirklichkeit

allzusehr verlöre. Und wenn dann das reizende Bild beym Augenschein des Gegentheils verschwände: so könnte desto mehr Kälte und Abneigung entstehen, je größer der Verdruß über die erlittene Täuschung wäre. Nur da kann es gewagt werden, durch idealische Geschöpfe der Einbildungskraft die Triebe zu erwecken und anzufeuern, wo man sicher ist, der entgegenstehenden Erfahrung nicht eher ausgesetzt zu werden, bis das Ziel erreicht ist. Oder wo ein anderes Interesse aus der fortgesetzten Handlung und den dadurch gebildeten Trieben entsteht, welches das eingebildete ersetzen und vergessen machen kann. Oder bey Menschen, die Stolz und Einbildung genug besitzen, um einen Irrthum, in den sie einmal eingegangen sind, lieber hartnäckig und bis zur Selbsttäuschung zu behaupten, als einzugestehen. Oder endlich bey Menschen von unbeschränktem und blindem Vertrauen.

Je weniger man sich also von einem Menschen blinden Glauben versprechen darf und ein gegen widrige Erfahrungen aushaltendes Vertrauen; je mehr derselbe geneigt ist, Urtheile und Verheißungen anderer genau zu prüfen und strenge zu richten: desto mehr muß man sich vorsehen, nicht zu viel Rühmens vom Gegenstand zu machen. Vielmehr kann es rathsam seyn, auch das Gute, was man mit Wahrheit sagen könnte, nicht alles auf einmal und zum Voraus zu sagen; wenn die Absicht ist, eine dauerhafte, tief einwurzelnde Neigung zu erzeugen. Denn das Neue und Unerwartete wirket mit besonderer Kraft. Und das Selbstbemerkte hat als solches ein eigenes Interesse, durch das es an sich zieht und festhält. Man traut dann auch in der Folge Verheißungen desto mehr, wenn die Hoffnungen, die sie erweckten, durch den Erfolg

folg übertroffen wurden; und wird geneigt, sich selbst zur Folgsamkeit gegen Rath und Willen desjenigen zu bestimmen, der die Vortheile, zu denen er Anleitung giebt, so bescheiden ankündiget.

Vorstellungen vom Werthe der Dinge, die der Empfindung nahe kommen, können, noch leichter als durch bloße Beschreibungen, aus **Beyspielen** entstehen, die man vor Augen stellt. Wer Menschen bey gewissen Beschäfftigungen oder Zeitvertreiben so vergnügt sieht, wie er auch seyn zu können wünscht und wünschen muß; bekommt leicht Lust zu eben solchen Beschäfftigungen und Zeitvertreiben; wenn sonst nichts dagegen ist. Vom rechten Verfahren, wenn durch Beyspiele auf die Gemüther gewirkt werden soll, wird weiter unten noch besonders gehandelt werden.

Wenn aus **eigener Erfahrung** Neigungen entstehen sollen: so ist sehr viel **am ersten** Eindruck gelegen. Also an der Wahl des einzelnen Gegenstandes, der Zeit und aller Umstände. Wenn z. B. Das Lesen jemanden zur angenehmen Unterhaltung gemacht werden sollte, neben andern Zeitvertreiben, die er schon kennt und liebt: so müssen die ersten Bücher, auf die seine Aufmerksamkeit geleitet wird, ganz nach **seinem Geschmacke** gewählt werden; also von Gegenständen handeln, mit denen er sich gern beschäfftiget, und von allem, was ihm unangenehm ist, wo möglich, gar nichts enthalten. Noch wäre es sehr gefehlt, wenn man zu einer Zeit, mit der er ohnedem gut fertig zu werden weiß, zum Lesen dieser Bücher ermuntern wollte. Am wenigsten aber würde man ausrichen, wenn man mit finsterer Stirne oder unfreundlichen, gebieterischen Worten dazu aufforderte.

Statt dessen lasse man Freunde des Jünglings oder Knabens über Bücher, die auch für ihn sind, sich unterreden, und das Vergnügen, so sie ihnen machen, ungezwungen zu erkennen geben in seiner Gegenwart, und wenn er müßig genug ist, recht Antheil daran zu nehmen. Oder man lese ihm, wenn er lange Weile hat, einige anziehende Stellen vor, nicht bis zur Sättigung. Man lasse ihm ein passendes Buch von einer Person, durch die es einen besondern Werth erhalten kann, schenken. Auf diese Weise kann die Grundlage zur Erzeugung einer Neigung zum Lesen veranstaltet werden. Und die hierinnen enthaltenen Regeln lassen sich leicht für mehrere Fälle mit der nöthigen Veränderung anwenden. Eine Voraussetzung ist immer, daß man die Denkart und die herrschenden Neigungen des andern kennen müsse.

2) Wenn nachtheilige Vorstellungen vom Gegenstand, für welchen eine Neigung erzeugt werden soll, im Gemüthe sind: so müssen diese entweder durch Vernunftgründe, oder durch gültige Zeugnisse und Versicherungen anderer, oder durch eigene Erfahrungen des Gegentheils entkräftet werden; wie wenn Neigungen ausgerottet werden sollen.

3) In jedem Falle muß man auf die ersten vortheilhaften Eindrücke nicht zu sehr vertrauen; nicht dabey es bewenden; aber auch nicht gleich sich abschrecken lassen, wenn die ersten Versuche nicht so fort den gewünschten Erfolg haben. Die dauerhaftesten Neigungen sind insgemein diejenigen, die nach und nach aus mehrern mit einander sich vereinigenden Eindrücken entstehen. Ideenadsociation ist das große Triebrad in der menschlichen Seele. Und es lassen sich ja nach und

nach

nach durch bloße Coexistenz alle ihrem Wesen nach gar nicht zusammen gehörige Vorstellungen in bleibende Verbindung mit einander bringen. Es läßt sich ja auf diese Weise das Ernsthafte lächerlich, und das Unbedeutendste wichtig; die widerlichsten Dinge lassen sich anziehend, und die angenehmsten abschreckend machen. Nur Zeit, nur Abwartung der rechten Augenblicke und Umstände, wo alles zu einem einstimmigen Eindruck sich vereinigen kann, sind dazu nöthig.

So lange eine Neigung noch schwach ist: müssen alle widrige Eindrücke, nachtheilige Urtheile anderer, Vorwürfe, Verspottungen geachteter Personen, mißlingende Versuche, allzuviele Anstrengung erfordernde Schwierigkeiten und Hindernisse möglichst vermieden werden. Denn daß dadurch die Antriebe eher noch gereizt werden sollten, wie bey gewissen Gemüthsarten, oder wenn die Neigung schon tief gewurzelt ist, geschieht; läßt sich hier im Allgemeinen nicht annehmen. Aber die Eindrücke unter allerley gefälligen Abänderungen, und indem einem jeden nur so viele Zeit gelassen wird, als zu seinem völligen Eindringen nöthig ist, oft erneuern; immer von einer andern Seite den Gegenstand reizend erscheinen lassen; itzt lieblich für die Sinne, dann den höhern Strebungen angemessen; hier durch eigene Gefühle, dort durch Beyspiele und einstimmige Urtheile den Trieb beleben; besonders aber den Ehrtrieb für ihn gewinnen oder wenigstens vor den Einsprüchen desselben ihn bewahren — dieß ist es, was Neigungen aus den ersten schwachen Regungen zu herrschenden Trieben und Leidenschaften erhebt.

Ob man es mit flüchtigen Gemüthern zu thun hat, die leicht neue Eindrücke aufnehmen, und das Alte darüber

über vergessen, die leicht alles reizet, aber nicht lange festhält; oder mit Menschen, die alles, was sie sich einmal eingeprägt haben, nicht leicht wieder aus dem Sinn lassen; dieß, und die Erwägung, auf wie vielen und welchen Trieben die eingepflanzte Neigung beruhe, kann es entscheiden, ob man genug gethan, und die Neigung nun sich selbst überlassen dürfe.

§. 19.

Neigungen zu entkräften und auszurotten.

Neigungen entkräften oder ausrotten heißt nichts anders, als Vorstellungen entkräften, vertilgen oder ihr Verhältniß zum Willen ändern. Also

1) ihre **absolute** Stärke vermindern, die sie theils von ihrem **Innhalte** haben, als Vorstellungen von wichtigen Gütern oder Uebeln, theils wegen ihrer **formellen Vollkommenheit**, d. h. Klarheit, Deutlichkeit, Lebhaftigkeit, womit jener Innhalt vorgestellt und empfunden wird. In letzterer Hinsicht also ist Hauptregel, die Erneuerung derselben so viel möglich zu verhindern; also allen Erinnerungen an den Gegenstand, allen durch Aehnlichkeit oder irgend einen Zusammenhang darauf führenden Erscheinungen sorgfältig auszuweichen. Einsame Absonderung ist gefährlich, wenn schon tiefe Eindrücke bey der Neigung zu Grunde liegen; weil alsdenn die Einbildungskraft nur desto ungestörter wirken, und die Begierde bisweilen mehr anfeuern kann als der Anblick wirklicher Gegenstände. Ist es möglich, eine anziehende Beschäfftigung der höhern Seelenkräfte zu veranlassen: so ist dieß immer eines der vorzüglichsten Mittel,

sinnliche Triebe und Leidenschaften zu schwächen. Denn wie der Geschmack an den Thätigkeiten des Verstandes und der Vernunft und das Wohlgefallen an ihren erhabenen Wirkungen zunehmen: so wird der Hang zur Sinnlichkeit vermindert. Doch ist dabey nicht außer Acht zu lassen, daß Sinnlichkeit immer einen Theil der menschlichen Natur ausmache, und also nicht ganz unterdrückt werden könne, so lange diese bestehen soll; daß der Körper seine eigenen Gesetze haben, über welche die Vernunft nicht ganz gebieten kann; und daß die Abweichung von denselben dem Gemüthe selbst gefährliche Zerrüttungen und Zunder zu den gefährlichsten Reizen der Sinnlichkeit erzeugen könne. Also wenn auch der Neigung nicht nachgegeben werden dürfte: so wäre doch überspannte Beschäfftigung der höhern Seelenkräfte, bis zum Erkranken des Körpers, auch nicht das Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Vielmehr ist Abwechslung zwischen solchen geistigen und körperlichen Uebungen oder Beschäfftigungen *), und überhaupt in allem Mäßigung sehr zu empfehlen.

Reisen können alles vereinigen, was in dem bisherigen zur Schwächung schädlicher Gemüths-Dispositionen dienlich erachtet ist. Unter den immer wechselnden neuen, zum Theil großen Gegenständen sind doch einige geschickt, die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, und die allzufest sitzenden Vorstellungen zu zerstreuen. Die Erschüt-

*) Das poculum hilaritatis nach obiger Regel, als ein Mittel der Zerstreuung und Aufheiterung, selten gebraucht, ist zwar ein physisches, aber dem Moralisten, der die ganze Natur vor Augen hat, nicht verächtliches Mittel.

schütterung des Körpers selbst trägt, vermöge des Zusammenhangs der innern und äußern Organisation dazu bey, so wie auch der mehrere Genuß der freyen Luft, des Hauptmittels, die Nerven zu stärken und zu beleben. Gefährlich aber muß es scheinen, ein mit leidenschaftlichen Vorstellungen erfülltes Gemüth, aus der Einsamkeit oder gewohnten eingeschränkteren Verhältnissen, plötzlich in einen Wirbel bunter Erscheinungen grosser Gesellschaften zu versetzen; nicht nur weil überhaupt allzuschnelle Uebergänge leicht zu starke, dem Gleichgewicht der Kräfte nachtheilige Erschütterungen verursachen; sondern weil, wenn die Einbildungskraft einmal in Unordnung ist, bey allzugehäuften, lebhaften Eindrücken neue Verirrungen und Leidenschaften entstehen können. (Th. I. §. 37.)

Wenn Vorstellungen ihrem Innhalte nach verändert und geschwächt werden sollen: so muß auf irgend einem Wege, entweder des vernünftigen Nachdenkens und der eigenen Erfahrung, oder der Zeugnisse und Beyspiele anderer, Ueberzeugung bewirkt werden, daß der Gegenstand die Eigenschaften, die jene Vorstellungen ihm beylegen, in der Wirklichkeit gar nicht, oder nicht in dem Grade habe; oder doch auch noch andere Verhältnisse und Eigenschaften, die jenen und der darauf sich gründenden Neigung gerade entgegenstehen. Die eigene Erfahrung giebt freylich am geschwindesten eine lebendige Ueberzeugung; dem Augenschein und Gefühl weichen auch die lebhafteren Einbildungen. Aber außerdem, daß es doch nicht immer angeht, die Leidenschaften durch ihre widrigen Erfolge zu heilen, und von ihnen bethörte Menschen durch Schaden klug werden zu lassen: so

hat

hat die Ueberzeugung durch allgemeine Gründe doch auch ihren großen Vortheil. Denn sie ist minder beschränkt, umfaßt alle Fälle der Art; läßt nicht mehr solche Ausnahmen und Erwartungen des Gegentheils zu; wie bey einzelnen widrigen Erfahrungen im leidenschaftlichen Gemüthe noch leicht entstehen.

Am besten ist es, Vernunftgründe und Erfahrung, eigene Einsichten und gültige Autoritäten so viel möglich mit einander zu verbinden. Und wenn jene ins Allgemeine gehenden Gründe allein gebraucht werden: so müssen sie doch so gestimmt werden, daß die Erfahrung ihnen nicht zu widersprechen scheine oder sie wirklich widerlege. Also muß man nichts übertreiben; damit es die Probe aushalten, beym Augenschein bestehen kann. Auf der andern Seite müssen dann aber auch die Erfahrungen, die das Gegentheil zu beweisen scheinen könnten, wenn sie entstehen, oder zum voraus so zergliedert und ins Licht gesetzt werden, daß dieser täuschende Schein sich verliert.

2) Es kömmt aber auch hier nicht bloß auf die absolute, sondern noch mehr auf die relative Stärke der Vorstellungen an. Denn auch bey der Beurtheilung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen und darauf sich beziehenden Vorstellungen von Gütern und Uebeln werden die Gegenstände nicht an sich, sondern vergleichungsweise geschätzt. Daher kömmt es denn, daß, was groß und wichtig zu seyn schien, so lang man nichts größeres und wichtigeres kannte, wenn man zu dieser Kenntniß gelangt, ein unbedeutenderes Ansehn gewinnt, und endlich ganz gleichgültig wird. Man schämt sich der großen Eindrücke, die der Gegenstand auf einen

gemacht, der Bewunderung und Anhänglichkeit, oder der Furcht und Bedenklichkeit, die man dagegen bewiesen hat. Mit grösseren Gütern und Uebeln bekannt und wenigstens in der Vorstellung vertraut machen, ist also ein Mittel, vor übermäßiger Empfindlichkeit und unanständigen Gemüthsbewegungen bey geringern Anlässen zu bewahren, oder davon zurück zu bringen. Freylich wenn die Leidenschaft schon bis zur Fieberhitze gestiegen ist, wenn die empörte Phantasie der Sinne oder der Aufmerksamkeit sich schon so bemächtiget hat, daß nichts mehr Eindruck machen kann: da ist es vergeblich, dem durch ein Zauberbild Geblendeten und Gefesselten das Schönere und Größere vorzuhalten. Man bringt es vielleicht dahin, daß er ihm Werth zugesteht, nur nicht für ihn, für sein Bedürfniß. Und freylich, so wie seine Gefühle und Neigungen nun gestimmt sind, hat er recht, es entspricht ihnen nicht, ist also nicht für ihn. Man muß den Paroxysmus der Krankheit vorübergehen lassen, und die Stunden abwarten, wo es heller in der Seele wird. Lucida intervalla giebt es doch auch hiebey.

Am leichtesten Eindruck auf ein an irgend einen Gegenstand gefesseltes Gemüth macht dasjenige, was damit Aehnlichkeit und Verwandschaft hat. Dieß begründet die Regel, Leidenschaften dadurch zu schwächen, daß man sie auf mehrere der verwandten Gegenstände ausdehnt, und so allmählig von dem gefährlichsten ableitet. So ist es ja wohl — ich will nicht sagen immer leicht, aber doch — möglich, einen zu sehr der Jagd ergebenen allmählig auf Forstwissenschaft, Landwirthschaft, praktische Geometrie, Mechanik, Naturhistorie und mehrere nützliche Beschäftigungen hinzuleiten, und

ein

ein Interesse dazu aus seiner Lieblingsneigung zu erzeugen. Nur muß man den Anfang machen mit dem, was nach den herrschenden Vorstellungen bereits merkwürdig und leicht zu verstehen für ihn ist.

Neigungen zu schwächen und auszurotten mittelst neuer entgegengesetzter Neigungen, kann freylich so leicht nicht scheinen; ist aber doch auch nicht unmöglich. Die menschliche Natur ist aus Trieben zusammengesetzt, die einander widerstreben, und eben dadurch einander einschränken. Und oft gehört um so weniger dazu, einen entgegengesetzten Trieb zu erwecken und in volle Wirksamkeit zu setzen, je mehr er bisher unterdrückt war. So zeigt sich der bisher Furchtsame, durch übertriebene Vorstellungen und Bedenklichkeiten zurückgehalten, oft auf einmal bis zum Erstaunen muthig und entschlossen. So wird der Leichtsinnige oft auf einmal ernsthaft und ein warmer Verehrer und Vertheidiger dessen, was er unbedachtsam verachtet oder muthwillig verspottet hatte. Und wenn die Kunst solche schnelle Umkehrungen zu bewirken nicht so in ihrer Gewalt hat, wie die Natur mittelst des ganzen Systems ihrer innern und äußern Triebfedern: so kann sie doch zweckmäßig mitwirken; solche Umkehrungen vorbereiten und nach und nach zu Stande bringen. Nicht zu geschwinde das Ziel erreichen zu wollen, muß um so mehr Maxime für die Kunst oder menschliche Weisheit seyn, je eingeschränkter sie in Ansehung der Mittel ist, durch die sie auf die Gemüther wirken kann. Man muß von einem Kranken, der eben erst anfängt, sich zu bessern, nicht verlangen, daß er so viel vortrage und leiste, wie ein völlig gesunder. Ein zur Schwermuth und Traurigkeit gestimmtes, an Einsamkeit gewöhntes Gemüth kann an rauschenden Vergnü-

gungen nicht gleich Geschmack finden. Um einem Menschen die Furcht vor Donnerwettern zu benehmen, dem sie durch übertriebene Vorstellungen von der damit verknüpften Gefahr, durch übel angebrachte Religionsideen, vielleicht auch durch Körpergefühle erzeugt wurde; wäre es nicht wohlgethan, bey einem heftigen Donnerwetter ihn in Gesellschaft ganz unempfindlicher, bis zum spottenden Leichtsinn furchtloser Menschen zu bringen. Man entferne ihn erstlich von solchen Gesellschaften, in welchen seine Dispositionen zur Furcht unterhalten und vermehrt werden. Man mache ihn, wenn ein Gewitter vorüber ist, auf die vielen wohlthätigen Wirkungen dieser majestätischen Naturerscheinungen aufmerksam, und auf die Seltenheit derjenigen Ereignisse, die er dabey fürchtet. Man mache ihm begreiflich, wie vielen andern und größern Gefahren er, so wie alle Menschen, ausgesetzt sey, ohne sich davor zu fürchten. Man gehe dann mit ihm in die physischen und moralischen Gründe ein, aus welchen die unmäßige Furcht vor Gewittern entsteht; um ihm bemerklich zu machen, daß es keine vernünftige Vorstellungen sind, die diese Furcht erzeugen; und daß es also nicht vernünftig seyn würde, derselben sich zu überlassen und nachzugeben. Man zeige ihm endlich, wie diese Furcht nicht nur zu nichts helfe, sondern in mehr als einem Betracht schädlich sey. Und mit diesen Belehrungen verbinde man Uebung und Angewöhnung, mit immer mehr Ruhe und Heiterkeit dasjenige zu ertragen, was das Gemüth beunruhigte, und benutze dabey verhältnißmässige Beyspiele gesetzter, vernünftig furchtloser Menschen.

Eine Neigung unterdrücken, ist noch nicht so viel, als sie ausrotten. Ein lange zurückgehaltener Trieb

bricht

bricht oft desto gewaltsamer hervor, wenn seine Gründe noch bestehen. Man kann also nicht eher wissen, wie weit man mit Bekämpfung einer Neigung gekommen ist, bis man alle ihre Gründe in dem Temperamente, den Meinungen und übrigen Neigungen erforscht hat.

Die Mittel, welche gebraucht werden müssen, wenn der Grund einer Neigung hauptsächlich im Körper liegt, sind nicht hier, sondern in den Schriften der Aerzte zu suchen. So wohl dem moralischen Arzte aber, als dem Patienten kann es sehr wichtig seyn, wann ein solcher Grund vorhanden ist, es einzusehen oder zu glauben. Denn für beyde kann die Voraussetzung anderer Gründe sehr schädliche Täuschungen bewirken. Wenn der Patient glaubt, seine Gefühle haben Grund in der Seele und ihren Vorstellungen: so wird er nun auch die Wahrheit dieser Vorstellungen vertheidigen wollen; denn wer giebt gern zu, daß er von falschen Vorstellungen sich beherrschen lasse? Er hält also seinen Zustand für nothwendig, und thut den Heilmitteln eigensinnigen Widerstand.

Die körperlichen Gründe eines Gemüthszustandes erhellen aber theils daraus, daß mehrere Kennzeichen solcher körperlichen Dispositionen sich entdecken, von denen schon bekannt ist, daß sie dergleichen Gemüthsbewegungen bewirken; theils aus der Zu- und Abnahme der Neigung im Verhältniß zu den bemerkten Dispositionen des Körpers. Wenn man es mit sich oder einem andern erst zur Ueberzeugung von einem solchen Einflusse des Körpers gebracht hat: so ist schon viel gegen die Macht täuschender Vorstellungen gewonnen.

§. 20.

Mittel, heftigen Neigungen zuvorzukommen, Herrschaft über die Leidenschaften zu befördern.

Gegen Leidenschaften ist schwer mit vernünftigen Vorstellungen etwas auszurichten, wenn sie eine gewisse Stärke erreicht haben; weil alsdenn ihre Gewalt über den Verstand zu groß ist. Also muß man suchen ihnen zuvorzukommen.

Und es ist leichter, gegen alle Leidenschaften überhaupt das Gemüth zu bewaffnen; als wenn dieses nicht geschieht, einzelnen Arten derselben sich zu widersetzen; weil in einem leidenschaftlich bewegten, unter der Herrschaft der Einbildungskraft und sinnlicher Reizen stehenden Gemüthe der Zunder einer neuen Leidenschaft immer leichter sich entzündet, als in einem ruhigen Gemüthe. Also ist die viel gepriesene und viel belachte Apathie oder Freyheit von Leidenschaften, so weit sie möglich ist, ein Gegenstand vernünftiger Bestrebungen. Es fragt sich nur, wie weit sie es ist; und welches die Mittel sind, dazu zu gelangen.

Sie liegen

1) in der genauen Kenntniß der Natur der Leidenschaften, ihrer Gründe und Wirkungen. Leidenschaften sind Neigungen und Triebe, die mit Affect sich äußern, mit einer solchen Heftigkeit der Gemüthsbewegungen, daß sie sich nicht verbergen lassen, und leicht der Herrschaft der Vernunft sich entziehen. Sie haben insgemein um so weniger richtige, genaue vollständige Vorstellungen zum Grunde, je grösser ihre Heftigkeit

tigkeit ist. Dieß lehret nicht nur die Erfahrung; sondern es läßt sich auch aus der Natur der Sache schliessen. Richtige, genaue, deutliche, vollständige Erkenntniß, und starke Gefühle, heftige Gemüthsbewegungen entspringen aus zu sehr entgegengesetzten und einander einschränkenden Principien, als daß sie zugleich Statt finden könnten. Je mehrere Vorstellungen zugleich im Gemüthe entstehen, oder je lebhafter sie sind; desto mehr wird die Unterscheidung und vollständige Deutlichkeit der Wahrnehmung erschwert. Theilung, Auseinandersetzung, Absonderung sind die Mittel der genauen Beurtheilung und richtigen Fassung. Wenn man auch annimmt, daß diese vor der leidenschaftlichen Gemüthsbewegung vorher gieng: so wird man doch eingestehen müssen, daß sie sich schwerlich lange dabey behaupten werde. Wie viel wahres also auch immer bey einer Leidenschaft zu Grunde liegen mag: so läßt sich doch sicher annehmen, daß falsches sich dazu gesellet habe. Kein Wunder also, wenn die Geschichte einer jeden Leidenschaft die Geschichte mancher Uebereilungen und Thorheiten ist. Wer hat je von einer Leidenschaft sich beherrschen lassen, ohne daß er Ursache gehabt hat, manches dabey zu bereuen?

Aber kömmt nicht auch sehr viel Gutes von den Affecten? Und sind sie nicht unentbehrlich in unserer Natur, wenn nicht auch dieß viele Gute verloren gehn soll?

Hiebey ist erstlich zu bemerken, daß wenn man auch noch so sehr von Affecten sich frey zu machen sucht, es doch nicht dahin kömmt, daß alle lebhaftern Gemüthsbewegungen völlig unterbleiben. Das Gute also, was für Seele und Leib aus gemäßigt lebhaften Gemüths-

bewegungen entsteht, kömmt schwerlich in Gefahr verlohren zu gehen, wenn gleich alle vernünftige Mittel zur Herrschaft über die Affecten angewendet werden. Sodann muß man bedenken, daß alle diese Mittel, indem sie die Affecten schwächen, zugleich andere und bessere Antriebe zum Guten mit sich bringen. Wer das Böse kennt und verabscheut, wie es die Vernunft kennen und verabscheuen lehrt, der widersetzt sich ihm gewiß ohne Zorn und Furcht besser, als der Zornige und Furchtsame. Und eben so wird derjenige das Gute zu befördern nicht unterlassen, welcher es mit deutlichem Bewußtseyn der Beweggründe thut, welche die Vernunft dazu hergiebt; langsamer vielleicht sich dazu entschliessen, und bedachtsamer die Mittel ergreifen; aber desto angemessener und standhafter fortwirken.

Es herrschen in dieser Sache so starke Vorurtheile, oft auch unter aufgeklärten und gebildeten Menschen, daß es nöthig seyn wird, noch ein wenig hierbey zu verweilen. Erstlich versehen es auch bisweilen Philosophen darinne, daß zur Vertheidigung der Affecten, gegen die Aufforderung zu ihrer Mäßigung und Beherrschung noch angewendet wird, was überhaupt wohl zur Rechtfertigung der Einpflanzung derselben in die menschliche Natur, wenn diese in ihren gemeinen Anlagen betrachtet wird, sich sagen lässet. Sie gehören freylich zu den ursprünglichen Anlagen und zum gemeinen Triebwerk der menschlichen Natur. Aber der Mensch soll nicht so bleiben, wie er aus den Händen der Natur kömmt; sondern die Vernunft soll seine von der Sinnlichkeit zuerst genährten und gereizten Triebe reinigen und veredeln. Der Trieb zur Rache und Wiedervergeltung soll zur schützenden und bessernden Gerechtigkeit; der Trieb

des Mitgefühls und sinnlichen Wohlgefallens zum weisern Wohlwollen; der Ehrtrieb zum Streben nach dem beständigen Beyfall der Vernunft, offenbare sich diese im fremden oder im eigenen Urtheile, erhoben werden.

Ferner glauben viele, es sey nöthig und anständig, heftige Gemüthsbewegungen zu äussern, um nicht für schwach und unempfindlich gehalten zu werden. Und freylich, Affectenlosigkeit kann von Unempfindlichkeit, Schwäche und Trägheit herrühren. Und das geschwindeste und leichteste Mittel, Kraft und Empfindlichkeit zu zeigen, ist, in starken Ausdrücken und heftigen Bewegungen sich auslassen. Aber kömmt es denn so sehr darauf an, was man im ersten Augenblicke, oder im ersten Auftritt scheine? Giebt es nicht im Leben Gelegenheiten genug, mit ganzer Kraft zu widerstehen und zu wirken; zu beweisen, daß man den ganzen Werth wichtiger Zwecke einsehe und zu schätzen wisse; ist es nöthig, Kräfte und Empfindlichkeit unnütz zu verschwenden, bloß um sie zu zeigen? Affecten sind Zeichen von Empfindlichkeit und Kraft; aber doch auch von Schwäche und Unempfindlichkeit; in so fern als man dabey aus den Schranken der Vernunft heraustritt; also solche entweder nicht wahrnimmt, oder nicht Kraft genug besitzt, sich zurückzuhalten. Wenn Heftigkeit der Affecten absolute Kraft bewiese; so müßte das Kind für stärker gehalten werden, als der Mann. Aber Fortior est qui se, quam qui fortissima vincit mœnia.

Manchen scheint es, Hitze und Zorn zu zeigen sey nöthig, um Furcht und Achtung für sich zu erregen, oder wie man es auch nennt, sich in Autorität zu setzen. Und wahr ist es, daß Gelassenheit und Gleichmüthigkeit

bisweilen für Gleichgültigkeit und Furchtsamkeit gehalten und gemißbraucht wird. Aber wenn sich zur rechten Zeit Ernst, Entschlossenheit und Festigkeit bey diesem ruhigen Aeußern zeigen: so flößt nichts mehr Ehrfurcht für die Zukunft ein, als ein solcher Character. Den reizbaren und aufbrausenden lernt man bald kennen; er läßt seine Kraft und seine Gesinnungen ganz aus. Man weis also, was, wie viel, und vielleicht auch auf wie lange Zeit man von ihm zu fürchten hat. Schon dieses schwächt allmählig die Furcht. Aber wenn sich viele Kraft und Entschlossenheit da offenbaren, wo man sie gar nicht vermuthet hatte, und gerade nur so viel, als die Umstände erforderten: wie kann man da wissen, wie weit diese Kraft und Entschlossenheit gehen möchte? Wie in irgend einem Falle ihr trotzen, ihr, die man noch nie ganz, immer nur so weit als die Umstände ihre Aeußerung erforderten, hat kennen lernen? Ein kaltblütiger Gegner, übrigens alles gleich angenommen, ist immer mehr zu fürchten, als ein hitziger; beym Angriffe, wie bey der Vertheidigung, beym Streite mit Körperkräften, wie beym Streite mit Geisteskräften.

Der Affect treibt die Kräfte schneller zusammen und hervor. Aber eben deswegen richtet er im ganzen weniger aus. Denn er verschwendet die Kraft; indem er mehr anreget, als auf einmal zweckmäßig verwendet werden kann; und verursacht durch unmäßige Anstrengung frühere Ermüdung und Erschlaffung. Nicht zu gedenken, daß im Affecte manches verkehrt angefangen, unrecht fortgesetzt, eingerissen wird, wo nur unterstützt, noch mehr gereizt wird, wo besänftiget werden sollte, und am Ende oft wieder von vorne angefangen werden muß.

Wen diese allgemeinen Betrachtungen von der Vernunftmäßigkeit des Strebens nach der Herrschaft über die Affecten noch nicht überzeugen; der gehe die Arten derselben einzeln durch. Er wird finden, daß, was von dem Zorn gesagt wird, daß er einem Anfall von Raserey ähnlich sey, und von der Liebe, daß sie blind sey, von allen Affecten sich in dem Grade sagen lasse, wie sie Affecten, d. h. die Deutlichkeit der Vorstellungen einschränkende Triebe der Simlichkeit sind.

Wenn aber der ernstliche Entschluß, von der Gewalt dieser Triebe sich frey zu machen, gefaßt ist: so muß

2) aufs genaueste untersucht werden, zu welchen Affecten das Gemüth am meisten aufgelegt sey; von welchen es sich am weitesten fortreißen lasse, und bey welchen Gegenständen und Veranlassungen es am leichtesten gereizt werde. Wie es bey äußern Feinden nöthig ist, sie und ihre Wege zu kennen, um sich gegen dieselben in Sicherheit zu setzen: so ist es bey diesen innern Feinden unsrer Ruhe und Wohlfahrt nicht minder nöthig, zu wissen, wo und wie sie uns in Gefahr setzen; um uns derselben nicht unvorsichtig und unbereitet auszusetzen.

Wenn nun bekannt ist, wovor man sich am meisten zu fürchten habe: so müssen die Gründe aufgesucht und genau aus einander gesetzt werden, aus welchen die Macht des Feindes, die Menge oder Lebhaftigkeit der sinnlichen Reize und Antriebe, entspringt. Da nun hiebey immer vieles und insgemein das Meiste von der Imagination herkömmt, oder der schnellen und zu gehäuf-

häufften Zugesellung manchfaltiger mehr oder weniger fremdartiger Vorstellungen: so muß also die ganze Denkungsart, so fern sie auf die Gegenstände des Affects Beziehung hat, und dabey sich zu erkennen giebt, aufs schärfste beleuchtet und entwickelt werden; damit es klar werde, welche Vorurtheile und falsche Voraussetzungen, welche zufällige Ideenverbindungen und fehlerhafte Gewohnheiten jene gewaltigen Zusätze zu der natürlich nothwendigen Impression verursachen.

Es giebt zwar Affecten, die bloß aus dieser natürlich nothwendigen Impression oder Afficirung zu entspringen scheinen. Z. B. der Widerwille bey einem heftigen Kopfschmerz oder unausstehlichen Kitzel. Allein theils sind dieß doch nur seltene Fälle, und nicht die wichtigsten in der moralischen Geschichte der Leidenschaften. Theils werden auch dabey die verstärkenden Zuflüsse aus der Imagination nicht leicht ganz unterbleiben.

Je mehr man nun die Gründe des Affects aufklärt; desto mehr entkräftet man sie; je genauer man sie durch oftmalige Untersuchung hat kennen lernen, desto schneller wird man sie unterscheiden, und Widerstand thun, wenn sie aufs neue sich äußern. Hat man bey seiner Neigung zum Zorn entdeckt, daß es die Vorstellung der Bosheit und Ungerechtigkeit, oder des verachtenden Stolzes ist, was hauptsächlich reizet und aufbringt: so müssen eben diese Vorstellungen und die ihnen sich widersetzenden Triebe der Ehre und des moralischen Gefühls, Gegenstände eines genauern Nachdenkens, müssen aus der Dunkelheit und Verwirrung, in der sie vielleicht noch liegen, hervorgezogen, und mittelst deutlicher Merkmale genau bestimmet werden.

Was

Was ist Bosheit, Ungerechtigkeit, Verachtung, Stolz, muß man fragen, und welches sind ihre sichern Kennzeichen? Welche und wie mancherley Täuschungen und Uebereilungen können dabey vorfallen? (Thl. III. Hauptst. V.) Was ist mir an solchen Fehlern anderer Menschen gelegen; wie und warum empören sie überhaupt die natürlichen Triebe; und warum und wie befiehlt die Vernunft sich ihnen zu widersetzen? Wie steht es nun insbesondere in meinem Gemüthe dabey aus? Welches sind die Haupt- und Nebenvorstellungen, mit welchen die Gefühle und Regungen meines Zorns anfangen, zu- und abnehmen? (Thl. I. §. 30.)

Da es in der Geschichte der Imagination und der Leidenschaften so sehr auf zufällige Verbindungen der Vorstellungen ankömmt; und um dieses Grundes willen Kleinigkeiten so vieles bewirken können: so ist es sehr nöthig, aufs genaueste die äußern Ursachen und Anlässe der Affecten mit allen dabey vorkommenden Umständen zu beachten. Denn die heftigsten Gemüthsbewegungen hängen nicht selten von einer Kleinigkeit ab, einem Worte, oder dem Tone nur, der Miene, mit welcher dieses Wort ausgesprochen wird. Die in vielen Proben bestandene und bewunderte Apathie — nur diesen einen kleinen, für andere unmerklichen Reiz konnte sie nicht aushalten. Und die unwiderstehliche Gewalt dieses Reizes beruhte — auf einer Erinnerung aus der Kindheit etwa (Thl. I. §. 10.) oder einer Eigenheit (Idiosynkrasie) der Organisation (Thl. I. §. 42.)

3) Ohne seine Kraft dem Feinde entgegenzusetzen und wider ihn zu gebrauchen, kann man nicht zur Herrschaft über denselben gelangen. Durch Uebung wächst sie.

Also

Also den Gelegenheiten, die zu Affecten reizen können, immer auszuweichen, wäre es auch möglich, würde doch nicht die rechte Regel seyn. Aber um dem Mechanismus der gewohnten Bewegung der Lebensgeister und der darauf beruhenden Reizbarkeit und Ideenadsociation Einhalt zu thun, kann es nöthig seyn, den Reizungen auszuweichen; bis die zum Widerstand und zur Ueberwindung derselben bestimmten Vorstellungen der Vernunft sich fest miteinander verbunden und tief ins Gemüth eingeprägt haben. Und um dieses zu befördern, um desto öfter sie zu erneuern und zu beleben, kann es nützlich seyn, allerley sinnliche Denk- und Erinnerungszeichen um sich herum aufzustellen, oder mit andern zum wechselseitigen Gebrauche zu verabreden. Ist die Einführung derselben mit innigstem Gefühl ihrer wichtigen Bestimmung und lebhafter Gemüthsbewegung verknüpft gewesen: so werden solche Zeichen und Losungsworte gewiß gute Dienste thun, bis die Vernunft stark genug ist, ihrer entbehren zu können.

Besonders aber muß der gute Vorsatz mit allen seinen Gründen und Hilfsmitteln recht lebhaft erneuert werden, wenn man einer Gelegenheit entgegensieht, wo man gefährliche Reize und Versuchungen zu erwarten hat.

4) Es ist bekannt, daß das **Ungewohnte** und **Unerwartete** die Hauptursache ist, weswegen angenehme und unangenehme Dinge die heftigsten Gemüthsbewegungen hervorbringen, wie solche gar nicht entstehen, wenn man sich erst mit denselben Dingen bekannter oder nur zum Voraus darauf gefaßt gemacht hat. Ein Hauptmittel also zur Affectenlosigkeit zu gelangen, ist, sich das Wichtigste, was Menschen überhaupt und beson-

ders

ders in Umständen und Verhältnissen, wie diejenigen sind, in welchen man sich befindet, begegnen kann, oft ruhig vorzustellen, und das Gemüth damit vertraut zu machen; damit, wenn dergleichen etwas sich einmal ereignete, es sogleich unter vernünftige Begriffe gebracht, mittelst derselben richtiger beurtheilt, und vor den Zusätzen der Imagination bewahrt werde. Es läßt sich freylich nicht alles vorhersehen, was einem Menschen begegnen kann; und manches kömmt ganz anders, als man sichs bey der Vorbereitung dachte. Aber theils ist doch dieses nicht immer der Fall; theils kann jene Vorbereitung so eingerichtet werden, daß sie noch grossen Nutzen hat, wenn auch die Ereignisse von den Erwartungen und allen vorhergehenden Vorstellungen sehr verschieden sind. Denn einmal kann demjenigen, welcher über Zufälle des menschlichen Lebens, Glück und Unglück, verführerische Vortheile und schreckliche Gefahren, oft und manchfaltig vernünftige Betrachtungen angestellt, und deutliche Begriffe vom Wesentlichen aller dieser Dinge sich geläufig gemacht hat, nicht leicht etwas vorkommen, was ihm so ganz fremd und unbekannt wäre, daß er nicht einiges dabey so gleich richtig erkennete und beurtheilte. Sodann ist die Frucht und der allgemeinste Vortheil solcher Betrachtungen auch der, daß man gegen den ersten Schein mißtrauisch wird, diesen sich nicht sogleich hinreißen oder das Gemüth ganz davon erfüllen läßt. Dieß Mistrauen gegen den ersten Schein muß als ein Hauptmittel der Affectenlosigkeit angesehen, und als Hauptregel des Verhaltens dem Gemüthe eingeprägt werden. Durch die Bedachtsamkeit, die hieraus entspringt, und die Einschränkung der Entschlossenheit, die sie zur Folge haben wird, geht an gemeinnütziger Thätigkeit gewiß nicht so viel verlohren,

ren, als durch die Verhinderung übereilter Schritte und stürmischer Auftritte für die allgemeine Ordnung und Wohlfahrt und der Vernunft angemessene stetige Wirksamkeit gewonnen wird. Das so Versäumte nachzuholen, wird im Ganzen betrachtet leichter seyn, als die Fehler des gegenseitigen Betragens wieder gut zu machen. — Endlich aber wird die Vorbereitung auf das, was kommen kann, ob sich gleich nicht alles weder mit Wahrscheinlichkeit vorhersehen, noch auch bisweilen nur als möglich vermuthen läßt, dadurch die größte Stärke erhalten, wenn man sich auf das Schlimmste, das heißt hier, was durch angenehme oder unangenehme Reize für Gemüthsruhe und weises Verhalten das Gefährlichste seyn könnte, zum voraus gefaßt macht und dagegen waffnet. Wer es dahin gebracht hat, daß er die Vorstellung vom gänzlichen Verlust seines Hauses oder eines andern wichtigen äußern Guts mit Gelassenheit ertragen kann, wird — nicht zwar eben so gelassen den wirklichen Verlust dieses Gutes oder auch nur einen beträchtlichen Schaden an demselben ertragen — aber doch einen geringern Verlust eher erträglich sich machen, als derjenige, der alles, was ihm lieb ist, so betrachtet und an sich anschließt, wie die Imagination es ihm vorspiegelt. Wem es Wahrheit mit innigster Ueberzeugung geworden ist, daß ein Mensch mit reinem Gewissen und gesundem Verstande, auch wenn er sein Brod vor den Thüren betteln müßte, noch die Würde der Menschheit zu behaupten, und der höchsten menschlichen Freuden theilhaftig zu werden fähig wäre, hat eine unvergleichbare Stütze beym Sinken seiner Glücksumstände; verminderte Einnahme kann ihn nicht trostlos machen, nicht anhaltend und nie unmäßig ihn beunruhigen. Bey einer solchen Fassung des

Gemüths sagt er sich, wenn Hagel oder tobender Pöbel ihm die Fenster zerschmettert, wie, wenn der Blitz oder einer dieser Tobenden mir das Haus angezündet hätte; und wenn er eines seiner geliebten Kinder durch einen frühzeitigen Tod verliert, wie, wenn sie mir alle gestorben wären?

Hauptbedingung hiebey sind also richtige Begriffe vom wahren Werthe der Dinge außer uns. Sie ganz vom Begriff der Güter und Uebel auszuschließen, wie im System der stoischen Apathie, wenn es am strengsten bestimmt wird, geschieht, ist nicht nöthig. Man muß sie nur nicht für wichtiger halten, als sie wirklich sind; die einen nicht für schlechterdings unentbehrlich, und die andern nicht für ganz unerträglich.

Daß mit allen diesen Mitteln zur Herrschaft über die Affecten zu gelangen, keine leichte Sache sey; wird aus dem Bisherigen selbst erhellen. Die zweckmäßige Anwendung aller darinnen enthaltenen Regeln ist Uebung für das ganze Leben. Das Erste aber ist, daß man sich von der Möglichkeit und Nützlichkeit des Unternehmens überzeuge. Jeder Schritt auf dem Wege der Vernunft macht den folgenden leichter. Wenn man es nur erst dahin gebracht hat, seine Affecten zu verbergen, der heftigsten Ausbrüche in Worten und Mienen sich zu enthalten; so wird es bey diesem Grade der Ruhe der Vernunft schon leichter, ihre Aufmerksamkeit auf das Innere zu richten, und da für Ordnung und Ruhe besorgt zu seyn. Die Unruhe im Aeußern wirkt nicht nur aufs Innere zurück; sondern wer sich heftigen Ausbrüchen des Affects überläßt, kömmt leicht in die Nothwendigkeit oder Versuchung, diese zu rechtfertigen; und

also die täuschenden Vorstellungen, von denen er sich hat hinreißen lassen, in sich selbst noch mehr zu verstärken. Darum wurde, nach einer bekannten Einkleidung dieser Lehre, einem zum Zorn geneigten der Rath ertheilt, künftig, wenn er sich wieder gereizt fühlen würde, Wasser in den Mund zu nehmen. Sinnlichen Antrieben die ersten Augenblicke abgewinnen, heißt oft so viel als ihnen alles abgewinnen.

§. 21.

Wie die Empfindsamkeit vermindert und vermehret werden könne.

Empfindsamkeit heißt die Empfindlichkeit des Gemüths gegen die Rührungen bloßer Vorstellungen. Sie kann sich zwar auf wirkliche und außer uns vorhandene Dinge beziehen; nur kommen alsdenn ihre Rührungen nicht von diesen Dingen und deren äußern Eindrücken an sich her; sondern vielmehr von Vorstellungen, die dabey aus innern Gründen aufsteigen. Sie äußert sich hauptsächlich bey den Vorstellungen vom Zustande anderer, als Mitgefühl; und überhaupt bey allen denjenigen Gegenständen, deren Vorstellung viele Mitwirkung der Einbildungskraft oder des Verstandes erfordert; also bey den Vorstellungen von Vollkommenheit, und Vortrefflichkeit physischer oder moralischer Gegenstände.

Natürlich oder unnatürlich, vernünftig oder unvernünftig kann die Empfindsamkeit genannt werden, so wohl in Hinsicht auf die Gegenstände, bey welchen, als den Grad, in welchem sie sich äußert; je nachdem

nem-

nemlich jene und dieser Folgen von ungezwungener und ungestörter Wirksamkeit der Natur in der Einstimmigkeit aller ihrer Kräfte und Gesetze, und also auch den Gesetzen der Vernunft angemessen; oder Folge von Schwäche, Zerrüttung, widernatürlichen Ideenadsociationen, oder auf falsche Vorstellungen vom Schicklichen sich gründende Künsteley (Affectation) sind. Die letzte Art von Empfindsamkeit wird **Empfindeley** genannt.

Daß so wohl diese, als auch Mangel an jener natürlichen Empfindsamkeit Unvollkommenheiten seyn, welche der Tugend und Glückseligkeit auf mancherley Weise zum Nachtheil gereichen können; lehrt nicht nur die Erfahrung, sondern es erhellet schon aus den Begriffen. Bey zu weniger Empfindsamkeit ist das Gemüth zu manchen angenehmen Sympathien und andern sanft rührenden Wonnegefühlen unfähig; unfähiger auch, auf diejenige Weise zur Menschenliebe, Gerechtigkeit und Billigkeit erweckt zu werden, auf welche der von Natur sinnliche Mensch, wenigstens im Anfange seiner Ausbildung, zum Gehorsam gegen die Gesetze der Vernunft erweckt werden muß. Bey unnatürlicher Empfindsamkeit ist Gefahr, daß manche Triebe eine verhältnißmäßig zu starke oder verkehrte Richtung bekommen, und andern desto mehr Kraft entzogen wird; indem die Kräfte des Menschen zu eingeschränkt sind, als daß er in seinen vielen übrigen Beziehungen noch genug thun könnte; wenn er in einer oder der andern zu viel thut. Man begreift daher leicht, wie die übermäßige Empfindsamkeit, indem sie die Aufmerksamkeit mit zu vielen und unrichtigen Gegenständen, oder bloßen Vorstellungen der Phantasie beschäfftiget, der Thätigkeit und Entschlossenheit in Absicht auf die wesentlichsten Pflich-

ten hinderlich werden könne. Welches um so leichter der Fall wird, wenn man einer solchen Empfindsamkeit an sich schon großes Verdienst beylegt. Sinnlichkeit, auch wenn sie von der feinsten Art ist, muß immer der Vernunft untergeordnet bleiben.

Es entsteht also die Frage, wie Empfindsamkeit, den Zwecken der Vernunft gemäß, vermehrt und vermindert werden könne? Und die Antwort ergiebt sich aus den Gründen der einen und der andern Unvollkommenheit. Diese entdecken sich aber bey beyden unter einerley allgemeinen Begriffen.

1) Vorurtheile können der Grund seyn. Manche glauben, daß ein hoher Grad von Empfindsamkeit überall eine Seele edler Art beweise; und geben sich Mühe, in lebhafte Rührungen zu gerathen, wo es weder ihnen natürlich noch überhaupt vernünftig ist. Andere aber, indem sie eine solche Empfindeley für kindische Ziererey oder weibische Schwachheit halten und sich davor zu bewahren suchen, gerathen aufs andere Extrem. Oder sie wissen etwas von der Apathie, die den Weisen bezeichnen und Stütze seiner Zufriedenheit und Tugend seyn soll; und — streben nach Unempfindlichkeit, ohne die wesentlichsten Gründe der Weisheit und Tugend in sich zu haben; eine solche Stärke der Vernunft und eine solche Liebe zur Pflicht, bey welchen die sinnlichen Antriebe zum Guten entbehrlich werden. Hier ist also zuförderst Aufklärung der Begriffe und Belehrung nöthig.

2) Zu viele oder unnatürlich vertheilte Lebhaftigkeit der Einbildungskraft kann ein zweyter Grund der Empfindeley; so wie eine, überhaupt oder in Beziehung

auf

auf gewisse Arten von Vorstellungen, zu wenig lebhafte Imagination Ursache von zu weniger Empfindsamkeit seyn. In einem Fall muß also die Imagination, entweder überhaupt, oder in Beziehung auf gewisse Vorstellungen, gemäßiget werden. Dazu ist wiederum ein Hauptmittel Aufklärung des Verstandes, oder Erzeugung und Belebung solcher Begriffe, mittelst welcher die Dinge in ihrer wahren Gestalt, ohne Zugesellung fremdartiger Vorstellungen erscheinen, und nach ihrem wahren Werthe beurtheilt werden können. Ein anderes ist die Beschäfftigung der äußern Sinne, und der Aufmerksamkeit mit wirklichen Gegenständen und Angelegenheiten. Auf diese Weise heilet bisweilen ein wahres Leiden, welches zu thun giebt, ein Unglücksfall, der in Bewegung setzt, die durch Empfindeleyen einer kränkelnden Imagination selbstgeschaffenen Leiden. Endlich kann die Imagination auch durch anhaltende Beschäfftigung des Verstandes mit abstracten Wissenschaften geschwächt werden.

Im entgegengesetzten Fall muß die Imagination, überhaupt oder in Beziehung auf gewisse Gegenstände, mit lebhaftern Vorstellungen erfüllt und in Thätigkeit gesetzt werden, wozu die Dichtkunst und die übrigen schönen Künste mit ihren Meisterstücken behülflich seyn können.

3) Die Untersuchung der Gründe dieser beyden Fehler kann auch noch weiter führen, bey dem einen, der Empfindeley, auf Eigenliebe und Eitelkeit; bey dem andern auf übermäßigen Hang zur groben Sinnlichkeit, niedrige Selbstsucht, Trägheit, Temperaments- und Seelenschwäche. Man erstaunt bisweilen, wenn Menschen von hellem Kopfe, und bey der größesten Geläufigkeit deutlicher und richtig bestimmter Begriffe von

den Pflichten, so wenige Theilnehmung und Rücksicht auf andere und auf die Gesetze des Wohlstandes in ihrem gewöhnlichen Betragen beweisen. Insgemein aber zeigt sich bey mehrerer Beobachtung, daß die grobsinnlichen Gefühle und Triebe noch zu stark bey ihnen sind, um die feinern Rührungen lebhaft und wirksam werden zu lassen.

§. 22.

Wie mittelst vernünftiger Vorstellungen auf die Gemüther zu wirken.

Vernünftige Vorstellungen sind nicht nur das eigentlich moralische Mittel, auf die Gemüther zu wirken; sondern überhaupt das wirksamste und sicherste zur Erreichung vernünftiger Absichten. Wenn es oft ohne die erwünschte Wirkung bleibt: so kann daraus nicht, gegen so viele andere Erfahrungen, geschlossen werden, daß es an sich kraftlos sey; sondern nur, daß es nicht recht angewandt werde.

Der Wille folgt allemal den stärksten Vorstellungen (Th. I. §. 5. II. §. 4). Nun haben sinnliche Vorstellungen zwar darinne etwas voraus, daß sie ihren Gegenstand unmittelbar anschaulich machen, also seine Realität, sein Daseyn außer Zweifel setzen, und näher an der Quelle aller menschlichen Erkenntniß, mehr Leben haben, als die mittelst künstlicher Zeichen, der Worte, abgesonderten und im Gemüthe zu erweckenden Vernunftbegriffe. Dafür können aber auch nur diese von der Ueberzeugung begleitet werden, daß in ihnen wahre Güter, die es nach allen Folgen und Beziehungen sind, sich zu erkennen geben. Und dieß ist es, was ihnen die Herrschaft über die sinnlichen Vorstellungen verschaffen kann.

Also

Also kömmt es, wenn sie zu Triebfedern des Willens gemacht werden sollen, hauptsächlich darauf an, diese **Ueberzeugung** mit ihnen zu verknüpfen; überhaupt aber sie so zu beleben, daß sie leicht erweckt und zugesellet, und nicht leicht durch andere Vorstellungen verdrängt und verdunkelt werden können. Zuförderst also

1) muß man suchen die **Aufmerksamkeit** derjenigen an sich zu ziehen, in welchen sie hervorgebracht und belebt werden sollen. Hierzu aber ist nicht immer das passendste Mittel, durch laute Töne die Ohren zu erschüttern. Außer dem Unangenehmen, was dieß für feinere Nerven haben kann, entstehen dabey leicht die nachtheiligen Nebenvorstellungen von Mangel an feinerem Gefühl, von Heftigkeit, Uebertreibung, Ungestüm und Gewaltthätigkeit. Und da man es hier mit der **Vernunft**, und nicht mit den Sinnen zu thun haben will: so ist, zur Erweckung des Nachdenkens, der Ueberlegung, Einsicht, Ueberzeugung, **freye, selbstthätige Aufmerksamkeit** nöthig. In dieser Hinsicht scheint also ein ruhiger, gelassener Vortrag mit gemäßigter, sanfter, doch aber vernehmlicher Stimme, für moralische Zwecke der schicklichste zu seyn. Wie wuste nicht **Spalding** mit seiner nur der angestrengten Aufmerksamkeit ganz vernehmlichen Rede die Gemüther zu fesseln und zu bewegen!

Dazu aber, daß man nicht mit Widerwillen, sondern vielmehr mit Wohlgefallen gehört wird, ist nicht genug, daß man den heftigen, polternden, zänkischen, oder herrischen, gebieterischen Ton, und alles, was das Aeußere eines Vortrages mißfällig machen kann, vermeidet; sondern die Vorstellungen selbst müssen so gewählt und

verbunden werden, daß sie mit der Denkart und den Neigungen des andern möglich übereinstimmen. Und daß sich hierinnen, der Hauptabsicht unbeschadet, viel thun lasse; beweiset die so wahre und wichtige als gemeine Bemerkung, daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daher auf vielerley Weise vorgestellt, benannt und mit andern Dingen in Verbindung gebracht werden könne. Jede freye Handlung, und alles, was Moralität hat, läßt sich als vernünftig oder unvernünftig, gegründet oder grundlos, als der Natur, dem Willen Gottes gemäß oder zuwider; der eigenen Ehre, Zufriedenheit und Glückseligkeit beförderlich oder hinderlich; aber auch als gemeinnützig, schön, groß und erhaben, oder als gemeinschädlich, häßlich, klein und niedrig, betrachten und vorstellig machen. Und nichts weniger als gleichgültig darf es scheinen, welche von diesen Gesichtspuncten und Benennungen bey diesen oder jenen Menschen gebraucht werden. Denn es könnte seyn, daß einige dieser Namen entweder gar nicht verstanden, oder daß die mit ihnen verbundenen Begriffe nicht so beurtheilt und gewürdiget würden, wie es die Absicht erforderte; daß sogleich nachtheilige Vermuthungen und widerstrebende Neigungen dadurch erweckt würden. Es gab ehedem viele gute Menschen, und giebt deren wohl noch, bey welchen Uebereinstimmung mit der Natur eine schlechte Empfehlung war, und der blosse Name Natur oder ein davon hergenommener Beweggrund die Furcht vor Naturalismus erweckte. Itzt möchte ein von der Ehre Gottes hergenommenes Argument für manche ein leerer Ton, oder ein Zeichen von Heucheley wo nicht gar von Jesuitismus seyn; und einigen nichts ein rein moralischer

Be-

Beweggrund scheinen, was nicht aus dem formalen Vernunftprincip ausdrücklich abgeleitet ist.

Eben so ist auch der Grad des Ernstes und der Feyerlichkeit, oder der Heiterkeit und Vertraulichkeit hiebey nicht gleichgültig. Und wenn überhaupt alle Extreme zu widerrathen sind: so ist doch in jedem besonderen Falle vorläufige Kenntniß der Charactere nöthig, um das rechte Maaß des einen und des andern zu beobachten.

2) Um den andern zu überzeugen, muß man zuförderst selbst überzeugt scheinen. Zumal wenn man mit seinen Vorstellungen auf und gegen die Neigungen des andern wirken will. Denn wenn ein Mensch ungeneigt ist, Beyfall zu geben: so sind ihm auch unentscheidende Gründe hinreichend, ihn zu versagen. Und so gar schwach gegründet ist doch auch in der That nicht der Zweifel gegen die Wahrheit dessen, was der andere uns sagt; wenn er es selbst nicht zu glauben scheint; wenn er das, was er für so schändlich und schädlich ausgiebt, selbst thut, was er so nachdrücklich empfiehlt und anpreiset, selbst nicht beobachtet, was er so mit vielen Gründen als gleichgültig und entbehrlich vorzustellen weiß, mühsam aufsucht und mit sichtbarer Anhänglichkeit liebt. Denn wenn derjenige, der die Erkenntniß bis zum Trieb einer so reichlich ausströhmenden Mittheilung hat, selbst nicht durch sie bestimmt wird: so kann wohl der Verdacht entstehn, daß sie im Grunde das nicht seyn müsse, was der andere sie scheinen lässet. Ja es könnte, aus der Bemerkung eines solchen Widerspruchs zwischen Lehre und Leben, ein empörender Widerwille gegen die Schaamlosigkeit, andere glauben machen zu wollen, was einer selbst nicht glaubt, oder die Unbilligkeit,

andern aufzulegen, wessen man sich selbst entlediget, entstehen.

Wenn doch alle diejenigen, Eltern und Erzieher insbesondere, die so oft darüber Klagen führen, daß ihre guten Lehren und Ermahnungen nichts fruchten, ernstlich in sich gehn, und von der Seite gewissenhaft sich prüfen wollten!

Man könnte es kaum glauben, wenn es nicht die Erfahrung lehrte; mit welcher — soll man sagen Frechheit, oder Gedankenlosigkeit, oder nur fremde, nicht die eignen Fehler wahrnehmenden Eigenliebe — Menschen fähig sind, andern, Tag für Tag, in den härtesten Ausdrücken, Vorwürfe zu machen, über Fehler, die sie selbst in einem eben so hohen oder noch höheren Grade in sich herrschen und an sich wahrnehmen lassen. Eltern ihre Kinder zur Ordnung ermahnen; indem sie mit der auffallendsten Trägheit Unordnung um sich herum dulden und verursachen; mit bitterem Tadel es ihnen verweisen, wenn sie Neigung zur Aufdeckung fremder Fehler blicken lassen, indem sie selbst fast nie von andern ohne Einmischung tadelsüchtiger Anmerkungen sprechen.

Wenn hingegen innigste Ueberzeugung aus der Miene des belehrenden oder ermahnenden Freundes hervorleuchtet, wenn man seine Lehre in seinem Leben wieder findet, seine Grundsätze schon aus seinen Handlungen kennt: so fallen nicht nur jene Zweifel weg, nicht nur kömmt die Ueberzeugung schon auf dem Wege der Mitempfindung (Sympathie) halb zu Stande; sondern alles, was der andere sagt, hat auch vor dem

Ver-

Verstande mehr Gewicht und Ansehn, weil er aus Erfahrung spricht. Und wenn man auch noch andrer Meinung bliebe: so verzeiht man es wenigstens, wenn jemand spricht, wie Herz und Ueberzeugung es ihm eingeben.

Hiebey ist nun aber auch darauf zu achten, daß der andere nicht etwa bloß so weit gebracht werde, daß er unsere Vorstellungen an sich für richtig, für wahr und gut in Beziehung auf uns und andere Menschen halte; aber für nicht anwendbar und passend auf sein Temperament, seinen Stand, oder besondern Fall.

Wenn also erst im Allgemeinen die Vorstellungen begründet und zur Ueberzeugung gebracht sind: so müssen sie in genaue und vollständige Vergleichung mit den Eigenschaften, Absichten und Verhältnißen desjenigen, in welchem sie wirken sollen, gebracht, und ihre Uebereinstimmung wenigstens mit den unzweifelhaftesten und wichtigsten Theilen derselben dargethan werden.

Wo möglich, muß man zeigen, daß die vorausgesetzten Betrachtungen und Gründe hier in einem vorzüglichen Grade gelten, oder noch mit besondern Gründen in Verbindung treten. Es ist deswegen rathsam, einen Theil der Gründe oder ihrer Entwicklung bis zu dieser individuellen Anwendung zu versparen; zumal solche Gründe, deren ausdrückliche Anwendung am wenigsten beleidiget. Die andern, deren Adplication den empfindlichsten Schmerz verursachen könnte, überläßt man dem, nun genugsam erweckten Nachdenken des andern. Oder man legt sie ihm nur so nahe, daß er die zärtliche Theilnehmung und schonende Zurückhaltung selbst erkennen muß.

Keine Ueberzeugung kann gründlich werden, wenn man behauptet und beweisen will, was nicht wahr ist; also auch, wenn man das Wahre übertreibt, Forderungen, Verbote, Tadel nicht gehörig mäßiget und einschränkt. Und wer das Vorurtheil der Uebertreibung einmal wider sich hat, dessen Gründe und Ueberzeugungen werden dadurch leicht auch in solchen Fällen verdächtig, wo man sonst nichts gegen sie einzuwenden weiß; so wie derjenige, der nicht immer nach sittlichen Beweggründen handelt, mehr Mühe hat, Glauben und Beyfall für dieselben sich zu verschaffen, da, wo sie ihn wirklich bestimmen.

Daher muß man den Einwürfen und Ausnahmen, die jemand gegen Vorstellungen und deren Anwendung auf ihn, mit einigem Schein machen könnte, lieber zuvorkommen und sie selbst anzeigen; und gern einräumen was dabey wahr ist.

Ja man muß bisweilen fürs erste weniger sagen und behaupten wollen, als der Wahrheit nach sich sagen ließe; wenn man nemlich voraussieht, daß man Ueberzeugung und Einstimmung des andern, mittelst der Gründe, die er gelten läßt, nicht weiter bringen kann. Man kann von etwas schweigen, ohne das Gegentheil davon zu sagen. Man kann auch wohl merken lassen, daß man weniger sage, als man nach seiner Ueberzeugung sagen dürfte. Und dieß wird die beste Wirkung zumal alsdenn nach sich ziehen, wenn man selbst mehr thut als sagt; sich selbst mehr als andern auflegt und — bescheiden, froh und zufrieden dabey erscheint.

Daß man auch bey den besten Gründen der Ueberzeugung ihre Zeit lassen müsse, zumal wo Neigungen und Vorurtheile zu überwinden sind; ist schon im Vorhergehenden (§. 8.) angezeigt worden. Und die übrigen Regeln, die bey der Absicht einer überzeugenden Belehrung beobachtet werden müssen, werden hier aus einem andern Theile der Philosophie, oder aus gemeiner Kenntniß, vorausgesetzt.

3) Vorstellungen anschaulich machen, heißt ihre Bestandtheile entwickeln und so bestimmen, wie die Gegenstände derselben in der Wirklichkeit erscheinen. Allgemeine Betrachtungen uud Vernunftschlüsse, welche sich auf das Gemeinschaftliche und Wesentliche vieler Dinge gründen, vertragen sich freylich nicht ganz mit einer solchen Ausführlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen. Aber da diese doch immer von wirklichen Dingen und Ereignissen hergenommen sind, und auf solche wiederum angewendet werden sollen: so können und müssen sie auch, wenn sie erst nach ihren wesentlichen Bestandtheilen dem Verstande deutlich gemacht und bewiesen worden sind, den Anschauungen wieder näher und mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Denn so kommen sie mit den gemeinsten und regsten Triebfedern des Willens, welche durch sie geordnet und eingeschränkt werden sollen, in Verbindung.

In aller Absicht ist es also nöthig, daß sie mit den eignen Erfahrungen und Beobachtungen des andern verbunden und durch sie anschaulich gemacht werden. Es ist aber hiebey auch dahin zu sehen, daß solche Erfahrungen gewählt werden, bey denen nicht allzu lebhafte Nebenvorstellungen die Aufmerksamkeit an sich ziehen,

heit, zerstreuen, oder dem zu bewirkenden Eindruck entgegengesetzte Gemüthsbewegungen verursachen. Eben darauf ist auch zu achten, wenn aus wahren oder erdichteten Geschichten Beyspiele und Charactere, oder Darstellungen der zeichnenden und bildenden Künste gewählt werden, um sittliche Lehren anschaulich zu machen. Außerdem, daß sie anpassend, nicht unnatürlich und übertrieben scheinen müssen.

4) Um Vorstellungen zu Triebfedern des Willens zu machen, muß das Manchfaltige, was zusammen den Grund der Wirkung enthält, genau mit einander vereinigt, und in dieser Vereinigung leicht erwecklich und geläufig gemacht werden. Kurz gefaßte, an Sinn reichhaltige, durch starken und schönen Ausdruck dem Gedächtnisse sich leicht einprägende, und mit williger Aufmerksamkeit oft erneuernde Sittensprüche, in welchen der Kern wichtiger Lehren enthalten ist, können daher für die Bildung und Lenkung der Gemüther von großem Nutzen seyn. Gewiß haben auf die Tugend und Glückseligkeit vieler Menschen einige solche kurze Lebensregeln und Sittensprüche mehr Einfluß gehabt, als manches andere, worauf insgemein mehr gerechnet wird. Solche Kraftsprüche sind für die sittlichen Erkenntnisse, was Worte für die einzelnen Vorstellungen sind; Mittel der Erinnerung und Verbindung des Manchfaltigen.

Ich würde es daher für einen großen Fehler bey der Erziehung und dem ersten Unterrichte halten müssen; wenn man, um dem so oft gerügten Fehler unserer Vorfahren, Anfüllung des Gedächtnisses auf Kosten des Verstandes, auszuweichen, und in der Absicht, überall systematisches Denken und deutliche Begriffe zu

bewir-

bewirken, die frühzeitige Einprägung solcher Denksprüche vernachläßigen wollte. Möchte auch ihr Sinn fürs erste nur halb erreicht werden; — wie wenige Worte vermag der Mensch beym ersten Gebrauch derselben, beym ersten, wenn auch noch so sorgfältigen Unterrichte, ganz zu verstehen! — Dennoch können sie festeste Grundlage und belebende Triebfedern im künftigen System der Lebensweisheit werden. Ich will es dem Urtheile anderer aufmerksamen Beobachter überlassen; ob man nicht schon hie und da auf dem Wege zu jenem Fehler ist; ob man nicht mit bloßem Räsonnement, und mit reinen Vernunftlehren zu viel ausrichten will, und der Sinnlichkeit angemessene Einkleidung sittlicher Wahrheiten zu sehr herabsetzt? Man erwäge die Sitten und Denkarten, welche nicht nur in Ansehung des Aeußern, Symbolischen, der Religion, sondern selbst in Ansehung des Gebetes schon so gemein geworden sind, und sich immer mehr zu verbreiten scheinen. Es möchte doch am Ende vielleicht zu schwer befunden werden, mit noch so vieler Philosophie unter der Menge auszurichten, was ehedem ein Spruch der Bibel ausgerichtet hat, und wenn wir wollen, noch immer bey sehr vielen ausrichten kann.

5) Wenn Vorstellungen im Gemüthe Triebfedern werden und bleiben sollen: so müssen sie oft erneuert werden. Doch wenn wir dieß bey andern thun wollen: so ist darauf zu achten, daß es nicht ein beleidigendes Mißtrauen gegen die eigne Erinnerung verrathe, und nicht auf eine zu einförmige Weise geschehe. Das völlig Bekannte erwecket keine Aufmerksamkeit, das allzugewöhnliche rührt nicht mehr. Eine Hauptursache, warum mit Vorstellungen, Ermahnungen und Sittenlehren

so oft nichts ausgerichtet wird, ist, daß man zu oft damit kömmt. Gleichgültigkeit und Langeweile ist noch nicht das Schlimmste, was man dadurch bewirkt; Pflicht und Wahrheit selbst können dadurch verhaßt werden. Wenn zänkisch und tadelsüchtig Tag für Tag vorgebrachte Lehren nicht vielmehr die Gemüther verschlimmern als bessern; wenn sie doch bisweilen noch gute Früchte bringen: so beweiset dieß vielleicht mehr als irgend etwas anders die Macht der Wahrheit.

Um schon erkannte und im Gedächtniß aufbewahrte Lehren zu wecken und zu beleben, braucht es nicht viel, noch immer dasselbe. Eine Anwendung derselben **auf sich selbst** oder auf einen **dritten** kann eben so gut und noch besser seyn, als eine gerade Richtung auf den, dem sie zu Gute werden soll. Heute eine **Erzählung**, die an sie erinnert, ein anderes mal eine **allgemeinere Bemerkung**, aus der sie sich von selbst ergiebt. **Ein Wort**, eine **Frage**, ein **Blick** können bisweilen hinreichend dazu seyn. Man kann des Guten nicht zu viel thun; wäre hier ein höchst irriger Grundsatz.

6) Aus allem Bisherigen kann endlich auch noch gefolgert werden, daß sehr viel auf die Zeit ankommen könne, die man wählt, um Vorstellungen der Vernunft im Gemüthe wirksam zu machen. Wenn der eine Theil nicht geschickt ist, mit Deutlichkeit und Nachdruck zu sprechen; oder der andere nicht aufgelegt ist, willig und aufmerksam zuzuhören: so ist es nicht die rechte Zeit zum Moralisiren. Ein ruhiges, nicht leidenschaftlich erhitztes oder beängstigtes Gemüth ist die beste Fassung für beyde Theile. Von beyden Seiten müssen Liebe und

Zu-

Zutrauen herrschen; nicht Widerwille und Mißtrauen. Darum vermögen despotische Gebieter so wenig, wo es auf Besserung und Bildung der Gemüther ankömmt; und die mit unmerklicher Gewalt eindringende Liebe kann oft in einer Stunde nachholen und wieder gut machen, was sie zu viel nachgegeben oder versäumt zu haben scheinet. Darum ist der weise Erzieher auf die letzten Zwecke oft am meisten bedacht; wenn er am wenigsten für sie zu thun scheint. Nie müssen die Lehren der Weisheit als Nebengeschäfte vorgenommen werden, indem mit andern Gedanken die Seele erfüllet ist; damit nicht die Ohren sich gewöhnen, die Töne vorbeyrauschen zu lassen, ohne daß die Aufmerksamkeit geweckt und angezogen wird.

Wenn hingegen durch Reden und Urtheile anderer oder sonst ein Ereigniß das Nachdenken erweckt und schon auf dem Wege zur Aufsuchung der heilsamen Wahrheit ist; wenn das bewegte Gemüth nach Aufklärung seiner Gefühle, nach Vollendung seiner keimenden Gedanken, nach Unterstützung seiner schon gefaßten Entschließungen verlangt: dann kann der weisere Freund bleibende Eindrücke durch seine guten Lehren bewirken. Nur einmal im Jahre, oder alle Vierteljahre so zur rechten Zeit das Gemüth durch Lehren der Weisheit erleuchten und erwärmen, stiftet ganz gewiß mehr Gutes; als täglich und stündlich derselben sich, wie einer Zuchtruthe, bedienen.

§. 23.

§. 23.

Insbesondere auf eine gemischte Menge von Menschen.

Wenn auf mehrere Menschen von sehr verschiedenen Köpfen und Gemüthsarten zu gleicher Zeit durch mündlich oder schriftlich vorgetragene Vorstellungen gewirkt werden soll: so entstehen freylich eigene Schwierigkeiten. Unterdessen bleiben die vorhergehenden Hauptregeln auch hier dieselben. Immer ist das beste, bey der Wahrheit zu bleiben, nichts zu übertreiben, von dieser Wahrheit selbst überzeugt und durchdrungen zu seyn. Immer müssen die allgemeinen Lehren, so viel möglich, anschaulich gemacht; nun aber um so mehr manchfaltig angewandt und in verschiedenen Gestalten dargestellt werden, je ungleicher die Einsichten und je abweichender von einander die Verhältnisse der verschiedenen Leser oder Zuhörer sind. Und um unter diesen manchfaltigen Wendungen und Abwechselungen der Darstellung den Hauptgedanken für alle eindringlich zu machen; sind jene sinnreichen Aussprüche als Mittel der Verbindung und Wiedererweckung hier insbesondere auch von großem Nutzen. Bey einem solchen Kernspruch finden sich Beweise und Folgerungen, feinere Zergliederung, sinnliche Darstellung am leichtesten zusammen.

Wenn der Vortrag sich in die Länge zieht: so muß Einförmigkeit im Periodenbau, im Schwung der Diction, im Ton der Stimme, möglichst vermieden, jedwede schickliche Abwechslung in der Einkleidung, bisweilen eine rasche, unerwartete Wendung, zur Unterhaltung der Aufmerksamkeit benutzt werden.

Außerdem entstehen in solchen Fällen noch zwo besondere Regeln:

1) Sich des Beyfalls derjenigen zu bemächtigen, die auf die Menge den meisten Einfluß haben, nach deren Urtheil und Verhalten der grösere Theil in seinen Urtheilen und Handlungen mehr als nach eigenen Einsichten sich bestimmt. Bey jedweder sehr gemischten Menge kann man ein solches Verhältniß des **größern** Theiles zum **kleinern** voraussetzen. Die wenigsten Menschen handeln und urtheilen nach eigener Einsicht, sondern werden durch das Wort und den Vorgang anderer getrieben oder geleitet. Wenn auch vernünftige Vorstellungen auf solche Menschen Eindruck machen und ihre Gesinnungen bestimmen helfen: so geschieht es doch hauptsächlich mittelst des Zutrauens, welches sie zu dem, von dem sie herkommen, schon gefaßt haben; und welches Zutrauen in den meisten Fällen wieder auf das Wort oder Beyspiel anderer, oder auf angenehme Eindrücke des Aeußern und einzelne gefällige Handlungen gegründet ist.

2) Die Denkarten und Neigungen der verschiedenen Partheyen müssen dabey doch so viel möglich geschont werden. Die Möglichkeit, einerley Vorstellungen auf verschiedene Weise einzukleiden und vorzutragen; ein gänzliches Stillschweigen von dem, was, ohne dem einen Theil mißfällig zu werden, sich gar nicht vortragen läßt; endlich mittelbare Hinleitung auf solche Bemerkungen, die man nicht unmittelbar vorlegen darf, indem man Gründe legt, aus denen sie allmählig von selbst sich ergeben, und die Gründe der entgegengesetzten Vorstellungsarten untergräbt — dieß sind bekannte und aus

der Natur der Sache fließende Mittel zu dem, was die Regel vorschreibt.

§. 24.

Wie Beyspiele zu gebrauchen.

Wie viel leichter **Beyspiele** wirken als allgemeine Lehren, ist bekannt. Der Grund ist, weil sie nicht nur die **Möglichkeit** der Sache außer allen Zweifel setzen, sondern auch die **Art zu handeln** vorstellig, alles anschaulich machen. Unterdessen kann doch die natürliche Wirkung der Beyspiele, vermöge deren sie zur Nachahmung reizen, durch allerley Ursachen gehindert werden. Einmal durch widrige Nebenvorstellungen von der Person, die das Beyspiel giebt, ihrem Stande, sonstigen Character und ganzen Benehmen bey der Sache. Sodann wegen des Unangenehmen, so die Vorstellung, Nachahmer oder Nachfolger zu seyn, für diejenigen hat, die nicht gern scheinen wollen, die Anführung und Anweisung anderer nöthig zu haben, lieber in jeder Sache die ersten seyn wollen, die andern das Beyspiel geben. Endlich aber kann auch die Besorgniß abhalten, das gegebene Beyspiel nicht mit Vortheil sich zum Muster zu nehmen, es nicht erreichen zu können. Hieraus ergeben sich die Regeln, die beym Gebrauch der Beyspiele beobachtet werden müssen. Nemlich

1) um mit gutem Erfolge auf stolze Menschen durch Beyspiele zu wirken, muß diese Absicht verborgen, und die Bemerkung, daß sie nachahmen, wenn sie es schon wirklich thun, gar nicht gemacht werden. Und die Beyspiele müssen von der Art seyn, daß es ihr Ehrge-

fühl ihnen nicht erlaubt, sich darinne übertreffen zu lassen, oder ganz zurückzubleiben.

2) Ueberhaupt muß darauf gesehen werden, daß nicht widrige Nebenvorstellungen den Eindruck des Beyspieles, welches zur Nachahmung reizen soll, schwächen. Vielmehr müssen alle Nebenvorstellungen von den handelnden und theilnehmenden Personen, vorhergehenden und nachfolgenden Umständen, anziehend und ermunternd seyn, wenn die Absicht leicht und vollständig erreicht werden soll.

3) Auch wenn man durch sein eigenes Beyspiel wirken will, worauf bey einem Lehrer und Vorgesetzten vieles ankömmt — müssen diese Regeln beobachtet werden. Insbesondere muß verhütet werden, daß dieß Beyspiel nicht scheine bloß in der Absicht gegeben zu seyn, seine Lehren und Befehle zu unterstützen und Nachfolge zu erwecken, oder um seine Vollkommenheit zu zeigen, mit stolzer Ueberhebung über andere; oder nur zum Schein und mit einem Zwang, den man sich selbst anthut, wo man beobachtet wird; oder endlich mittelst solcher außerordentlicher Kräfte und vorhergehenden Uebungen, die nur wenigen Menschen verliehen und möglich sind.

§. 25.

Wie Strafen.

Unter allen Mitteln, auf die Gemüther der Menschen zu wirken, wird keines so allgemein und so häufig gebraucht, als Strafen. Und doch schränken bey keinem so viele Vorschriften der Gerechtigkeit und Klug-

heit die Willkühr ein, als eben bey diesem. Die Grundsätze der Gerechtigkeit sind im vorhergehenden Theil dieser Untersuchungen angezeigt worden. Hier kömmt es nur auf diejenigen an, welche die nächste Absicht selbst dabey vorschreibt, vortheilhafte Eindrücke aufs Gemüth zu machen, vom Bösen abzuhalten, und zum Guten zu bestimmen. Aber eben diese Absicht erfordert

1) daß die Strafe gerecht sey; folglich auf richtige und nicht übertriebene Vorstellungen der Schuld sich gründe und dieser angemessen sey. Denn die Vorstellung der Ungerechtigkeit kann nicht zum Rechtverhalten geneigt machen, oder willig, nach den Absichten dessen sich zu fügen, den man als einen Ungerechten haßt und verabscheut. Sieht man sich in einigem dazu gezwungen; so wirkt der Widerwille desto stärker, wo er Freyheit hat. Und wie dieß von allen Strafen gilt: so gilt es insbesondere auch von den wörtlichen Bestrafungen, den Vorwürfen und Verweisen. Solche ungerechte Vorwürfe und unverdiente Verweise sind um so gefährlicher, je zarter die Gefühle derjenigen sind, die sie treffen; am allermeisten, wenn sie nicht bloß auf einzelne Handlungen sich beziehen, sondern den ganzen Character betreffen, Absichten andichten oder die Triebfedern häßlicher schildern, als sie sind. Wie leicht hiebey geirrt und jemanden Unrecht angethan werden könne, ist an einem andern Orte (Th. III. §. 65.) ausführlich untersucht worden. Anstatt daß ein angemessener Tadel Erkenntniß des Fehlers und Besserung bewirkt haben könnte, hält sich nun der zu hart Behandelte für den beleidigten Theil; und wenn er auch seinen Fehler einsieht, so erscheint er ihm doch als eine Kleinigkeit im Vergleich des ihm angedichteten oder gegen

ihn

ihn begangenen Unrechts. Wenn ihm dergleichen öfter wiederfährt, gewöhnt er sich vielleicht zur Verachtung aller Verweise und Beschuldigungen eines so unbilligen Richters, hört gar nicht mehr darauf; und so richten endlich auch die gegründeten nichts mehr aus. Auch dadurch können übereilte und ausschweifende Vorwürfe noch schädlich werden, daß sie böse Absichten und Neigungen in denjenigen erzeugen, die noch keinen Gedanken davon hatten. Mancher wird gereizt, das, was man ihm Schuld giebt zu thun, weil man ihn doch nicht für unschuldig hält, oder um sich für das Unrecht dadurch zu rächen.

2) Wenn auch nicht gefordert werden darf, daß allemal ohne allen Affect, alle Zeichen eines aufgebrachten Gemüths, gestraft werde, weil doch wirklich bisweilen eben diese Zeichen des lebhaften Widerwillens eben so sehr oder noch mehr als die eigentliche Strafe, Eindruck machen und Besserung bewirken können: so ist doch Mäßigung des Affects bey Vollziehung einer Strafe sehr zu empfehlen. Nicht nur könnte die Strafe dadurch von ihrer Würde verlieren; was Weisheit und Gerechtigkeit scheinen sollte, das Ansehn eines thierischen Instincts erhalten; wenn sie mit ungestümer Hitze des entbrannten Zorns ausgeübt würde: sondern es ist immer zu befürchten, daß bey einem solchen Gemüthszustande die Grenzen der Billigkeit überschritten werden.

3) Nicht gleich auf frischer That zu strafen, kann zur Regel gemacht werden; weil der Affect des Strafenden dann insgemein noch zu groß ist; weil doch auch Zeit erforderlich ist, um That und Schuld und angemessene Strafe richtig zu beurtheilen; weil vielleicht derjeni-

ge, der gefehlt hat, wenn ihm Zeit gelassen wird, sein Unrecht so erkennt, solche Zeichen einer aufrichtigen Reue und Besserung giebt, daß keine, oder doch keine harte Strafe mehr nöthig ist. Wenigstens muß allemal der Schuldige erst zur Vertheidigung gelassen werden; dieß ist ein Grundsatz der strafenden Gerechtigkeit, der keine Einschränkung zuläßet. Wie oft erscheint der in der Hitze des Zorns Verurtheilte und Bestrafte ganz anders, wenn sich die Sache aufgeklärt hat!

Doch muß auch eine durch vollständige Untersuchung hinreichend begründete Strafe nicht zu lange verschoben werden, daß nicht der Schuldige durch ängstlich anhaltende Erwartung der Strafe mehr, als recht ist, gequält werde; oder weil er sie gar nicht mehr erwartete, seinen Fehler für verziehen und vergessen hielt, durch den unerwarteten Streich allzuempfindlich getroffen, mehr für erwachte böse Laune oder grausame Rachbegierde als Mittel zu seiner Besserung sie halte.

4) Um gerecht zu seyn, müssen Strafen nothwendig, zur Verhütung größerer Uebel, die außerdem als Folgen aus der That des Schuldigen zu befürchten seyn würden; oder für den Bestraften selbst eine Wohlthat seyn. Letzteres sind sie, wenn sie als unentbehrliches Mittel seiner eigenen Besserung gebraucht werden; auch oft dann noch, wenn sie ihn nur von mehrern Vergehungen abhalten, indem sie ihm diese unmöglich machen oder erschweren. Ersteres aber, wenn ohne sie die Reize zum Bösen, die das Beyspiel erweckt hat, gefährlich bleiben, wenn Verachtung der Gesetze und Obrigkeiten oder Verdacht der Partheylichkeit entstehen würden; oder wenn der beleidigte Theil außerdem nicht von der Selbstrache abgehalten wer-

werden könnte. Wenn eine Strafe in der Entziehung des Guten besteht, welches freywillig ertheilt wird: so kann sie auch dadurch gerechtfertiget seyn, daß die austheilende Gerechtigkeit auf eines jeden Eigenschaften und Würdigkeit Rücksicht nehmen muß. Auf welche Weise es nun, nach der Verschiedenheit der Strafen und der Zwecke, geschehen kann: so muß doch immer dahin gearbeitet werden, daß die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Strafe einleuchte.

5) Willkürlich veranstaltete Strafen sind also gar nicht, oder mit noch mehr Vorsicht und Mäßigung zu gebrauchen; da wo die natürlichen Strafen bald und empfindlich genug erfolgen, oder nur einige absichtliche Mitwirkung nöthig ist, um diese zur angemessenen Wirksamkeit zu bringen. Bey natürlichen Strafen, die eher zum Mitleiden erwecken müssen, die Martern des Schuldigen noch willkürlich vermehren, Wohlgefallen, Spott oder Gleichgültigkeit zu erkennen geben; wird nie Gemüther gewinnen und bessern, sondern empören und zur Verzweiflung bringen.

6) Willkürliche Strafen sind um so viel besser, je mehr sie auf die Gründe der Vergehungen wirken, um sie, so weit es nöthig ist, zu schwächen. So ist Zwang zur härtern Arbeit eine angemessene Strafe für den, der aus Trägheit und Liebe zum Müssiggang aufs Böse verfiel; Demüthigung, wo verwegener Stolz, Entziehung äußerlicher Güter, wo Habsucht, Einschränkung der Gelegenheiten zu sinnlichen Vergnügen, wo ungezähmte Begierde darnach die Triebfeder war. Empfindlich muß die Strafe allemal seyn, wenn sie wirken soll, und also nach den Begriffen des Andern vom Guten und Bösen

eingerichtet werden. Aber nach diesen Begriffen und Empfindungen des Andern muß auch beurtheilt werden, ob eine Bestrafung nicht zu groß sey. Besonders wenn sie auf solche Triebfedern gerichtet wird, deren Empfindlichkeit überhaupt von großem Werthe ist, also geschont werden muß, durch allzugewaltige Eindrücke aber zernichtet oder zu sehr geschwächt werden könnte; wie dieß bey den Gefühlen für Ehre und Schande, und der Liebe und Achtung für andere der Fall ist.

7) Ein Hauptstück der Weisheit beym Gebrauch der Strafen besteht darinne, zu machen, daß die Idee Strafe am meisten wirke. Ist dieß: so wird alsdenn um so weniger Kunst nöthig seyn, um die äußern Mittel und Gegenstände der Strafen ausfindig zu machen, um so weniger Gutes dabey verloren gehn. Werden hingegen Strafen nicht hauptsächlich als Strafen gefürchtet, als Zeichen der Schuld und des verdienten Mißfallens besserer Menschen: so mögen sie immerhin bis zur äußersten Strenge geschärft werden; sie werden dennoch ihre Absicht nur sehr unvollkommen erreichen. Ja es können Strafen alsdenn in dem Grade verächtlich werden, daß es für Ehre gehalten wird, dieselben sich zugezogen zu haben. Die Bedingungen, von welchen jenes vielvermögende Ansehn der Strafen als Strafen abhängt, sind nicht schwer zu entdecken. Vor allem müssen die Strafen, und also auch das Gesetz, worauf sie sich beziehen, selbst nöthig und weise seyn. Und nicht nur müssen beyde es seyn, sondern auch scheinen; wenigstens darf das öffentliche Urtheil, nach welchem sich die gemeine Achtung und Verachtung richtet, nicht zu sehr dagegen seyn. Es ist bekannt, warum so viele Gesetze mit den geschärftesten Strafen, auch wenn diese vollzogen wurden, gegen den

Zwey-

Zweykampf so wenig ausrichteten. Freylich verhinderte die mit den Gesetzen im Widerspruch stehende gemeine Meinung vielfältig auch die Vollziehung der strengern Verordnungen. Es kömmt also auch sehr viel darauf an, in welcher Achtung überhaupt die Urheber und Vollzieher der Gesetze stehen; welcher Werth auf jedes Zeichen ihres Beyfalls und ihrer Mißbilligung gelegt wird. Endlich setzt die Wirksamkeit des Idealischen der Strafe ein zartes moralisches Gefühl oder diesem nahe kommendes Ehrgefühl voraus. Mittelst dieser Gefühle und der Idee Strafe kann alles zur Strafe werden, selbst die Entziehung dessen, was an sich gern entbehrt werden würde; beym Kinde die Ausschließung aus der Schule, die Entfernung von dem sonst eben nicht angenehmen Unterrichte; und beym Soldaten die Entfernung von den gefährlichsten Posten *). Darum ist an der Belebung und Schonung dieser Gefühle so viel gelegen, und auch bey der Auswahl der Strafen und der Bestimmung ihres Grades so nöthig darauf zu achten.

8) Aus mehrern der bisherigen Grundsätze folgt die Regel: **wirthschaftlich** mit den Strafen zu verfahren, d. h. so selten als möglich dieses Mittels sich zu bedienen; und die kleinen Strafen so lange als möglich zu gebrauchen und wirksam zu erhalten. Denn Strafen sind nie und nicht weiter gerecht, als sie nöthig sind. Je sel-

*) Während der Belagerung von Minorca machte der Marschall von Richelieu, da kein Mittel gegen den Hang zum Betrinken bey seiner Armee fruchten wollte, endlich durch eine Proclamation bekannt, daß derjenige Soldat, welcher betrunken gefunden werden würde, nicht sollte mit Sturm laufen dürfen. Und es half. Vie privée de Louis XV. tom. III. p. 83.

tener sie vorkommen, desto mehr Eindruck machen sie, als etwas nicht gewohntes, auf das noch nicht geschwächte Ehrgefühl; je mehr derjenige, der noch nie, oder nur selten und gelinde gestraft worden ist, sich selbst noch scheint; ein desto größeres Uebel scheint ihm Strafe zu seyn. Die Furcht vor den noch nicht empfundenen größern Strafen unterstützt das Ansehn der kleinern, und wirkt oft in der Einbildung stärker aufs Gemüth, als die von der ausgestandenen Strafe zurückbleibende Vorstellung.

Ein neuer Grund auch noch für die obige Regel: den allgemeinen Tadel des Characters nicht bey jedem Vergehn, nicht oft sich zu erlauben. Denn macht derselbe keinen Eindruck mehr, so ist viel verloren. Macht er aber Eindruck: so kann dadurch die Aufmerksamkeit von dem Eigenen des Fehlers, der itzt begangen wurde, und recht eingesehen werden sollte, auf eine der Besserung nachtheilige Weise abgezogen werden. Ein jedes Uebelverhalten, grosses oder kleines, muß in sich selbst etwas enthalten, was abschreckend und zur Strafe gemacht werden kann; und die Vorstellung davon wird um so viel anschaulicher werden, je mehr sie sich an das Besondere des Falles hält. Nur muß es wahres und erweisliches Uebelverhalten seyn. Auf dieß Besondere und Anschauliche muß wenigstens die Aufmerksamkeit bey der Strafpredigt zuerst gerichtet werden; wenn es auch nöthig wird, dieselbe bis zu den Gründen in dem, was schon zur Gewohnheit geworden ist, oder bis zu den Folgen für den Character fortzusetzen.

9) Daß bey den Strafen auf die Arten und Grade der Empfindlichkeit Rücksicht genommen werden müsse!

ist

ist im Vorhergehenden schon angemerkt worden. Bey Gemüthern, auf welche etwas leicht Eindruck macht, aber nur auf kurze Zeit, ist ein Grund mehr vorhanden, nicht auf frischer That zu strafen; sondern sie erst die Furcht vor der Strafe empfinden zu lassen, und diese selbst in die Länge zu ziehen. Es darf ihnen nicht sogleich Zerstreuung nach überstandener Strafe zugestanden, und sie müssen, bey Anzeigen des sich wieder erneuernden Triebes zum Bösen bisweilen an die Strafe erinnert werden.

§. 26.

Belohnungen.

Die angezeigten Grundsätze des weisen Gebrauchs der Strafen lassen sich leicht in Regeln für die Absicht, durch Belohnungen Gutes zu stiften, verwandeln.

1) Auch diese müssen nach Verdienst, mit Gerechtigkeit und Billigkeit ausgetheilt werden. Sonst verdienen sie den Namen nicht. Als Wirkungen der Laune und Leidenschaft können sie keine zweckmäßig bestimmten Erwartungen und Triebfedern für die Zukunft erzeugen. Nicht einmal überhaupt Achtung, eher Verachtung erwecken sie. Und wenn sie auch denen, die sie erhalten, an sich angenehm sind: so erregen sie desto mehr Mißfallen und Widerwillen in andern.

2) Wie bey den Strafen, so auch bey den Belohnungen, muß die allgemeine Idee, dort Strafe, hier Belohnung, das Wichtigste und Wirksamste seyn. Als Zeichen und Versicherungen des Beyfalls, der Lie-

be und Achtung müssen sie hauptsächlich geschätzt werden. Die Gründe sind hier wieder dieselben, wie bey den Strafen.

3) Nicht bloß gute Handlungen muß man suchen durch sie zu bewirken, sondern gute Neigungen und Triebfedern. Sie müssen also Vorstellungen und Gefühle erzeugen, welche diesen letztern zuträglich sind; nicht solche, wodurch die Denkart verschlimmert wird; dergleichen diejenigen Belohnungen seyn würden, welche ausschweifende Ehrsucht und Eitelkeit, oder unmäßige Liebe und Achtung für Geld und andere solche Güter beförderten.

4) Durch die Art, wie sie ertheilt werden, und durch vortheilhafte Verbindung mit der öffentlichen Meinung lassen sich auch kleine Belohnungen wichtig und wirksam machen. Doch müssen sie immer Verhältniß haben zu dem, was belohnt werden soll; und desto mehr innern, reellen, nicht bloß idealen Werth, je mehr sie auch Ersatz für Aufwand, oder Unterstützung und Hülfe zu fernern Unternehmungen seyn sollen. Außerdem könnten sie, wo nicht als Zeichen der Ungerechtigkeit und Unbilligkeit beleidigen, wenigstens als Beweise der Kargheit und Dummheit verächtlich werden.

5) Zur allgemeinen Regel läßt es sich nicht machen, aber in einigen Verhältnissen kann es nützlich und einer andern Regel (Nr. 3.) gemäß seyn, bey solchen außerordentlichen Beweisen von Güte, bey welchen die Absicht, zu belohnen und noch mehr zum Guten zu ermuntern, doch nicht zu verkennen ist, keinen besondern Beweggrund anzugeben. So kann der Antrieb zum

Guten

Guten um so eher allgemein werden, und vor Einseitigkeit und Uebertreibung bey einzelnen Richtungen bewahrt werden. Hier zeigt sich ein Unterschied zwischen Belohnungen und Strafen. Diese müssen mit dem Bewußtseyn eines bestimmten Grundes verknüpft seyn, und die Zugesellung allgemeiner den ganzen Character treffender Beweggründe ist gefährlich. Der Mensch soll ganz gut seyn, oder doch zu werden sich beeifern. Aber keiner ist ganz böse, und selten im Ganzen so böse, als er dem beleidigten Theile oder dem erhitzten Richter es scheint.

6) Die Art, mit der sie ertheilt wird, kann den Werth einer Belohnung und jedweder Wohlthat um vieles vermehren und vermindern. Belohnungen mit kränkenden Vorwürfen, mit unbilliger Erhebung ihres Werthes und Herabsetzung dessen, dem und wofür sie ertheilt werden, können so verhaßt als Strafen werden.

§. 27.

Wie auf feindlich gesinnte Gemüther zu wirken.

Wenn der in diesen Untersuchungen zuerst angenommene Grundsatz, daß man leichter durch das Herz der Menschen Eingang in ihren Verstand finde, als durch diesen in jenes (§. 2.) richtig ist: so muß es wohl besonders schwer seyn, auf feindlich gesinnte, mit Haß und Widerwillen mehr oder weniger erfüllte Gemüther durch moralische Mittel der Vernunft und Wahrheit mit gutem Erfolge zu wirken. Von der Vorstellung der Person fällt leicht ein gehässiges Licht auf alle ihre Handlungen, alle Vorstellungen, die von ihr herkommen;

men; bey der geringsten Veranlassung entsteht Verdacht gegen die Absichten. Belehrungen, Zurechtweisungen, wie gegründet und wohlthätig sie auch seyn möchten, von denen, die man verachtet oder haßt, annehmen; ist der Eigenliebe so zweyfach unangenehm, daß die eigene Meinung dagegen aufzugeben, große Selbstverleugnung erfordert. Deswegen wird also auch bey einem solchen Verhältnisse

1) zur ersten Regel angenommen werden müssen, die Ursache des obwaltenden Widerwillens wegzuräumen, oder allmählig zu entkräften. Man muß sich also unpartheyisch genau prüfen, ob man nicht durch sein bisheriges Betragen, durch irgend eine Art von Ungerechtigkeit, Unbilligkeit oder Unvorsichtigkeit zu diesem Widerwillen Anlaß gegeben habe; und den begangenen Fehler nicht nur zu vermeiden suchen, sondern auch eingestehn, wofern sich vom letztern gute Wirkung erwarten läßt. Wenn es auf eine Weise geschieht, die nicht sowohl Furcht und Schwäche, als Billigkeit und Selbstbeherrschung verräth; so muß es bey nicht ganz verdorbenen Gemüthern in den meisten Fällen eine gute Wirkung thun. Um so viel gewisser, je mehr das ganze Verhalten auf Triebfedern der Billigkeit, Selbstbeherrschung und Weisheit schließen läßt. Bey allen Gelegenheiten also muß man seinen Widersachern Gerechtigkeit wiederfahren lassen; besonders auch in dem, was entzweyt und worinn man einander entgegen ist, nicht zu weit gehen; sondern den Absichten, Gründen und Forderungen des Andern, was wahr, recht und billig ist, mit gutem Willen einräumen; besonders in Beschuldigungen, die nur auf Vermuthungen, Gerüchte, oder ungeprüfte Zeugnisse sich gründen, Vorsicht und

Mäßi-

Mäßigung gebrauchen; die guten Eigenschaften und Verdienste des Gegners aufrichtig anerkennen und selbst, wo es nöthig ist, gegen andere vertheidigen; auch seine wirklichen Fehler und Vergehungen, wo es nicht nöthig ist, oder weiter als es nöthig ist, nicht aufdecken; kurz nach den allgemeinen Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschenliebe, alle möglichen Beweise wahrer Liebe und Achtung ihm geben. Gewiß nur in wenig Fällen wird eine aufrichtige und anhaltende Befolgung dieser Regeln ohne gute Wirkung bleiben. Es ist zu sehr in der menschlichen Natur gegründet, Hochachtung für die Tugend, insbesondere aber Liebe und Achtung für diejenigen zu empfinden, die Liebe und Achtung uns beweisen; als daß es anders seyn könnte.

2) Dasjenige, was die Menschen entzweyet, ihr verschiedenes Interesse oder ihre verschiedene Denkart, ist selten einander so sehr entgegengesetzt, als es scheint; und zumal scheint, wenn die Gemüther erhitzt sind, wo so leicht falsche Vorstellungen sich zugesellen, Verwirrung und Mißverständnisse erzeugen. Statt also, wie insgemein geschieht, nur bey den Puncten der Uneinigkeit verweilen, und diese scheinbar zu machen, auch wohl, um dem Interesse des Streits ein noch wichtigeres Ansehn zu geben, zu vermehren oder zu vergrößern; suche man die Puncte der Einigkeit auf, und setze dieselben recht ins Licht; das Einstimmige der beyderseitigen Grundsätze und Absichten. Wenn auch der Streit dabey nicht gleich ganz verschwindet, wenn auch Verschiedenheit der Grundsätze, Neigungen und Absichten zu verschiedenen Arten des Verfahrens bestimmen; so wird es doch für die Gesinnungen und das Verhalten der Gegner zu einander schon sehr vortheilhaft seyn,

wenn

wenn sie wissen, wie nahe sie sich, in wie vielen Puncten sie einig mit einander sind. Haß und Verachtung unter den Menschen müssen abnehmen, wie die Vorstellung ihrer Einartigkeit und Einstimmigkeit zunimmt.

Diese Bemerkungen bestättigen sich besonders auch bey der Erwägung der Wirkungen, welche die Secten-Namen in den Gemüthern der Partheyen insgemein hervorbringen. So lange diese Namen noch Vorstellungen erwecken, die aus allen dem Gehässigen und Fehlerhaften zusammengesetzt sind, was die eine Parthey von den Anhängern der andern je bemerkt, oder bemerkt zu haben vermeint, oder irgend gehört hat: so sind sie auch allein schon hinreichend, die Gemüther mit Widerwillen und Mißtrauen anzufüllen, und jedweder Verschiedenheit in der Denkart oder in Gebräuchen ein viel wichtigeres und oft ganz anderes Ansehn zu geben, als Statt haben könnte, wenn man einander besser kennte. Wenn diejenigen, die einander als Lutheraner und Katholiken hassen und fürchten, oder um ein auf unsere Zeiten passenderes Beyspiel zu gebrauchen, diejenigen, die bey den Namen Aristokrat, Demokrat, Rojaliste gegen einander ergrimmen, oder einander fliehen — wenn sie bisweilen wüßten, in wie vielem sie mit einander einstimmig denken; wenn sie dieses zuförderst alles recht deutlich einander erklärten: wie würden sie sich schämen müssen, so einander verkannt, so weit auseinander, so sehr einander entgegen gesetzt sich geglaubt zu haben!

Dem vorhergehenden Hauptsatze könnte doch vielleicht die Erfahrung in einigem zu widersprechen scheinen. Man hat nemlich angemerkt, daß bey den Streitigkeiten z. B. über Religions- und Staats-Angelegenheiten,

heiten, diejenigen Partheyen, die einander schon näher stehen, heftiger und erbitterter gegen einander zu seyn pflegen, als diejenigen, die weit mehr von einander verschieden sind. Es läßt sich auch wohl begreifen; thut aber den vorhergehenden Behauptungen und der darauf gegründeten Regel keinen Abbruch. Theils hat man von nachtheiligen verführerischen Einflüssen derjenigen, mit welchen man vieles gemein hat und deswegen in genauerer Verbindung steht, mehr zu befürchten, als von denjenigen, von welchen man völlig getrennt oder weiter entfernt ist; theils kann auch um so leichter ein übler Verdacht gegen ihren Verstand oder ihr Herz entstehen, wenn man denket, daß, da sie in so vielem mit uns einstimmig sind, sie es auch im Uebrigen werden müßten, wenn sie es redlich meinten, recht und unpartheyisch es überlegten. Allein bey allem dem wird man doch einsehen können, daß dieselben gegnerischen Partheyen sich weniger hassen und verachten müßten, wenn sie recht wüßten und vor Augen hätten alles, worinne sie mit einander einig sind; und die Erfahrung hat auch schon oft Beweise hiervon aufgestellt.

3) Diese Regel führt zu einer dritten, und macht deren Ausübung möglich; Mittel aufzusuchen, seine Meinungen oder Absichten dem Gegner angenehm, wenigstens minder anstößig zu machen, dadurch, daß man sie an die seinigen anschließt, oder als damit übereinstimmend vorstellt. Je mehr man den andern in Beziehung auf dasjenige, worinne er mit uns einig ist, genau hat kennen lernen; desto leichter wird dieß seyn. Wie will man zusammen kommen, so lange man nur immer als Gegner sich denkt, nur immer die einander widerstrebenden Gesinnungen vor Augen hat? Hat man

hingegen einsehen lernen, wie selbst hiebey nahe und entfernte Gründe und Zwecke auf beyden Seiten in so vielen Stücken dieselben sind — bey allen Menschen sind doch wenigstens die Grundsätze des Denkens und Wollens dieselben — so entsteht nun leichter der Wille — damit ist schon viel gewonnen — und die Hoffnung, einander immer näher zu kommen. Und wenn es erst so weit gekommen ist: so zeigt sich mehrentheils auch bald der Weg dazu. Fände er aber sich auch nicht: so wird man doch geneigter und geschickter, einander auszuweichen, wie man einander besser hat kennen lernen. Die Welt der wirklichen Dinge und die Welt der Ideen ist so groß, und so reich an Mitteln zur Beschäfftigung und Befriedigung aller Menschen; daß des Anstoßens und Streitens unter ihnen weit weniger seyn würde; wenn sie, anstatt mit argwöhnischen und gespannten Blicken auf einander zu lauern, ruhig über einander nachdenken und somit ruhiger, jeder seinen Weg, fortgehen wollten.

4) Ruhig, im Zustande deutlicher Vorstellungen und der Gewalt über die Imagination, muß das Gemüth seyn, wenn es mit Waffen der Wahrheit streiten will. Die Vortheile, die der Affect hiebey verschaffen kann, sind allzu unsicher und zweydeutig. Wer im Affect streitet, überschreitet leicht die Gränzen der Wahrheit, übersieht seinen eigenen Vortheil und giebt Blößen. Eben so wenig sind Spott und Zeichen von Verachtung zweckmäßig, wenn man Gemüther gewinnen will. Vermehrter, wenn gleich verborgener Widerwille, ist die natürlichste Wirkung derselben. Wo der Gebrauch dieser Mittel vernünftig seyn soll, werden ganz besondere Zwecke und Charactere vorausgesetzt.

5) Es

5) Es giebt streitsüchtige Menschen, denen wi- dersprechen Vergnügen macht; weil sie Stärke und Ge- schicklichkeit darinne zu besitzen, oder durch abweichende Urtheile und Einwürfe tiefere Einsichten zu beweisen glauben; oder weil ihrer übeln Laune alles mißfällt; oder ihrer Eigenliebe, was nicht von ihnen herkömmt; oder weil es eben dieser ihrer kranken Eigenliebe Trost und Vergnügen giebt, etwas Fehlerhaftes in den Urtheilen und Handlungen anderer zu bemerken. Es giebt ande- re, welche, wenn sie auch nicht um solcher Gründe willen zum Streit geneigt sind, dennoch keinen Wider- spruch, selbst den bescheidenen nicht, vertragen können. Mit solchen Leuten muß man lieber nicht streiten; weil man nicht nur wenig bey ihnen ausrichtet; oder sich in Gefahr setzt, durch ihr übles Betragen gereizt und aus der guten Fassung gebracht zu werden; sondern weil es leicht geschehen könnte, daß man sie selbst nur noch schlimmer machte; indem sie, unfähig nachzugeben und Zurechtweisung anzunehmen, in ihre verkehrten Vorstel- lungen sich durch die Bemühung, selbige zu vertheidigen, immer mehr verstricken. Man sage ihnen, so oft es seyn muß, die Wahrheit kurz und ruhig, und lasse sie reden, so lange sie wollen. Es finden sich in der Folge doch wohl noch Gelegenheiten, wo man andern, was ihnen etwa über die Sache noch zu wissen nöthig ist, mittheilen; und so von der Seite bisweilen auch auf jene widerspänstigen Gemüther, noch eher, als wenn man sein Absehn gerade auf sie richtet, Eindruck machen kann.

6) Es giebt mehrere Mittel, Meinungen zu ent- kräften und von Vorstellungen abzubringen, ohne daß man ihnen ausdrücklich widerspricht. Bisweilen er-

reicht man die Absicht, indem man ihnen beytritt, aber sie so erklärt und bestimmt, wie sie es seyn müssen, um bestehn zu können, wie aber der andere sie nicht gedacht, wenigstens nicht vorgetragen hatte. Auch unter dem Anschein der Vertheidigung, der Aufsuchung oder Wiederholung und Entwicklung ihrer Gründe, läßt sich der Ungrund einer unstatthaften Absicht oder Meinung ihrem Urheber bisweilen bemerklich machen. Dieses Verfahren kann zwar gegen das Gesetz der Wahrhaftigkeit und also unmoralisch zu seyn scheinen. Wenn man aber in die Gründe dieses Gesetzes eingeht, und dabey bedenkt, wie gegen kranke und gebrechliche Menschen, und auch gegen Feinde, durch gute und wichtige Absichten manches gerechtfertigt wird, was sonst nicht erlaubt ist: so wird man auch diese Handlungsweise nicht schlechterdings verwerflich finden.

7) Die Denkarten der Menschen stehen mit ihren äußerlichen Verhältnissen in wechselseitigem Einflusse. Man muß bisweilen die Verhältnisse zu ihnen ändern, um sie zu einstimmigen Gesinnungen zu bringen. Aber auch hier ist nicht immer eine wahre, oder doch keine wesentliche Veränderung nöthig; Kleidung, Sprache und andere zum Außerwesentlichen des Menschen und seiner wichtigsten Verhältnisse gehörige Dinge sind schon oft hinreichend. Auf diese Weise kann es bisweilen vernünftig seyn, ihren Verbindungen beyzutreten, ihre Sprache zu reden, und ihre Gebräuche mitzumachen; um Einfluß in dieselben zu erhalten, und sie zum Guten anzuwenden. Oder man kann eine Gegenparthey oder Einzelne aus derselben mittelst einer Kategorie, die ihnen angenehm ist, an sich ziehen; oder dahin bringen, daß sie doch unter diesem Begriff in ei-

ner Classe mit uns stehen wollen. Sie wollen doch wenigstens Menschenfreunde, Patrioten, Freunde der Wahrheit, Selbstdenker, keine Sklaven des Vorurtheils, oder wollen für Gegner dieser oder jener andern Parthey gehalten seyn.

8) Es giebt gewisse Eigenschaften, die auch bey Gegnern, wenn sie nicht von der verächtlichsten Classe sind, Achtung erzeugen. Dieß sind, neben der Billigkeit und anständigen Achtung, die man ihnen beweiset, besonders Gleichmüthigkeit und Festigkeit, so oft der Gegentheil nur Leidenschaft, nicht überzeugende Vernunft entgegensetzt. Ein vernünftiger Mensch verzeiht dem andern eine abweichende Denk- und Handlungsart leichter, wenn es scheint, daß der andere seiner Ueberzeugung folge und nach Grundsätzen handle. Aber wer keiner festen Ueberzeugung und Entschließung fähig ist, wer jedem stärkern Eindruck nachgiebt, ein Mensch ohne Grundsätze und Entschlossenheit, ohne Muth und Festigkeit, ist kein Mann, für den man Hochachtung haben kann, er sey Gegner oder Freund. Er spielt eine schlechte Rolle, es gelte Schulmeinungen oder Kronen.

§. 28.

Wie man bey Untergebenen Liebe und Achtung sich erwerben könne.

Unterwürfigkeit, Abhängigkeit der einen Menschen von Vorschriften und Befehlen anderer sollte sich zwar immer auf vorzügliche Liebe und Achtung gründen; und unatürlich muß man jedes solche Verhältniß nennen, in dem Maaße, wie die Eigenschaften und Handlungen

der Vorgesetzten es unmöglich oder schwer machen, daß ihre Untergebenen Achtung für sie empfinden. Unterdessen kann doch nicht angenommen werden, daß überall, wo dieß Verhältniß wirklich ist, die entsprechenden Gesinnungen auch schon wirklich vorhanden seyn. Vielmehr, wenn man bedenkt, wie auf der einen Seite Menschen, die Gewalt über andere haben, geneigt seyn können, diese Gewalt zu mißbrauchen, und wie ungeneigt auf der andern Seite der Freyheitstrieb gegen Abhängigkeit vom Willen anderer macht, läßt sich leicht einsehen, daß es ein besonderes Augenmerk für Vorgesetzte seyn müsse, sich die Liebe und Achtung ihrer Untergebenen zu erwerben.

Zu dem Ende

1) müssen sie nicht nach Launen und absoluter Willkühr handeln; sondern nach solchen Grundsätzen, von denen mehr und mehr die Ueberzeugung entstehen muß, daß es Grundsätze der Vernunft, der Gerechtigkeit, Billigkeit, Nothwendigkeit sind. Dem, was das Gepräge der Vernunft hat, kann der Mensch seine Achtung nicht versagen, auch wenn es seinen sinnlichen Trieben sich widersetzt; er empfindet Ehrfurcht gegen diejenigen, von denen er sich in vernünftigen Gesinnungen und Einsichten übertroffen sieht. Hingegen empört sich seine Natur gegen unnöthige Einschränkungen der Freyheit, oder wenn er mit Verleugnung seiner eigenen bessern Einsichten unweise Vorschriften befolgen, wenn der Wille derjenigen ihm Gesetz seyn soll, die selbst keinen freyen Willen haben, sondern von eigenen oder fremden Leidenschaften und Vorurtheilen beherrscht und angetrieben werden.

2) Be-

2) Beweise von Liebe ihnen geben, die sie dafür erkennen. Nicht nur, weil man den Eingang in den Verstand der Menschen am leichtesten durch das Herz sich eröffnet, also auch leichter ihre Achtung bey angemessenen Eigenschaften und Verdiensten sich verschafft, wenn man bereits ihre Liebe hat; sondern auch weil Hochachtung ohne Liebe zu leicht in Furcht sich verwandelt, Furcht aber nie die beste Triebfeder zur vollkommensten Erreichung der Absichten gesellschaftlicher Verhältnisse ist. Um Liebe der Menschen zu gewinnen, ist es aber nicht genug, daß man es gut mit ihnen meint, und ihr wahres Bestes zu befördern bemühet ist; wenn sie dieß nicht einsehen. Obere sind ihren Untergebenen an Einsichten oft so sehr überlegen, daß sie auch dieser ihr Bestes anders und richtiger beurtheilen, als sie selbst es zu thun im Stande sind. Doch läßt sich auch sicher annehmen, daß die Liebe gegen Untergebene nie vollständig und vollkommen weise seyn könne, wenn sie überall keine Beweise giebt, die diese verstehen und anerkennen. Es läßt sich auf so mancherley Weise das Vergnügen der Menschen befördern, daß die weiseste Fürsorge für die wesentlichsten Zwecke und für das künftige Wohl eines Kindes oder eines andern Untergebenen, nie hindern kann, für seine gegenwärtige Zufriedenheit und Glückseligkeit auch etwas zu thun. Die Regeln der Kunst zu belohnen müssen hiebey auch in Acht genommen werden.

3) Bey ihren Vergehungen verhältnißmäßigen Ernst und Strenge beweisen, ohne leidenschaftliche Hitze. Verderbliche Nachsicht gegen die Fehler der Untergebenen kann in die Länge weder Liebe noch Achtung befördern. Nicht Liebe; denn sie muß vielmehr Gleichgültigkeit und Liebloſigkeit scheinen, wenn der Untergebene in den Stunden

eines ruhigen Nachdenkens, oder bey zunehmender Erkenntniß, die Fehler, gegen welche diese Nachsicht bewiesen wird, und die schädlichen Folgen derselben selbst einsieht. Eben so wenig Achtung; denn es wird bald bemerklich werden, daß eine solche Nachsicht Folge von Leichtsinn und Sorglosigkeit, oder von Unwissenheit und Verblendung, oder von Schwäche und Muthlosigkeit, oder irgend einem andern Fehler des Characters ist. Kaum kann bey der gröbsten Sinnlichkeit noch einige Liebe neben einem solchen Grunde zur Geringschätzung Statt finden. Hingegen bey gerechter, verhältnißmäßiger, affectenloser Strenge werden jede Beweise von Liebe um so höher geschätzt, je mehr Würde ihnen der Character des Vorgesetzten giebt; und je mehr Werth die Liebe desjenigen hat, der seine Liebe auch zu entziehen weiß, und nur alsdenn sie erweiset, wenn man sie verdient. Selbst bey kleinen Kindern, bey welchen Ueberlegungen und Einsichten dieser Art noch gar nicht scheinen vorausgesetzt werden zu können, lehret doch die Erfahrung, daß Strafen einer weisen Güte ihre Liebe nicht schwächen, sondern eher anfachen. Aber auch bey ihnen ist es begreiflich, daß sie sich mehr Mühe geben, eine Liebe zu verdienen, die, wie sie sehen, verloren werden kann, oder doch in ihren Aeußerungen nach ihnen bemerklichen und wenigstens nicht ganz zwecklos scheinenden Bedingungen sich richtet.

4) Die Rechte des Menschen in dem Untergebenen verehren. Leicht wird bey der Ungleichheit der Verhältnisse in der Gesellschaft, und der damit verknüpften positiven Rechte und Pflichten, die unvertilgbare Hoheit und Würde der Menschennatur mit den davon unzertrennlichen Rechten übersehen. Hält es doch oft

so

so schwer, diejenigen, die das Glück in ihren äußern Beziehungen und Umständen über andere erhoben hat, zu überzeugen, daß die Menschen der untern Klassen nicht bloß um ihrer willen vorhanden seyn; sie dahin zu bringen, daß sie zwischen diesen ihren äußern Vorzügen und ihrem persönlichen Werthe richtig unterscheiden; und sie zu belehren, daß sie nach ihren innern und wesentlichen Beschaffenheiten nur eben solche Geschöpfe sind, wie diejenigen, die ihnen gehorchen und dienen müssen, und verächtlicher noch als sie, wenn sie nicht um so viel weiser und gutes zu thun eifriger und geschickter sind, als sie dieses zu werden, mehr Gelegenheit und Hülfsmittel gehabt haben. Aber wenn auch sie nicht in diesen ihren Untergebenen die gemeinschaftliche Natur und Menschenwürde erkennen; ja wenn auch ihr drohender Blick und ihre fürchterliche Macht in den Unterdrückten die Gefühle des eigenen Werthes und die Ansprüche auf Menschenrechte so weit zurück hält, daß sie nicht laut sich äußern, so können sie doch nicht völlig vertilgt werden. Der Verächter der Menschheit kann nicht Achtung, der Unterdrücker der natürlichsten Regungen nicht Zustimmung und Wohlwollen im menschlichen Gemüthe gegen sich erzeugen. Wahr ist es, daß Ungleichheit der Kräfte und Einsichten, und der daraus entspringenden Bedürfnisse eben so unvermeidliche Folge als natürliche Ursache der verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse, und der damit verknüpften äußerlichen Rechte und Vortheile sind. So wie die verschiedenen natürlichen Anlagen nicht in allen Menschen gleiche Bedürfnisse, Fähigkeiten und Ansprüche gründen: so erlauben es auch die daraus entsprungenen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht, und das Interesse der Menschheit überhaupt betrachtet erfordert es nicht, daß alle zu gleichen Einsichten, Besitzungen und

Vortheilen gelangen. Aber zwischen dieser natürlichen und aus der natürlichen nothwendig entstehenden gesellschaftlichen Ungleichheit, und den despotisch-willkührlichen Unterdrückungen der edelsten Kräfte und der natürlichsten Strebungen in den durch Zufall oder vorhergehende Ungerechtigkeiten unterdrückten Menschen ist ein großer Abstand. — In jedem Menschen, wie sehr auch der Druck die Entwicklung der natürlichen Anlagen zurückhält, ist doch Gefühl von Recht und Unrecht, und Gefühl, wo nicht deutliches Bewußtseyn seiner Aehnlichkeit und Einartigkeit mit den andern durch Glück und Willkühr über ihn gesetzten, und indem er das Nothdürftige mit Mühe erwirbt, Ueberfluß verschwendenden Menschen. In jedem Menschen strebt die Natur nach wachsendem Wohlseyn und nach Entwicklung und Vervollkommnung; wenn gleich die Stärke des Antriebs und die Richtung der Strebungen in einigen verschieden sind. Und in einem jeden ist sie einer manchfaltigen Vervollkommnung und Erhebung zu edlern Gefühlen fähig. Es sey noch so sehr Thorheit und Ungerechtigkeit, diese Vervollkommnung einseitig zu übertreiben, und gegen unveränderliche Verhältnisse zu richten: so ist es doch wenigstens eben so große Ungerechtigkeit, die Kräfte gewaltsam zu zerstören und dem Gang der Natur zu widerstreben, um zufälliger und gemeinschädlicher Verhältnisse willen; dem Lichte der Vernunft Nebel und Blendwerke entgegenzustellen, und den Menschen die Wahrheit ewig zu entziehen, weil sie lange Zeit durch Irrthum sich leiten ließen; ewig sie in der Kindheit erhalten wollen, wenn Jünglingskräfte oder männliche Einsichten in ihnen sich entwickeln. — Doch wir wollen diese Betrachtung nicht länger im Allgemeinen verfolgen; sondern unsere Regel in etlichen

Be-

Beziehungen der Anwendung näher bringen. Sie erfordert also, daß man auch in Untergebenen jeden guten Eigenschaften und Verdiensten gern uneingeschränkte Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und so das Naturgesetz des Ehrtriebes in Ansehung ihrer befolgt; auch wenn man sie dadurch in einigem Betracht sich gleich machen, oder sogar über sich setzen müßte. Es ist eben so wenig klug als gerecht, wenn man das Gegentheil thut, in der Absicht, sie in den Schranken der Niedrigkeit mittelst einer geringen Meinung von sich selbst zu erhalten. So leicht ist die Selbstachtung der Menschen nicht zu bezwingen. Hingegen wird es desto leichter seyn, gegründete Urtheile des Tadels und der Herabsetzung bey ihnen zu rechtfertigen und wirksam zu machen; wenn sie sehen, wie willig man ist, ihr Gutes anzuerkennen. Und sie werden desto geneigter seyn, die Vorzüge und Verdienste ihres Obern anzuerkennen; wenn dieser den ihrigen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Man sage nicht, daß dieß mehr Einsicht und einen gebildetern Character voraussetze, als sich bey Menschen findet, welche ihr Alter oder die Niedrigkeit ihres Glücks-Zustandes andern unterwürfig macht. Außerdem, daß es so viele Arten der Abhängigkeit und Grade der Unterordnung giebt, wo dieß auch nicht einmal mit einigem Schein sich sagen läßt: so ist es auch da, wo es den meisten Schein hat, höchst selten oder nie in dem Maaße wahr, daß die Regel gar keine Anwendung finden könnte. Auch zu einer gewissen Schonung bey verzeihlichen Vergehungen, besonders bey unverschuldeten Fehlern und Gebrechen, wird der obige Grundsatz und die Absicht, die Liebe seiner Untergebenen sich zu erwerben, antreiben. Wer ein Vergnügen daran findet, Schwachheiten und Verirrungen seiner Untergebenen aufzudecken und ihnen vorzuhalten, wer nicht

lie-

lieber seinen Blick geflissentlich wegwendet, wo er nicht bessert, von dem, was sie zu verbergen suchen, als daß er ihn dabey schärft und veweilen läßt, aus Schonung gern manches nicht zu bemerken scheint, was ihm doch nicht entgangen ist; wird nicht Liebe, sondern Widerwillen seiner Untergebenen sich zuziehen, seyn es Kinder oder Diener. Es ist ein häßlicher Blick, der Blick, der lüstern nach den kleinsten Vergehungen forschet, und sich an der Beschämung anderer weidet. Auch in Absicht auf die eigentlich so genannten Geheimnisse seiner Untergebenen muß man gefällige Schonung und Bescheidenheit beweisen; wenn man ihre Achtung und Liebe haben will. Man kann es zu den Rechten der Menschheit zählen, Geheimnisse zu haben; nicht nur in Hinsicht auf wesentliche Pflichten, die sie erfordern; sondern auch im Betracht der natürlichen Schwachheiten, um welcher willen sie nöthig scheinen, wenigstens verzeihlich seyn können. Es ist grausam, zeugt nicht von Liebe, und wird nicht Liebe und Achtung befördern; wenn in jedem Falle, wo ein Kind so erröthet, daß auf etwas in seinem Gemüthe, was es zu verbergen sucht, geschlossen werden kann, der Blick des Vaters oder der Mutter ihm zur Folter wird, eindringen und Bekenntnisse haben will. Ein Vorgesetzter, selbst ein Vater, der Menschenrechte und Menschengefühle zu verehren und zu schonen weiß, wird nicht den offnen Brief lesen, den sein Untergebener, sein Sohn, geschrieben oder empfangen hat, wenn auch der Zufall ihm denselben unter die Augen brächte; geschweige, daß er ihn heimlich öffnete oder die Mittheilung forderte. Das Gegentheil des Letztern kann nie aus dem bloßen Verhältnisse der Unterwürfigkeit, es kann, wo es Statt finden soll, nur aus vorher bewiesener Treulosigkeit und Feindseligkeit gerechtfertiget

tiget werden. Die gewöhnlichen Gründe, müssige Neugierde, oder Neigung das Schlimmste zu befürchten, die wieder entweder in der eigenen Verdorbenheit oder Schwachheit ihre Quelle hat, machen das Gegentheil dieser Schonung (Delikatesse) in Beziehung auf die Geheimnisse der Untergebenen nur noch verächtlicher. Sie selbst aber wird auf Gemüther, die feinerer und edlerer Rührungen fähig sind, desto vortheilhafter wirken, je weniger sie noch, in ihrem ganzen Umfange genommen, gemein ist, und jemehr also dadurch ein Vorgesetzter in der Vergleichung, die seine Untergebenen zwischen ihm und andern anstellen, gewinnen kann.

5) Die **Vertraulichkeit** nach den nothwendigen Verhältnissen abmessen. In dem Sinn sind weder von Natur die Menschen alle einander gleich, noch können sie es bey den mancherley gesellschaftlichen Verhältnissen seyn und bleiben; daß Achtung, Ergebenheit und Vertrauen einem jeden überall im gleichen Grade zukommen, oder von beyden Seiten gleich seyn müßte. Am wenigsten aber findet die Vertraulichkeit immer Statt, die bey der Freundschaft, zufolge des wechselseitigen Bedürfnisses und der wechselseitigen Fähigkeit, alle lebhaftern Gefühle mit einander zu theilen, natürlich ist. Ein solches Bedürfniß der Mittheilung verträgt sich nicht gut mit der Vorstellung der Erhabenheit und Unabhängigkeit, in welcher der Obere seinem Untergebenen erscheinen soll. Eine solche genaue Bekanntschaft mit dem ganzen innern Zustande, besonders den leidenschaftlichen am stärksten nach Mittheilung strebenden Gefühlen des Obern, wird auch der Ehrfurcht gegen denselben, und der aufmerksamen Erwartung und schuldigen Abwartung seines Willens Abbruch thun. Einschränkung der Ver-

traulichkeit ist also nöthig, um sich bey seinen Untergebenen in Achtung zu erhalten. Aber dadurch wird nicht nur das Vertrauen nicht unmöglich gemacht, dessen ein Untergebener durch sein gutes Betragen sich würdig beweiset, und welches so viel beytragen kann, die Herzen zu gewinnen und zu veredeln, welchen unbilliges Mißtrauen entfernt und oft zum Bösen reizt; sondern es giebt auch Fälle, wo einige vertrauliche Annäherung der Obern und der Untergebenen gegen einander zweckmäßig seyn kann. Da nemlich, wo die Subordination in Beziehung auf die wesentlichen Zwecke des Verhältnisses so genau bestimmt ist, und durch so mächtige Triebfedern unterhalten wird, daß eine vertrauliche Zugesellung und Gleichstellung in außerwesentlichen Beziehungen jener nicht leicht gefährlich werden, vielleicht aber das einzige oder das leichteste Mittel seyn kann, das Unangenehme jener strengen Subordination zu versüßen oder in ein milderes Licht zu setzen. Es läßt sich hieraus begreifen, warum Befehlshaber im Kriege es nicht bedenklich finden, auch gemeine Soldaten Cameraden (Commilitones) zu nennen, und mehrere Vertraulichkeiten ihnen zu beweisen oder zu gestatten; wie besonders unter mißlichen Umständen, wenn der Dienst lästig ward, und andere Ermunterungsmittel fehlten, berühmte Feldherren dieser Vertraulichkeit mit Vortheil sich bedienen konnten.

Auch für einen Lehrer der Jugend ist es nicht unanständig, in Stunden, die dem Vergnügen und der Zerstreuung gewidmet sind, auf Spaziergängen, Lustreisen, und bey jeder solchen Gelegenheit, die feyerliche Amtsmiene, durch die er stärkere Aufmerksamkeit erweckt und in Spannung erhält, in offenere Züge zu entfalten, und in einem

ver-

vertraulichern Ton mit seinen jungen Freunden sich zu unterhalten. Auf Maaß und Ziel kömmt es freylich dabey an. Vertraulichkeit in lasterhafter Absicht ist so innerlich abscheulich, daß sie in der besondern Absicht, die bisher genommen ward, gar keine Anzeige verdient.

6) Aber es giebt eine gewisse freundliche Herablassung, gütige Theilnehmung und Aufmerksamkeit auf die Personen, ihre Beschäftigung und alles dasjenige, was ihnen wichtig ist, welche, ohne dem Ansehn im mindesten Abbruch zu thun, die Gemüther der Geringern um so mehr mit Liebe erfüllt, je größer der Abstand des Glücks und der Saatsverhältnisse ist, von welchen diese theilnehmende Annäherung ihnen wiederfährt. Und Beweise einer solchen wahren oder scheinbaren Güte kosten so wenig, daß es unverzeihlich ist, wenn Vornehmere sich dieses so leichten und natürlichen Mittels nicht bedienen, um Gutes dadurch zu stiften.

§. 29.

Wie Gehorsam gegen positive Gesetze zu erwecken.

Wo einmal Liebe und Achtung gegen den Vorgesetzten in den Gemüthern herrscht: da findet jede seiner Verordnungen leichter Eingang und Gehorsam. Wenn hingegen Untergebene einmal mit Haß oder Verachtung wider ihren Vorgesetzten eingenommen sind, da finden auch die weisesten Verordnungen oft unüberwindliche Hindernisse. Am wenigsten darf die bloße Furcht vor Strafen für ein hinreichendes oder für das beste Mittel gehalten werden, die Beobachtung der Gesetze zu bewirken. Denn diese Triebfeder hilft erstlich in den Fällen nicht,

wo

wo man sich der Aufsicht und Entdeckung entzogen glaubt. Sie macht nie, daß man mit bestem Willen und Eifer alles thut, was man für die Absicht des Gesetzes zu thun vermögend ist, sondern eher nur das Wenigste von dem, was erweisliche und erzwingbare Schuldigkeit ist. Sie bewirkt endlich gar nichts mehr, so bald sich einer stark genug fühlt, von der Gewalt des Vorgesetzten sich los zu machen, vermehrt die Neigung dazu, und kann also diesem in Umständen, wo williger Gehorsam der Untergebenen ihm am nöthigsten wäre, die größte Gefahr und Verlegenheit zuziehen.

Außer dem günstigen Vorurtheil von den guten Absichten und Einsichten des Gesetzgebers, hängt der willige und vollere Gehorsam gegen Gesetze von folgenden Bedingungen ab.

1) Wenn sie einen natürlichen Grund, der sie nothwendig oder rathsam macht, für sich zu haben scheinen. (§. praec. Nr. 1.) Dieß werden sie am leichtesten scheinen können, wenn es wirklich so ist. Um die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben einleuchtender zu machen, und auch um die zweckmäßige Befolgung zu erleichtern, kann es gut seyn, wenn der Gesetzgeber seine Absichten und Beweggründe den Gesetzen beyfügt. Diese Mittheilung ist um so mehr zu erwarten und anzurathen, je weniger vorausgesetzt werden kann, daß die Untergebenen zu unwissend und unverständig sind, um eine solche Belehrung benutzen zu können; oder je weniger es schicklich ist, einen blinden Gehorsam von ihnen zu fordern. Bey Verordnungen für einen besondern Fall mag es bisweilen zweckmäßig seyn, den Grund geheim zu halten. Aber bey allgemeinen Vorschriften

für

für fortdauernde Absichten, den eigentlichen Gesetzen also, scheint das Gegentheil mehr Grund für sich zu haben. Auch kann es dem Ansehn des Gesetzgebers keinen Abbruch thun, wenn er seinen vernünftigen Verordnungen begreifliche Gründe beyfügt. Vernunft und Wahrheit bleiben doch immer das Ehrwürdigste für den Menschen; und sie empfehlen sich ihm durch Gründe. Und wenn derjenige, der das Recht hat zu befehlen und die Macht zu zwingen, sich doch durch Gründe rechtfertiget: so wird dieser Beweiß von Achtung gegen seine Untergebne und vom Zutrauen gegen ihre Vernunft und ihren guten Willen, gewiß bey vielen ein eigener Antrieb zur Liebe und Ergebenheit werden. Und dieser gutgesinnte und durch den Gesetzgeber selbst aufgeklärtere Theil wird es sich zur Pflicht machen, die übrigen zu recht zu weisen, wenn sie die Absichten des Gesetzes dennoch mißverstehen wollten; und mit einem Beyspiel des willigen Gehorsams ihnen vorgehen. Und kann es nicht auch den Vorgesetzten vor übereilten oder übertriebenen oder unbestimmten Verordnungen bewahren; wenn er es sich zur Regel macht, seine Gesetze mit deutlich gefaßten Gründen zu unterstützen? Für Despoten, denen Wahn und Willkühr Grund genug ist zu einem Befehle, ist diese Regel freylich nicht. Auch nicht für diejenigen Erzieher, die nur nach fremden Mustern und Vorschriften ohne eigne gründliche Einsichten verfahren.

2) Diese erste Bedingung setzt also eine zweyte voraus; daß kein Gesetz ohne vorhergegangene reife Ueberlegung gegeben werde. Je neuer oder je vielseitiger und verwickelter der Gegenstand ist; desto mehr Untersuchung und vorläufige Erkundigung ist nöthig, ehe ein allumfassendes Gesetz darüber mit Weisheit gegeben werden kann.

Einige Anweisungen und Belehrungen können wohl gegeben und die Abwartung mehrern Aufschluß verschaffender Erfahrungen minder gefährlich dadurch gemacht werden. Aber auch der Gesetzgeber muß seine Vermuthungen und Versuche nicht als Gesetz ankündigen. Es ist nicht nur für sein Ansehn, sondern überhaupt besser, wenn beym Mangel eines Gesetzes die Untergebnen durch sich selbst zu Fehlern verleitet werden, als wenn durch Gesetze, die Vergehungen begegnen sollen, andere vielleicht nicht geringere nothwendig gemacht, oder die Veränderungen in den einander verbessernden Gesetzen zu merklich werden.

3) Auf je mehrere, nach ihrem innern oder äußern Zustand verschiedene Menschen ein Gesetz sich bezieht: desto weniger läßt sich erwarten, daß alle damit zufrieden seyn werden. Aber ein Gesetzgeber muß entweder üble Gesetze geben; oder seinen Vortheil wenig zu benutzen wissen; wenn er unter einer solchen Menge nicht immer einen angesehenen Theil zu Vertheidigern seiner Gesetze machen, und die öffentliche Meinung für sich gewinnen könnte. Eben so muß es ihm möglich, und in bedenklichen Fällen wird es rathsam seyn, ehe das Gesetz bekannt gemacht wird, die öffentliche Meinung darauf vorzubereiten oder erst zu erforschen. Je weniger ein Gesetz mit Gewalt eingeführt und zweckmäßig behauptet werden könnte; desto nöthiger ist dieß. Die Menschen lassen sich bisweilen allmählig dahin bringen, etwas selbst zu wünschen, was sie durch keinen Befehl sich hätten aufdringen lassen. Und wo keine Gewalt im Stande gewesen wäre, sie zurückzuhalten; da hat oft die kälteste Vorstellung, mit Beyseitsetzung aller Zwangsmittel, am schnellsten eine völlige Sinnesänderung bewirkt. Es

ist

ist weder gerecht noch klug für einen Gesetzgeber, diese Wege des sanftern Einwirkens zu verachten. Es werden ihm noch Gelegenheiten genug zum Befehlen und Zwingen übrig bleiben. Die Gewalt dazu ist ihrer Natur nach nur ein Nothmittel; und der Widerwille dagegen wird durch nichts so leicht erregt und vermehrt, als durch die Vorstellung, daß der andere in ihrer Ausübung Vergnügen finde.

4) Der Vorgesetzte muß sich hüten, seine Gewalt sich nicht zu groß vorzustellen; und es nicht leicht aufs Aeußerste damit kommen lassen. Ein einziger mißlungener Versuch, eine einzige Erfahrung, daß er zum Weichen gebracht werden kann, kann seinem Ansehen für immer gefährlich werden. Er muß sich also auch hüten, alle seine frommen Wünsche zu Gesetzen zu machen, die Menschen und die Absichten, die er mit ihnen hat, zu einer idealischen Vollkommenheit erheben zu wollen, die durch innere oder äußere Hindernisse unmöglich gemacht ist. Vielmehr muß er sich begnügen, so viel auszurichten, als sich bey den gegebenen Menschen und Umständen ausrichten läßt. Es ist wenigstens ein gutes Vorurtheil für die Weisheit eines Gesetzgebers, wenn er einsieht, daß seine Gesetze nicht die absolute Vollkommenheit haben, die sie zu Gesetzen aller Zeiten und Länder machen müßte. Einige der berühmtesten Gesetzgeber haben auf diese Weise die Unvollkommenheit ihrer Gesetze ausdrücklich anerkannt. Wenn Verordnungen nicht anders behauptet werden können, als durch eine Strenge der Aufsicht und der Strafen, bey welcher für die letzten Zwecke mehr verloren geht, als im Ganzen gewonnen wird; oder wenn die Art, wie ein Uebel verhindert wird, die Quelle eines andern eben so grossen

oder noch gröſſern wird; so ist auch dieß kein weiser Gebrauch der gesetzgebenden Gewalt. Am gröſsesten ist der Fehler, wenn der Gesetzgeber sein Ansehn bey Kleinigkeiten in Gefahr setzt; bey Sitten und Gebräuchen, mit denen es sich von selbst giebt, wenn die Denkart erst in den Hauptstücken in Ordnung gebracht ist, von welchen aber der unaufgeklärte Haufe bisweilen sein zeitliches und ewiges Glück abhängig glaubt.

5) Je mehr die Gesetze den Neigungen auf einer Seite Gewalt anthun; desto mehr muß ihnen in andern Stücken nachgesehen oder Ersatz gewährt werden. So läßt sich ein Volk viele Einschränkungen der natürlichen Freyheit gefallen; wenn ihm desto mehr Sicherheit zu Theil wird. Oder läßt sich viele Lasten auflegen; wenn es glaubt, Ehre oder andere Vortheile davon zu haben. Den Neigungen kann aber auf so mancherley Weise geschmeichelt werden, zumal von denen, die viele Gewalt und Ansehen haben, daß Tyranney mit Dummheit sich vereinigen, der Despotismus bis zur Brutalität gestiegen seyn muß, wenn das Gefühl des Druckes auf keine Weise versüßet wird.

6) Der Gesetzgeber muß alle seine Gesetze in vollkommener Uebereinstimmung mit einander erhalten, seine mehreren Absichten genau mit einander verbinden und durch einander unterstützen. Aber wie kann man Befolgung dieser Regel erwarten; da, wo Bedürfniß des Augenblicks das Gesetz veranlaßt und bestimmt; da, wo von vielen, die an der Gesetzgebung Antheil nehmen, oder darinnen einander folgen, jeder in der Reihe etwas thun will, und sich freut gethan zu haben, was wenigstens einen Wunsch befriediget; da, wo der Nachfol-

folger oft nur darum ändert, weil er den Urheber des Bisherigen haßt; da, wo viele Stimmen sich vereinigen müssen, ehe etwas ausgemacht werden kann, und diese Vereinigung oft nur dadurch zu erhalten ist, daß diesem in einem und jenem in einem andern Punkte nachgegeben wird; da, wo der Geist der Gesetzgebung durch rednerische Declamationen und Pöbelgeschrey, wo nicht durch Dolche, wenn nicht erzeugt, doch eingeschränkt ist; da, wo es jedem Begünstigten oder jedem Gefürchteten möglich ist, sich unter die Gesetzgeber zu mischen und Verordnungen zu bewirken; da wo das Ganze, welches durch Gesetze geordnet werden soll, mehr durch Gewalt und Zufälle zusammengetrieben, als absichtlich vereinigt ist; endlich da, wo eine aus den verschiedensten Zeiten und Ländern stückweise ererbte oder geborgte und zufällig zusammengeflossene Gesetzgebung immer Grundlage der neuen Verfügungen ist und bleiben soll?

Wenn die Menschen unter einer solchen Gesetzgebung doch noch bestehen und im Guten fortrücken können: so ist es ein starker Beweis, daß die menschliche Vernunft mit Widersprüchen mehr sich vertrage, als die Spekulation über den Begriff der reinen Vernunft erwarten ließ.

Immer wird jedoch der bessere Erfolg der Gesetze von der Vollkommenheit ihrer Uebereinstimmung abhängen. Denn widersprechende Gesetze hindern einander, auch wenn der Widerspruch nicht bemerkt wird. Geschieht aber dieses: so ist ihr Ansehn geschwächt.

Um die Vorschrift zu beobachten; müssen zuförderst alle Zwecke der Gesetzgebung vollkommen deutlich ge-

macht, und nach ihren Verhältnissen zu einander und zu dem Hauptzweck geordnet werden. Man muß nicht Zweck ohne Mittel, oder unvereinbare Zwecke zugleich haben wollen.

Also muß man nicht durch despotische Censur und Preßzwang die Früchte des Geistes und den Trieb zum Denken unterdrücken, wenn Künste und Wissenschaften gedeihen sollen; muß nicht, wenn man Erfinder und Selbstdenker haben will, durch zu bestimmte Formen des Unterrichtes und der Uebungen bey der Erziehung das Genie im Aufkeimen ersticken. Wenn man die Menschen zur möglichsten Betriebsamkeit erwecken will: so muß man nicht den Müssiggang ehren, der von den Früchten fremden Fleißes schwelgt; oder um kleiner nahen Vortheile oder Ersparnisse willen der inländischen Industrie Verdienst und Nahrung entziehen. Wenn man Bevölkerung befördern will: so muß man nicht auch das wollen, was die Sitten verschlimmert, oder das Mißverhältniß zwischen Aufwand und Einkommen größer und allgemeiner macht. Wenn man guten Erfolg der öffentlichen Erziehung und des Unterrichts haben will; muß man nicht den Stand der Erzieher und Lehrer so herabsetzen, daß nur mittelmäßige Menschen, oder die bessern nur auf kurze Zeit ihn wählen mögen; nicht den Büchsenspanner dem Seelensorger gleichstellen.

7) Es kömmt also auch auf die Ordnung viel an, in welcher mehrere Gesetze nach einander, und überhaupt auf die Zeit, in welcher sie gegeben werden. In einer gewissen Ordnung kann eines durch das andere vorbereitet und begründet werden. Zu einer gewissen Zeit kann das Bedürfniß, welchem durch das Gesetz abgehol-

fen

fen wird, besonders stark, und die Last, die es auflegt, weniger als gewöhnlich empfunden werden; es kann für die Absicht des Gesetzes oder für den Gesetzgeber der Enthusiasmus besonders groß seyn. Solche Zeitpunkte muß man nicht ungenutzt vorbeygehen lassen; manchmal aber erst abwarten und vorbereiten, ehe man gewisse Gesetze aufstellt. Wenn alte, kraftvolle oder zu solch einem Gebrauche gleichsam geheiligte Ausdrücke zur Erhaltung der Ehrfurcht für Gesetze beytragen können: so ist hingegen nicht abzusehen, warum bey neuen Gesetzen veraltete, unverständliche Ausdrücke oder schwerfällige den Sinn verwirrende Verbindungen und Wendungen gebraucht werden sollen. Die Sprache des Gesetzgebers darf zwar nicht die Sprache des schimmernden Witzes oder süßlicher Liebeleyen seyn. Aber auch als Sprache des ernsten Verstandes und der ordnenden Vernunft kann sie eben so wohl dasjenige vermeiden, was den ausgebildetern Geschmack beleidiget, als was nach der Vorstellungsart des Zeitalters nicht Würde genug hat; Indem die Gesetzgebung in ihrem Aeußern, wie in ihrem Innern, mit der Vervollkommnung des Zeitalters Schritt hält: muß sie sich jedoch hüten, mit dem Wandelbaren der Moden, und mit eben so wandelbaren zeitigen Hypothesen und Sectirereyen sich zu vermengen. Denn nicht nur könnte sie dadurch die Dauer ihres Ansehns in Gefahr setzen, sondern auch den Haß der Partheyen sich zuziehen. Auf Naturnothwendigkeit gegründet, muß sie auch in ihrem Aeußern das Gepräge des Natürlichen, Gemeingültigen und Festgegründeten haben.

Zur Einkleidung läßt sich auch rechnen, von welcher Seite man den Gegenstand des Gesetzes vorstellt, welche Absichten man dabey hervorleuchten läßt. Wenn gleich

der Gesetzgeber Absichten und Beweggründe zur Erleichterung der Beobachtung und zur Empfehlung des Gesetzes bekannt machen soll: (Nr. 1.) so ist darum doch nicht nöthig, daß er sie alle, am wenigsten, daß er die entfernten Zwecke, die er dadurch befördern will, alle zum Voraus bekannt macht. Mögen die Klugen sie errathen; diese werden ihnen dann auch am leichtesten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber die Menge könnte durch Unwissenheit und Vorurtheile dagegen eingenommen seyn; ihr leuchtet der Werth der Zwecke oft erst ein, wenn sie erreicht sind. Wahrheiten verschweigen, die der andere nicht verstehen und schätzen kann, heißt nicht betrügen oder täuschen. Und das wirklich Gute hat so viele Seiten und Beziehungen, von denen es sich empfehlen läßt; daß, wenn bey einer guten Anordnung auch nicht alle Absichten angezeigt werden, doch immer einiges zu ihrem Vortheil mit Wahrheit gesagt werden kann. Uebrigens sind pralerisch übertriebene Erhebungen und Anpreisungen nicht nur unter der Würde des Gesetzgebers; sondern können dem verdienten Ansehn des Gesetzes um so mehr Gefahr zuziehen, je weiter die Untergebenen schon vom blinden Vertrauen und Gehorsam entfernt, je mehr sie zur Prüfung der Gesetze aufgelegt sind.

Noch kann auch hieher gerechnet werden ein schon von alten Gesetzgebern gebrauchtes Verfahren; etwas, was abgestellt werden sollte, anstatt es ausdrücklich zu verbieten, auf eine Weise zu erlauben, die abschreckender ist als ein Verbot; also entweder unter abschreckenden Bedingungen; oder solchen Personen, zu denen niemand sich gerne rechnet, als ein besonderes Befugniß es zu erlauben. So soll Zaleukus allerley Ueppigkeiten, denen auch ehrbare Frauen sich zu ergeben angefan-

gen

gen hatten, dadurch in Abnahme gebracht haben, daß er sie feilen Dirnen ausdrücklich erlaubte, oder unter der Bedingung, wenn eine Frau auf Ehebruch ausgehen wollte. Genaue Bekanntschaft mit dem Geiste des Zeitalters und ein gewisses Ansehn des Gesetzgebers über herrschende Sitten und Vorurtheile wird bey der Anwendung dieser Regel vorausgesetzt.

§. 30.

Lykurg und Cäsar.

Zu den mit Recht bewunderten, berühmtesten Gesetzgebern und Befehlshabern des Alterthums gehören ohne Zweifel diese beyden Männer. Es wird daher nicht zweckwidrig seyn, einiges von dem, was die Geschichte von ihrem Character und ihren Maximen aufbewahrt hat, zur Vergleichung mit den vorhergehenden Grundsätzen hier anzuzeigen.

Wenn man lieset, welchen Einschränkungen die Spartaner durch die Gesetze des Lykurgs unterworfen waren, in Absicht auf Kost, Eigenthumsrechte, und ihr ganzes tägliches Leben: so kann man erstaunen, wie ein so strenger Mann zu einem solchen Ansehn sich erheben und behaupten konnte. Aber das Erstaunen vermindert sich, wenn man mit dem Ganzen der Spartanischen Gesetzgebung bekannt wird, und wenn man einiges von dem, was Plutarch im Leben des Lykurgs berichtet, als wahr gelten läßt. Die Spartaner mußten alle dieselbe schlechte Kost sich genügen lassen, durften nicht reich und nicht eifersüchtig auf Einschränkungen ihrer Eigenthumsrechte seyn. Aber sie kann-

ten die Absicht dieser Einschränkungen, und liebten sie; abgehärtete, gegen gefährliche Anhänglichkeit an leicht zu verlierende Güter gesicherte, durch enge Gemeinschaft genau mit einander verbundene Krieger sollten sie seyn, die nichts abschreckte, denen nichts widerstehen könnte. So lange sie dieses seyn wollten, war ihnen das Bewußtseyn davon auch Schadloshaltung für jene Einschränkungen. Und außer der Ehre, die sie sich unter den Nationen erwarben, ward ihnen noch manch anderer Ersatz für jene Entbehrungen. Wenn sie nicht im Kriege waren: so brachten die Spartaner ihre Tage in gesellschaftlichen Vergnügungen und Zeitvertreiben hin. Die Arbeit, die ihnen Unterhalt gab, verrichteten ihre Sklaven, die Iloten. Jagden, Tänze, Spiele, in welchen jede Kraft, jeder persönliche Vorzug sich bemerklich machen konnte, waren ihre Beschäfftigung. Für den Genuß der sinnlichen Liebe war eher mit feiner Kunst gesorgt, als daß ihm Abbruch geschehen wäre. Und — Lykurg soll dem Lachen eine Bildsäule errichtet haben *).

Cäsar wurde von seinen Soldaten geliebt und verehrt, wie vielleicht nie ein anderer Feldherr. Nach einiger Versicherung soll nie einer von ihm abgefallen seyn. Die meisten sollen lieber ihr Leben dem Sieger preis gegeben, als unter der Bedingung, gegen ihn zu dienen, es erhalten haben. Sie ertrugen Hunger und andere Beschwerlichkeiten mit größter Geduld, so wohl wenn sie belagerten als wenn sie belagert wurden. Als er den bürgerlichen Krieg anfieng, haben sich die Centurionen verbindlich gemacht, jeder von seinem Vermögen einen Reuter zu stellen; und alle Soldaten der Le-

*) Plutarch K. 25.

Legionen, umsonst zu dienen, indem die Bemittelten die Unterhaltung der Dürftigen übernahmen.

Und doch war Cäsar zur rechten Zeit sehr strenge. Aufrührern gab er nie nach, sondern bestrafte sie scharf. Wenn der Feind nahe war, mußten sie beständig zum Marsch und zum Treffen fertig seyn. Er übernahm sie zur Probe und Uebung bisweilen mit Märschen; und gemeiniglich bey übler Witterung oder an Festtagen.

Aber außer den großen Eigenschaften, die ihm Ehrfurcht und Bewunderung erwarben; außer den ansehnlichen Belohnungen, die er ertheilte, so bald er konnte, bewies er auch Gefälligkeit und Nachsicht, wo er es konnte*); und seine Liebe bey allen Gelegenheiten. Er nannte sie nicht Soldaten, sondern Cameraden (commilitones). Und dadurch, daß er einmal gegen Aufrührerische nicht diesen, sondern den, sonst zwar hochgeschätzten, aber nicht so vertraulichen bürgerlichen Namen, Quirites, gebrauchte, brachte er sie zum Gehorsam zurück**).

---

*) Ac nonnunquam post magnam pugnam atque victoriam remisso officiorum munere licentiam omnem passim lasciviendi permittebat.

**) Sveton im Leben des Cäsars.

Abschnitt II.

Abschnitt II.

Von der Erkenntniß der menschlichen Gemüther.

Kapitel I.

Von den Mitteln, zur Erkenntniß der Gemüthsart oder des Characters eines Menschen zu gelangen.

§. 31.

Umfang, Gründe und Schwierigkeiten der Kenntniß menschlicher Gemüther.

Fast jede Regel der Bildung und Regierung menschlicher Gemüther setzt Kenntniß nicht nur der allgemeinen, sondern auch der besondern und unterscheidenden Eigenschaften derselben voraus. Was sich also zur Beförderung und Vervollkommnung dieser Kenntniß durch allgemeine Grundsätze beybringen läßt, kann für die Moralphilosophie nicht gleichgültig seyn.

Der Begriff von Kenntniß der Gemüther enthält aber mancherley, was nicht völlig von einerley Gründen und Regeln abhängig ist. Denn er bezieht sich nicht nur auf Kräfte, Neigungen und Gesinnungen, wie sie natürlich oder gewöhnlich in einem Menschen beschaffen sind; sondern auch auf die besondern Dispositionen, Richtungen und Anwendungen derselben in gewissen einzelnen Beziehungen und Umständen.

In beyder Hinsicht zeigen sich nun zwar bald Gründe einer solchen Erkenntniß; aber auch große Schwierigkeiten, die ihr entgegen stehen. Nemlich in dem menschlichen Willen, so wie in der ganzen Natur, ereignet sich nichts ohne Grund, sondern alles erfolgt regelmäßig nach Gesetzen, die sich theils aus den Begriffen von Vernunft und Willen, theils aus der Erfahrung abnehmen lassen. Und so wie man aus den bekannten Gründen die Erfolge vorhersehen kann: so lassen sich aus gegebenen Wirkungen die Ursachen erkennen, von denen sie herrühren. Und so müssen also die Gemüthsarten und der Gemüthszustand eines Menschen nicht nur aus seinen Handlungen und andern Aeußerungen seiner Neigungen und Willenstriebe; sondern auch aus den allgemeinen Lehren von der Natur des menschlichen Willens erkennbar seyn, in sofern in diesen letztern auch die Gründe der veränderlichen Bestimmungen desselben und der verschiedenen Gemüthsarten richtig angezeigt sind.

Aber so unleugbar dieses ist, so ist es doch auch nicht schwer, die Ursachen zu entdecken, durch welche diese Kenntniß der Gemüther aufgehalten und eingeschränkt

schränkt wird. Der Gründe nemlich, aus welchen zusammen der Gemüthszustand eines Menschen unter besondern Umständen, und sein gewöhnlicher Character entspringen, sind so viele; sie können sich einander wechselseitig, nach dem Verhältniß ihrer jedesmaligen Stärke, in ihren Wirkungen so sehr einschränken, und die wichtigsten derselben, z. B. Temperament, Erziehung, sind auch einzeln betrachtet, etwas so zusammengesetztes und verflochtenes, verlieren sich so leicht mit ihren ersten und einfachsten Bestandtheilen außerhalb der Grenzen menschlicher Wahrnehmung: daß also die Unvollkommenheit der Kenntniß der Gemüther, da, wo von den Ursachen auf die Wirkungen geschlossen werden soll, sich leicht vorher sehen läßt. Wenn man aber, von den Handlungen auf die Triebfedern und überhaupt vom Aeußern eines Menschen auf sein Inneres schließen soll: so kann der Grundsatz, daß einerley Wirkungen von verschiedenen Ursachen herkommen können, oder der Gedanke an die oft so weit gehende Verstellungskunst die Gefahr des Irrthums auch hier bald bemerklich machen.

Dürfte sich also die Philosophie auf nichts einlassen, als wo sie sich als Wissenschaft im höchsten Sinn des Worts zeigen kann; wäre es schlechterdings unter ihrer Würde und gegen ihre Bestimmung, der Wahrscheinlichkeit nachzugehen, und beym Mangel besserer Gründe, auch darauf Lebensregeln zu bauen; so möchte sie wohl hier keine ihrer würdige Beschäfftigung finden. Aber wenn man ihr es zugesteht, daß sie auch die ungewissern und mangelhaftern Theile der menschlichen Erkenntniß untersuchen dürfe, nicht nur um das Ungewisse und Mangelhafte recht ins Licht

zu

zu setzen, und so den Anmaßungen eines eingebildeten Wissens, Uebereilungen und Irrthümern Einhalt zu thun; sondern auch um die menschliche Erkenntniß überall, zumal aber bey wichtigen Gegenständen, wenn sie nicht bis zur Gewißheit erhoben werden kann, zur vernünftigen Wahrscheinlichkeit zu bringen: so leidet die Zweckmäßigkeit philosophischer Untersuchungen über die Erkenntniß der Gemüther keinen Zweifel.

§. 32.

Man muß die Menschen hauptsächlich nach ihren Handlungen beurtheilen.

Obgleich die Menschen vieles nur aus Zwang und Verstellung thun, wider die eigenthümlichen und innersten Bestimmungen ihres Willens: so sind doch ihre Handlungen, in einer gewissen Menge und Uebereinstimmung, der sicherste Grund zur Beurtheilung ihres Characters. Denn da haben wir doch erstlich etwas Ganzes und Bestimmtes, wenigstens in sehr vielen Fällen, vor uns; wie nie oder selten bey den andern Erkenntnißgründen; den Glücksumständen, der Erziehung, den Temperaments- und Geistesanlagen, u. s. w. Sodann stehen die Handlungen eines Menschen in einem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Willen, als die äußerlichen Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten; die physischen, Nahrung, Klima u. s. w., die mittelst des Körpers, und die moralischen, Religion, Gesetzgebung u. s. w., die mittelst des Verstandes auf den Willen wirken. Wie vieles kann sich nicht von den natürlichen, im Allgemeinen denkbaren Wirkungen solcher mittelbaren Ursachen

sachen

sachen verlieren und ändern, bis sie zu Triebfedern des Willens werden? Wie verschieden können nicht mehrere Menschen durch dieselben Lehren und Gebräuche einer Religion bestimmt werden? Wie unterschieden sind nicht oft die Sitten und Charactere der mehrern Zöglinge einer Erziehungsanstalt, der Bürger eines Staats und einer Classe in demselben, der Kinder einer Familie? Und was vorher schon bemerkt worden ist von der Einschränkung der einen von den vielen Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten durch die andern, erklärt nicht nur dieses, sondern rechtfertiget auch die Ausdehnung des Hauptsatzes auf die nähern, innern Gründe der Neigungen im Temperamente und in den Geistesanlagen. Denn so wie die Vernunft das Temperament besiegen kann: so kömmt es bey den Folgen der Geistesanlagen für den Character auch noch immer auf Art und Grad der Uebung, auf Erfahrungen, und die andern äußern Ursachen der Ausbildung der Verstandeskräfte und der Erkenntnisse an.

Handlungen aber erfordern immer angemessene Gründe, und lassen, wo nicht auf die entfernten, doch auf die nächsten, und wenn nicht immer auf die genauesten Bestimmungen, wenigstens auf die allgemeine Beschaffenheit dieser Gründe schließen. Selbst wenn Zwang und Verstellung mitwirken, läßt sich immer aus einigen Umständen des Verhaltens auf Denkart und Gemüthsbeschaffenheiten schliessen. Wissen, in welchen Stücken und wie weit sich ein Mensch durch Zwang und Verstellung bestimmen lasse, giebt schon vieles zu erkennen. Und wo es noch ungewiß ist, ob und in wie weit einer aufrichtig und freywillig oder aus

Ver-

Verstellung und Zwang so gehandelt habe; giebt dieß wenigstens ein wichtiges Problem zur weitern Untersuchung.

Leicht aber erhellet hiebey, daß man nicht aus einzelnen Handlungen eines Menschen, den man nicht sonst schon genauer kennt, vieles mit Sicherheit schließen könne; nicht einmal was den Beweggrund derselben anbetrift, geschweige denn zur Beurtheilung des ganzen Characters. Denn wenn man auch Grund und Absicht einer Handlung mit Gewißheit erkannt hätte: so wüßte man doch noch nicht, ob die Triebfeder, die itzt so gewirkt hat, zu den gewöhnlichen Bestimmungen der Denkart und des Willens gehöre, oder zu den zufälligen und selten eintretenden. Und wenn von einer Handlung und ihrem nächsten Grund, in sofern dieser aus der Natur und Beschaffenheit der Handlung selbst erkennbar ist, weiter fort auf den Character soll geschlossen werden können: so kömmt es bey der richtigen Vorstellung dieses Grundes hauptsächlich auch darauf an, ob der gegenwärtige äußere Erfolg (Materiale actionis) den Willen des Handelnden bestimmt habe, oder der allgemeine Character dieser Art zu handeln, ihr Verhältniß zu den angenommenen Grundsätzen und Triebfedern des Verhaltens (Formale actionis). Je lebhafter das moralische Gefühl in einem Menschen ist, und je mehr es über die sinnlichen Triebe herrschet; desto mehr bestimmt seine praktischen Urtheile und Entschließungen die Vorstellung dieses Verhältnisses zu den Grundsätzen und Regeln, und der Folgen für die Neigungen und Triebe des Handelnden, die durch ein gewisses Verhalten gestärkt oder geschwächt werden. Solche Characters können schei-

nen, was sie nicht sind, hartherzig, geizig in dem einen Fall, ausschweifend gütig oder verschwenderisch in einem andern; wenn man nicht einsieht, wie es ihnen immer vielmehr auf Triebfedern und Character, und Aufrechthaltung der nothwendigen Grundsätze, als auf den äußerlichen Betrag der einzelnen Handlung ankömmt.

Wenn auch die Achtung für die Regel solche Charactere bisweilen in ihrer Pünctlichkeit zu weit führt, daß sie es genauer nehmen, als die letzten Zwecke der Vernunft es erforderten: so ist dieß doch immer etwas viel anderes, als wenn Menschen bey Handlungen von geringem Belang doch eben durch dieß Wenige ihres äußern Belanges einzig oder hauptsächlich bestimmt werden.

Hieher gehört denn also auch die Vorschrift des weisen Epiktets, nicht eher jemanden über sein Verhalten zu richten, wie abweichend von dem unsrigen und sonderbar es auch seyn möge; bis man weiß, was für eine Regel (δογμα) ihn dabey bestimmt habe *).

Aus der Vergleichung vieler einzelnen Beschaffenheiten und Umstände einer Handlung läßt sich bisweilen schon mit mehrerer Wahrscheinlichkeit auf die Triebfedern und den Character schließen; wenn man überhaupt mit der Natur des menschlichen Willens genauer bekannt ist. Unterdessen ist die alte Regel immer

*) Enchiridion cap. 45.

mer zu empfehlen, daß man erst lange mit einem Menschen Umgang pflegen, oder nach dem alten Ausdruck, einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben müsse, ehe man ihn zu kennen, und seine Handlungen recht zu verstehen glauben darf.

§. 33.

Handlungen beweisen um so mehr, je weniger Zwang und Verstellung dabey Statt findet.

Nicht immer kann, nicht immer will der Mensch sich verstellen. Ersteres im Affect; dieses, wo er glaubt, entweder gar nicht bemerkt und verstanden zu werden, oder nur von solchen Personen, vor welchen er sich nicht verbergen will; oder endlich auch, wo die Verstellung ihm zu beschwerlich wird, weil sie zu anhaltend seyn müßte. Unter solchen Umständen kann ein scharfsichtiger Beobachter in kurzer Zeit vieles entdecken.

Hiebey entstehen folgende Regeln:

1) Man muß die Affecten der Menschen studiren. Erstlich ist es schon wichtig zu wissen, ob sie überhaupt leicht in Affect gerathen; oder nur selten, bey außerordentlich starken Reizen? Ob sie nicht leicht vom Affect ergriffen werden, aus Schwäche des Temperaments und Mangel der Empfindlichkeit, oder ob sie bey lebhaftem Temperamente und vieler Empfindlichkeit durch innere Kraft, Vernunft und Ueberlegung sich davor bewahren und seine Ausbrüche zurückhalten? Desgleichen zu welcher Stärke ihre Affecten sich erheben; wie sehr sie sich dabey vergessen und von ihrem

gewöhnlichen Verhalten abweichen; wie lange sie anhalten, wie bald sie wieder zur völligen Besonnenheit und ruhigen Fassung kommen; wie sie nach dem Affect sich betragen; ob sie die begangenen Fehler leicht einsehen, anerkennen und aufrichtig zu verbessern bemüht sind; oder nur mit Feinheit zu bemänteln, oder stolz und trotzig zu vertheidigen suchen? Wie sich nach allen hiebey bemerklich werdenden Verschiedenheiten des Verhaltens auf Denkart und Character schließen lasse, giebt sich leicht zu erkennen. Nicht nur die absolute und relative Stärke der Sinnlichkeit so wohl als der Vernunft zeigt sich hiebey; nicht nur das Verhältniß der Kunst zur Natur in den Trieben eines Menschen; sondern jedwede Hauptverschiedenheit des Characters kann bey mehreren Beobachtungen dieser Art sichtbar werden. Um nur beym letzten der vorherangezeigten Puncte noch ein wenig zu verweilen: so bezeichnet kaum etwas die Art und die Grade des Stolzes oder der Furchtsamkeit oder der Gewandtheit im Umwechseln der äußern Formen der Personen so sehr, als das verschiedene Benehmen in Ansehung der im Affect begangenen Uebereilungen. Wie viel oder wie wenig von Billigkeit und Achtung für andere beym Stolze; ob mehr Schwäche und Menschenfurcht oder Zartheit des moralischen Gefühls die den Uebereilungen nachfolgende Reue hervorbringe; wie vielen Antheil an der leichten Rückkehr vom Affect zur vorhergehenden Laune und Lage der Dinge die natürliche Veränderlichkeit des Temperamentes und der Leichtsinn habe; oder vieles davon nur Kunst, Verstellung und Zwang sey; wird dem einsichtsvollen Beobachter hiebey nicht leicht entgehen.

Noch deutlicher geben sich die bestimmten Triebfedern des Willens durch die Art des Affects und die Gegenstände, worauf er sich bezieht, zu erkennen. Ob diese von einer Art sind, daß nicht leicht ein Mensch seyn würde, der dabey kalt bleiben könnte, nicht eben so in Freude, Traurigkeit oder Zorn versetzt werden müßte; oder so unbedeutend und unangemessen, daß man um so mehr berechtiget ist, auf besondere subjective Dispositionen zu schließen? Nichts macht es so offenbar, welche Vorstellungen in einem Menschen die lebhaftesten und wirksamsten sind, ob die angenehmen oder unangenehmen, die von physischen oder die von moralischen Gütern und Uebeln; als die Art seiner Affecten. Wenn jemand große Summen mit Gelassenheit verliert, und bis zum heftigen Zorn aufbrauset, wo ihn einer um eine Kleinigkeit betrügen will: wer erkennt nicht da die ungleich größere Empfindlichkeit eines solchen Characters für moralische Vorstellungen, als für physische Güter? Und wenn einer lieber selbst Geld borgt, als einen Freund an seine Schuld erinnert, wenn er glaubt, daß diesem es itzt schwer werden würde, sie abzutragen; aber sich ereifert, wenn dieser sich nicht mehr an eine Kleinigkeit erinnern will, die er ihm einmal schuldig blieb; wer sieht hiebey nicht den ordentlichen Geschäftsmann, oder wenigstens die Anlage dazu?

Was nun aber endlich das Betragen während des Affects selbst anbelangt: so beweiset es zwar immer, welche Triebfedern in einem Menschen sind, und in welchem Verhältnisse Vernunft und Sinnlichkeit dabey gegen einander stehen; es beweiset, was ein Mensch unter gewissen Umständen zu begehen fähig ist. Aber

auf den gewöhnlichen Character eines Menschen kann man doch nicht schließen aus dem, was er einmal im Affecte that, zumal wenn der Reiz besonders stark war. Denn man kann nicht so gerade zu vom Hypothetischen aufs Absolute, vom Besondern aufs Allgemeine, vom kranken auf den gesunden Menschen schließen.

Noch bestimmtere Gründe zur Beurtheilung der Gemüther entdecken sich bey der Vergleichung der besondern Arten von Affecten mit den verschiedenen Gemüthsarten; denn es streitet gegen die Natur der Sache, wie gegen die Erfahrung, daß sich der Stolze und Starkmüthige in der Traurigkeit, der Freude, dem Zorn und andern Affecten betrüge, wie der Schwachmüthige, Furchtsame. Wenn jener seinen Schmerz und seine Traurigkeit zu verbergen sucht, um nicht schwach zu scheinen: so sucht dieser, an Abhängigkeit und Unterstützung gewöhnt, Mitleiden zu erregen, verbirgt also sein Leiden nicht nur nicht, sondern vergrößert wohl auch die Vorstellungen davon, und läßt sich lebhafter darüber aus, um desto stärker zu rühren. Der Stolze, der das Gute, was ihm wiederfährt, für ein Glück oder für Beweise von Güte, die sein Verdienst übersteigen, anzusehen nicht geneigt ist, wird bey der Freude, die es ihm verursacht, entweder überhaupt gemäßigter sich zeigen, oder eher an Stolz und Uebermuth als an gefälliger Bescheidenheit und mittheilender Freundlichkeit dabey zunehmen. Der Zorn des beleidigten Stolzen donnert, spricht Verdammung aus und drohet Rache; beym Sanftmüthigen ist er mehr stilles Erstaunen über das Unnatürliche, und Gram über das Unbillige, Lieblose, oder für die

eigene

eigene menschliche Würde dessen, der sich vergangen hat, Entehrende.

2) Das Außerordentliche und Unvermuthete, wenn es auch das Gemüth nicht in Affect versetzt, kann doch geheime Triebfedern des Herzens eher zum Vorscheiu bringen, als dasjenige, wogegen man sich längst verwahrt, oder worauf man sich gefaßt gemacht hat. Zumal wenn jenes auf Gegenstände sich bezieht, die viel Interesse haben; wobey also eine einzige Vorstellung leicht viele andere in Bewegung setzet. Dann kann das Sonderbare und Auffallende einer Erzählung oder Erdichtung, eines Lobes oder Tadels, eines Scherzes bisweilen, machen, daß ein Wort oder eine Miene verräth, was sich bisher noch nie gezeigt hatte. Doch muß man sich auch hier vorsehen, aus einzelnen Bemerkungen nicht zu viel zu schließen. Eine vorübergehende Aufwallung bey unvermutheten Reizen ist noch kein Zeichen der habituellen Disposition.

3) Man muß die Menschen nicht im Staatskleide, sondern im Schlafrocke beobachten, wenn man sie kennen lernen will; sagt ein bekanntes Sprichwort. Das heißt, man muß sie in den Stunden beobachten, wo sie es nicht nöthig oder allzulästig finden, sich zu verstellen und in unnatürliche Formen einzuzwängen; wo sie vielmehr vom gewöhnlichen Zwange dieser Art sich erholen und dafür entschädigen, also ihren Launen sich überlassen und ihren Neigungen fröhnen. Genaue und zuverläßige Nachrichten können den Mangel eigner Beobachtung auch wohl ersetzen. Freylich wird manchen Menschen, wenigstens in einigen Stücken, die Verstellung allmählig so zur Fertigkeit, daß sie oft ihre

Vertrautesten, bisweilen sich selbst damit täuschen. Aber eines Theils geht es doch überhaupt mit der menschlichen Verstellungskunst nicht leicht so weit. Dann aber, wenn die Kunst bey einem Menschen es so weit gebracht hat, daß das Natürliche sich fast ganz dadurch verloren hat: so kann denn wohl auch die so zur Natur gewordene Verstellung in vielen Absichten für **Wahrheit** gelten. Mag es gleichwohl Verleugnung der natürlichen Dispositionen und Zwang seyn, wodurch sich ein Mensch zur Gefälligkeit und Gleichmüthigkeit als Gesellschafter, Ehegatte, Vater, Hausherr stimmt; wenn er es so weit in dieser Beherrschung seiner natürlichen Triebe gebracht hat, daß sie ihm immer oder mehrentheils gelingt: so kann Gleichmüthigkeit und Gefälligkeit mit Recht zum Character angerechnet werden. Wenn er es aber nur selten oder nur bey kleinern Reizen zum Gegentheil wäre, nicht wenn und wo es die Vernunft am meisten zur Pflicht macht: so sind Zwang und Neigung, Schein und Wahrheit noch leicht zu unterscheiden.

4) Da wo ein Mensch mit völliger Freyheit ganz nach Neigung handeln kann, giebt sich sein wahrer innerer Character auch leichter zu erkennen, als in dem, wobey äußerliche Verhältnisse, die er nicht in seiner Gewalt hat, Vorschriften und herrschende Gebräuche bestimmen. Wiewohl die **Abweichungen** von der Vorschrift und gemeinen Weise einen Menschen so sehr als irgend etwas characterisiren können, so wohl in Hinsicht auf die Puncte, bey welchen er abweichet von dem, was bey andern seines Standes Regel oder Gebrauch ist, als auf den Grad, bis zu welchem diese seine Abweichung geht. Denn je passender sie ist im

Betracht der letzten Zwecke oder der besondern Eigenschaften und Verhältnisse des Handelnden, desto mehr Einsicht und Selbstständigkeit, und je grösser sie überhaupt ist, desto mehr Kühnheit oder Eigenheit giebt sich dadurch zu erkennen.

Aber der Character der mehresten Menschen verräth sich noch leichter in der Art, wie sie ihre Freystunden anwenden, die der Erholung und dem Vergnügen gewidmet sind. Was kann die Neigungen eines Menschen sicherer bezeichnen, als die Art seiner Vergnügungen und Zeitvertreibe? Ob es Vergnügungen der gröbern oder der feinern Sinne, der Einbildungskraft oder des Verstandes sind? Ob Beyspiele und herrschende Vorurtheile die Wahl der Gegenstände und deren Gebrauch bestimmen; oder ob einer auch dabey seinen eignen Gang geht, selbstthätig erfindet und anordnet? Wie sehr sich selbst dabey genug oder wie abhängig von andern; wie theilnehmend und mittheilend, oder wie selbstsüchtig er sich dabey zeiget? Wie gegenwärtig dem Gemüthe und erwecklich auch in diesen Stunden der Zerstreuung und Frölichkeit die ernsthaften Gedanken, oder bis zu welchem Grade sie itzt entschlagen und vergessen sind? Wie viel von Zeit oder andern Gütern er auf sein Vergnügen verwendet; und wie leicht oder schwer es ihm wird, es sich zu versagen, wenn ausserordentliche Geschäffte ihn abrufen? Endlich wie weit er auch hier das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; seine Erholungsstunden sich oder andern noch in anderer Absicht wohlthätig zu machen geneigt und befliffen ist?

Doch ist hiebey noch auf zweyerley Rücksicht zu nehmen. Einmal mit wie viel wahrer Freyheit einer hiebey handelt; oder wie vieles nur aus Gefälligkeit und Achtung für andere mitgemacht wird. Mode und Etiquette erlauben in den höhern Classen kaum mehr auf eigene Weise sich zu vergnügen. Indem man Zeitvertreibe allzuernsthaft behandelt, und zu einem wichtigen Theil der Lebensart gemacht hat; hat man ihnen nicht nur das Wohlthätige der Erholung großentheils entzogen, sondern auch der Eigenthümlichkeit der Charactere weniger Spielraum dabey übrig gelassen. Die Zeitvertreibe und die Feyerlichkeiten der großen Welt stehen daher weit weniger von einander ab, als nach den allgemeinen Begriffen zu vermuthen wäre.

Sodann kömmt es auch darauf an, zwischen welchen Gegenständen und Gelegenheiten zu wählen einer das Vermögen hatte. Der Arme, der Kranke, der Unwissende, der Taube, der Kurzsichtige können nicht auf den Wegen Vergnügen und Zeitvertreibe suchen, auf welchen andere es finden, wenn sie auch wollten. Ihre Wahl und ihr Betragen dabey wird zwar noch immer Grund zu allerley Folgerungen anbieten. Nur eingeschränkter werden sie doch bleiben müssen, als da, wo zu mehrerem Kraft und Gelegenheit vorhanden ist.

Unter den mancherley Zeitvertreiben verdient das Lesen besondere Aufmerksamkeit. Wie diese Art von Zeitvertreib an sich schon immer einigen Geschmack an feinern Ergötzungen beweiset: so bezeichnet diesen noch genauer die Wahl der Schriften. Helvetius hat Grund zu behaupten, daß aus dem Character der beliebtesten Romane sich auf den Character einer Nation schließen

lasse

lasse *). Eben dieses gilt auch vom Theater und allen öffentlichen Zeitvertreiben.

§. 34.

Man muß die Menschen in verschiedenen Zuständen und Verhältnissen beobachten.

Character und Denkart eines Menschen sind etwas so vielseitiges und vielbefassendes, und es können dabey so viele Inconsequenzen und Ausnahmen von der Regel vorkommen, daß es nothwendig ist, einen Menschen unter vielerley Umständen und in den verschiedensten Beziehungen zu beobachten und diese Beobachtungen mit einander zu vergleichen, um zur vollständigen Kenntniß seiner Gesinnungen und Neigungen zu gelangen. Also

1) muß man ihn nicht nur in gesunden Tagen beobachten, sondern auch bey Krankheiten und unordentlichen Dispositionen des Körpers. Denn wenn man gleich immer einen Unterschied machen muß zwischen dem gesunden und kranken Menschen, und die Einflüsse eines vorübergehenden Körper-Zustandes nicht zu den herrschenden Characterzügen rechnen darf: so kömmt doch dabey, wie im Affecte, manches zum Vorschein, wovon man gar keine Möglichkeit, nicht die geringste Anlage, vermuthet hätte. Es zeigt sich doch dabey der Grad der Stärke oder Schwäche der Vernunft gegen heftige sinnliche Reize; und überhaupt die Beschaffenheit der Gründe, auf welchen die in gesunden Tagen sichtbaren Eigenschaften beruhen; die Gelassenheit und Gleichmüthigkeit, die Gefälligkeit und Billigkeit in Behandlung anderer, die Furchtlosigkeit, Freymüthigkeit u. s. w.

Wie

*) De l'esprit Disc. II. Ch. XIX.

Wie ungeduldig kann nun auf einmal derjenige erscheinen, der noch keine Gelegenheit gehabt hat, Geduld zu zeigen und darinnen sich zu üben; wie ungerecht gegen die besorgtesten Freunde und Diener derjenige, der gewohnt ist, daß alle seine Wünsche durch den Dienst anderer befriediget werden? Wie verläßt da nicht manchen mit dem Gefühl gespannter Fibern Muth und Entschlossenheit; wie ängstlich gewissenhaft wird er nicht bey annähernder Gefahr des Todes, er, der über Tod und Furcht vor Strafen nach dem Tode sonst so leichtfertig spotten konnte? Eben so lehrreich kann seyn

2) die Vergleichung, wie jemand glückliche und unglückliche Ereignisse, günstige und ungünstige Urtheile anderer, Lob und Tadel von diesem und jenem, über dieses und jenes, in diesem oder jenem Grade aufnimmt. Denn bey welchen andern Gelegenheiten könnten leichter zu erkennen seyn die Gründe und Grade des Selbstvertrauens, der Selbstgenügsamkeit, des Ehrtriebs und der verschiedenen Modificationen desselben? (Th. I. §. 57.) Wo Furcht zum Vorschein kömmt, muß hauptsächlich darauf geachtet werden, ob dieselbe aus der Vorstellung, Unrecht gethan zu haben, entspringe; oder aus der Vorstellung vom Verluste physischer Güter, und wie leicht oder schwer neue Hoffnungen Eingang dabey finden.

3) Das Verhalten eines Menschen gegen die verschiedenen Stände, Vornehmere, Gleiche und Geringe, muß beweisen, welchen Werth er Glücksgütern und davon großen Theils abhängigen Anordnungen beylegt. Es muß aber auch hier genauer beachtet werden, nicht nur was einer thut, sondern auch wie, und wo er

es

es mehr oder weniger thut. Ob er nur den gemeinen, im Ganzen guten, wenigstens nicht ohne Noth zu vernachlässigenden Gebrauch beobachtet? Oder ob er weiter darinne geht, als nöthig wäre, sich auszuzeichnen und andere zu übertreffen sucht? Ob er mit sichtbarem Widerwillen, als ob viel dabey aufgeopfert würde, mit einer Ernsthaftigkeit und Sorgfalt, als ob es auf die wesentlichsten Menschenrechte ankäme, solche Gebräuche beobachtet; oder mit einer Leichtigkeit und Gleichmüthigkeit, wie bey nichts oder wenig bedeutenden Dingen natürlich ist? Ob er dennoch Zeiten und Personen, bey welchen diese Zeichen der Verhältnisse wichtig seyn können, zu unterscheiden weiß, oder mit blindem Sklavensinn daran hängt? Ob er mit richtigem Gefühl das bloß Herkömmliche vom Natürlichen zu unterscheiden weiß, und jenes so oft es sich thun läßt, diesem näher zu bringen beflissen ist?

Besonders wichtig ist es zu erforschen, wie selbstständig jemand bey seinem Gehorsam ist, wie bescheiden bey völliger Gleichheit und Freyheit, wie schonend bey der Herrschaft, wie bedachtsam bey der Gewalt, die er ausübt.

4) Man gebe Acht auf die Urtheile eines Menschen über dieselben Personen zu verschiedenen Zeiten, wie weit sie mit einander übereinstimmen, oder von einander abweichen; je nachdem es gegenwärtige oder abwesende, lebende oder nun verstorbene, glückliche oder unglückliche sind; je nachdem er zuerst oder andere vor ihm geurtheilt haben; je nachdem er bey guter oder übler Laune ist, von dieser oder jener Lectüre oder Gesellschaft herkömmt? Ob er lieber in das Lob oder den Tadel anderer einstimmt, an jenem oder an diesem leichter lebhaften und thätigen Antheil nimmt; und worauf sein Lob und sein Tadel gewöhnlich gerichtet sind?

Mit

Mit welcher Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit er ungerechten und unbilligen Urtheilen über andere Einhalt zu thun, und was sich entschuldigen läßt, zu entschuldigen geneigt ist?

5) Wie schnell oder wie langsam Vorsätze und Entschließungen bey einem Menschen entstehen; wie groß seine Beharrlichkeit bey dem einmal Angefangenen ist; wie viel oder wie wenig Eindruck Tadel und Widerspruch anderer dabey auf ihn machen; je nachdem sie mit Stolz und Verachtung, oder mit Zeichen der Liebe und mit Gründen unterstützt vorgebracht werden; je nachdem sie gegen das Moralische oder nur gegen das Physische gerichtet sind? Wie leicht und worinne er sich durch Beyspiele bestimmen lässet; und wie vieles er für sich und auf seine eigene Weise zu thun pfleget.

6) In Ansehung dessen, was Menschen von sich selbst sagen, ist zu bemerken, wie geneigt sie überhaupt sind, von sich zu sprechen, oder was von andern gesagt wird und sonst sich ereignet, auf sich zu beziehen; bey welchen Stücken ihrer Persönlichkeit und ihrer Angelegenheiten sie das größeste Interesse verrathen und am liebsten verweilen; mit welcher Offenheit oder Kunst und Vorsicht sie Gutes und Böses, bey schicklicher oder unschicklicher Gelegenheit von sich sagen; mit wie vieler und welcher Auswahl der Personen sie sich so mittheilen; ob sie auch bey Kleinigkeiten, die nur bey vieler Eitelkeit und Eigenliebe einiges Interesse für sie, gar nicht für andere haben, Aufmerksamkeit und Theilnehmung dieser andern fordern, und wo sie diese überhaupt am meisten erwarten. Wenn einer gewohnt ist, seine Träume zu erzählen: so ist die-

se Neigung an sich schon characteristisch; und der Innhalt der Träume kann es noch mehr seyn.

Wenn man viele dergleichen Beobachtungen richtig angestellt, und so weit aufgeklärt hat, daß sich die Gründe des Uebereinstimmenden und des Abweichenden erkennen lassen: dann kann man es wagen den Character eines Menschen zu bestimmen.

§. 35.

Von der Beurtheilung der Menschen nach ihren Gesellschaftern, Freunden und Feinden.

Es ist einer der gemeinsten Grundsätze der Menschenkenntniß, daß man den Character eines Menschen nach dem Character seiner Freunde und Gesellschafter beurtheilen dürfe. Und der gedoppelte Grund, auf dem er beruht, ist nicht schwer zu entdecken. Durch Uebereinstimmung der Gesinnungen entstehen Freundschaften und gesellige Verbindungen; und mittelst eines beständigen vertrauten Umganges nehmen die Menschen wechselseitig von einander an, und werden in ihrer Denkart einander immer ähnlicher. Unterdessen ist bey dieser Schlußart dennoch Vorsicht nöthig. Denn erstlich gründen sich die geselligen und gemein so genannten freundschaftlichen Verbindungen oft mehr auf äußerliche, schon vorhandene Verhältnisse, als auf vorzügliche Uebereinstimmung der Gemüther. Und gebildete Menschen, von feinern Sitten und manchfaltigen Kenntnissen, können bey großen Verschiedenheiten der Denkart in sehr wichtigen Beziehungen, doch immer in so vielen Puncten einander interessiren und mit einander einstimmig seyn, daß sie jener Verschie-

schiedenheiten ungeachtet Vergnügen und Nutzen von ihrer nähern Verbindung haben können. Sodann giebt es auch gewisse Verschiedenheiten der Gemüther, welche die Absichten des freundschaftlichen Umgangs eher befördern als verhindern. Zween Menschen von gleich hitzigem Temperamente passen nicht so gut zusammen, als ein Hitziger und ein nachgebender Sanftmüthiger. Wer gern spricht, braucht einen aufmerksamen Zuhörer. Zween Phlegmatiker würden lange Weile bey einander haben, und zween Eitle, auch wenn sie gefällig genug wären, wechselseitig einander zu schmeicheln, würden sich bey diesem Handel doch nicht lange befriedigen. Und so lassen sich noch mehrere Verschiedenheiten des Kopfes und Herzens denken, bey welchen Menschen dennoch in genauer Vereinigung mit einander sich wohl befinden können.

Aber eben diese Bemerkungen, welche den Grund dieser Schlußart einschränken, geben auch dasjenige näher zu erkennen, was dabey mit Recht sich folgern lässet. Daß man nämlich

1) bey Freunden um so mehr auf Aehnlichkeit der Gemüther schließen dürfe, je einfacher und unausgebildeter die Denkarten noch sind. Denn da sie sich alsdenn nur in wenigen Puncten berühren können, und zur Selbstbeherrschung, Verstellung und Duldsamkeit noch wenig gestimmt sind: so würde eine beträchtliche Verschiedenheit der Neigungen und Gesinnungen bald Entzweyung nach sich ziehen.

2) Wo sich nicht auf Einerleyheit und Aehnlichkeit schließen lässet; da muß sich doch auf Zusammenstim-

stimmung schließen lassen. Wenn also offenbar ist, daß gewisse Eigenschaften des einen Freundes im andern nicht sind: so lassen sich doch nur solche entgegengesetzte oder verschiedene Eigenschaften bey ihm vermuthen, welche im freundschaftlichen Verhältnisse mit jenen bestehen können.

3) Daß es endlich dabey auch auf den Grad und die Dauer der Anhänglichkeit ankomme, leuchtet von selbst ein.

Genauere und für die gegenwärtige Untersuchung wichtige Bestimmungen erhält der Grundsatz auch noch durch die Anzahl der Freunde. Andere nemlich, wenn ein Mensch nur mit einem oder mit wenigen unter sich einartigen Menschen im eigentlichen freundschaftlichen Umgange steht, oder diesen doch auf eine sehr unterscheidende Weise mit Liebe ergeben ist; andere, wenn derselbe mit vielen Menschen von merklich verschiedener Characteren auf gleiche Weise freundschaftlich zusammenhält. Daß man im letzten Falle nicht auf Gleichheit des Characters schließen dürfe, versteht sich. Was aber sonst daraus gefolgert werden könne, erhellet noch nicht so gleich; sondern ist von anderweitigen Bestimmungen abhängig. Denn nach dieser allgemeinen Angabe läßt sich noch nicht behaupten, daß der Freund so vieler und so verschieden gearteter Menschen, eigentlich von niemanden Freund im ganzen hohen Sinn des Wortes sey. Auch nicht, daß er gar keinen eigenthümlichen Character haben könne, weil er zu so verschiedenen Characteren passe, und bey jedem sich wohl befinde. Die Sache läßt sich anders erklären. Man setze nur voraus, daß dieser Freund und Vertraute so vieler unähnlichen Characteren sich es zu einem Hauptgesetz seiner Denkart gemacht habe, bey allen Din-

gen in der Welt, und besonders bey allen Menschen, das gute aufzusuchen; und lieber dabey mit seiner Aufmerksamkeit zu verweilen, als beym Gegentheil: so wird sein Verhalten begreiflich werden können. Denn wofern man nicht sehr nachtheilige, schwerlich vor der Vernunft zu rechtfertigende, Begriffe von der Welt und der Menschheit hat: so wird man zugeben müssen, daß, wenn man will, es nicht schwer ist, bey vielen und im Ganzen sehr verschiedenen Characteren so viel Gutes zu entdecken, daß herzliche Zuneigung und aufrichtige Freundschaft gegen sie entstehen kann; wenn zumal äußerliche Verhältnisse sie begünstigen, und Gewohnheit hinzu kömmt. Auch verhindert eine solche viel umfassende Freundschaftlichkeit nicht, daß nicht der eine mehr denn der andere geliebt, und die Ungleichheit der Fehler und Vollkommenheiten richtig bemerkt werde. Richtige Beurtheilung der menschlichen Characteren, nicht nach idealen, sondern nach reellen Begriffen, ist die Hauptsache hiebey. Wer nach unbillig eigensinnigen oder sonst übertriebenen Idealen die Menschen beurtheilet, und einen Freund sucht, und dabey fertig und geneigt ist, Mängel und Fehler leichter und stärker wahrzunehmen, als das Gute, ist nicht nur in Gefahr, nie einen Freund zu finden, den er so herzlich und anhaltend liebte, als jener andere von entgegengesetzter Denkart ihrer viele findet und liebt: sondern Haß und Verachtung gegen die Menschheit überhaupt können in ihm herrschend werden; die sich nur etwa von den Reizen der Sinnlichkeit bisweilen betäuben lassen, oder so weit verbergen, als die Klugheit seines Egoismus es erfordert.

Wenn man nicht von unstatthaften Idealen ausgeht: so ists eben so möglich, eine große Menge und

Manchfaltigkeit menschlicher Characteren zu lieben und hochzuschätzen: als es mit dem guten Geschmack sich verträgt, sehr verschiedene Gattungen von Kupferstichen, Gemählden und andern Kunstwerken zu lieben und zu bewundern. Der Reichthum der Natur in der Manchfaltigkeit guter liebenswürdiger Menschen, ist für den, der nur erst die Manchfaltigkeit der untergeordneten Zwecke der Natur verstehen lernt, gewiß nicht geringer als der Reichthum der Kunst in ihrer Schatten-Schöpfung.

Welche Art von Character also einem Menschen zugeschrieben werden dürfe, deswegen, weil er der Freund vieler von einander sehr verschiedener Menschen ist; läßt sich aus dieser einzigen Voraussetzung noch nicht abnehmen. Die Beobachtung seines Verhaltens gegen diese verschiedenen Freunde in ihrer Gegenwart und Abwesenheit, kann mehr Licht geben; insbesondere wenn diese unter sich weniger Freunde sind. Ist er jedesmal ganz dessen, der ihm gegenwärtig ist, bis zur Aufopferung und Verleugnung seines andern Freundes, wenn dieser jenen haßt oder verachtet; so ist das Wenigste, was man von ihm sagen kann, daß er ohne Character und ohne Freundschaft sey. Liebt er aber nur in jedem seiner Freunde das Gute, was er in ihm gefunden hat oder gefunden zu haben glaubt; verbirgt er nur sich und andern dessen Fehler, wo er sie nicht bessern kann; behauptet er das Gute eines jeden gegen einen jeden auf eine vernünftige und anständige Weise; entschuldiget er die Fehler eines jeden gegen den andern, so viel er kann: so wäre es ungerecht, diesem Vielliebenden Freundschaft oder Selbstständigkeit des Characters abzusprechen.

Wenn jemand nur einen vorzüglichen Freund hat oder wenige unter sich einstimmige Freunde: so möchte

der Schluß auf Einartigkeit der Charactere keinem weitern Zweifel ausgesetzt zu seyn scheinen. Und doch kömmt es noch darauf an, von welcher Art an sich betrachtet die Liebe und Freundschaft dieses Menschen ist. Ist sie mehr sinnlich als geistig, läßt sich dieses nach andern schon erkannten Eigenschaften des Liebenden vermuthen: so kann auf Einartigkeit der Neigungen geschlossen werden. Denn bey verschiedenen sinnlichen Trieben kann Eintracht nicht bestehen; weil diese von äußern Gegenständen abhängen. Ist aber das Bedürfniß der Liebe höherer Art, hat es seinen Gegenstand in den geistigen Eigenschaften: so können Anlagen, die noch viele Ausbildung nöthig haben, Kräfte, von denen herrliche Wirkungen sich erwarten lassen, wenn ihnen die rechte Richtung gegeben wird, einen Menschen dem andern zum Gegenstand der herzlichsten Liebe machen, dessen Character itzt noch weit absteht von dem Character des andern. Und nicht nur zum Gegenstand einer zärtlichen Vaterliebe; sondern zum Gegenstand des eigentlichen Freundschaftstriebes. Es kann dem Liebenden nicht nur höchstes Vergnügen und Bedürfniß seyn, solche Anlagen zu erhalten, zu retten, zu entwickeln, solchen Kräften die rechte Richtung zu geben; sondern er ahndet dabey, er hofft Gegenliebe, wenn sein Werk ihm gelingt, eine Freundschaft, wenn es ihm gelingt, nach welcher seine Seele mit Sehnsucht strebt, die seinem Freundschaftstriebe allein ganz angemessen wäre. So liebte Sokrates den Alcibiades. Aber so liebet nicht der sinnliche Mensch; so ist nicht die Freundschaft des Knaben.

Man kann also von Freundschaft überhaupt auf die Charactere der Menschen darum nicht so leicht fortschließen;

sen; weil nach Verschiedenheit der Charactere die Freundschaft selbst auch von sehr verschiedener Art ist.

Ein Mensch, der keinen Freund hat, oder keinen lange behält, muß große Fehler in seinem Character haben; da so vieles in den gemeinen Anlagen der menschlichen Natur ist, was zur Liebe und zum Vertrauen wechselseitig bestimmen kann; und da auch die Vernunft der Freundschaft einen so hohen Werth zuerkennt. Trübsinniges Mißtrauen, wie es bey zerrütteter Gesundheit, oder einem Grundfehler der Organisation entsteht, oder die ausschweifendste Eigenliebe und Eitelkeit, oder endlich neidisch unersättliche Selbstsucht, sind solche der Freundschaft ganz unfähig machende Hauptfehler. Denn wie soll der freundschaftlich lieben, der keines anhaltenden Vertrauens fähig ist? Wie der einen Freund finden, der nichts außer sich gut findet, der nur geschmeichelt seyn will? Wie der im Glück und Wohlseyn des Freundes sein eigenes finden, der Niemanden Gutes gönnet? Welcher von diesen Fehlern im einzelnen Fall der Grund sey, der einen Menschen keinen Freund finden oder behalten läßt; muß aus anderweitigen Beobachtungen abgenommen werden, die freylich nicht immer gleich leicht zu machen sind. Denn auch diese Fehler wissen die Menschen bisweilen zu verbergen, und das Gegentheil zu heucheln; oder sind auch hierinnen zu verschiedenen Zeiten sich selbst sehr ungleich. Der Mißtrauische kann in gewissen Stunden, wenn sein hypochondrischer Dämon schläft, die offenste, freundschaftlichste Seele zu haben scheinen. Und er ist mehr zu beklagen als zu verachten, wenn die unvertilgbare Quelle seiner mißtrauischen Stunden im Körper ist. Der Eitele, Selbstsüchtige kann bisweilen auf das gefälligste um Freund-

schaft sich zu bewerben scheinen; indem er doch nur selbstsüchtig um niederträchtig verkaufte Schmeicheley buhlt. Er verräth sich am leichtesten bey der Liebe und Achtung, die andern bewiesen wird; indem er es selten unterlassen kann, ihren bemerkten Vollkommenheiten und Verdiensten ein Aber anzuhängen.

Wie es nun immer ein ungünstiges Vorurtheil gegen einen Menschen erwecken muß, wenn er keinen Freund zu finden oder zu behalten weiß; so darf es hingegen für eine vortheilhafte Voraussetzung zum Urtheil über den Character angesehen werden, wenn jemand viele gute Menschen zu Freunden hat, und wenn nie oder selten einer, der es einmal war, aufgehört hat es zu seyn.

Dieselben Fehler, welche einen Menschen zur Freundschaft ungeschickt machen, können ihm zwar auch leicht Feinde zuziehen. Unterdessen können diese noch aus manchen andern Gründen entstehen. Und ein Mensch kann Freunde und Feinde zugleich haben, herzlich lieben und eben so heftig hassen. Also ist hier noch Stoff zu besondern Untersuchungen.

Und der gewisseste Grundsatz ist der, daß ein Mensch, der viele Feinde hat, selbst in Betracht seiner Lage ungewöhnlich viele Feinde, und in Zwietracht lebt, nicht ohne Schuld und Fehler dabey seyn könne. Ueberhaupt, so viel sich auch von unverdienter Feindschaft, von ungerechten Feinden und Widersachern sagen läßt, die man sich durch pflichtmäßigen Widerstand und andere Beweise von Rechtschaffenheit, oder durch bloßes Unvermögen, allen Gnüge zu leisten, zuziehen kann: so würde sich doch wohl insgemein finden, wenn ein jeder, der

in

in diesem Falle zu seyn glaubt, recht unpartheyisch sein Verhalten untersuchen wollte, daß er sich nicht so ganz für fehlerfrey dabey erklären dürfe. Für reine Tugend, die auf allgemeines Wohlwollen und Einsichten in die Verhältnisse ihrer Wirksamkeit gegründet, in jedem Falle mit Bescheidenheit und schonender Güte verbunden ist, ist Achtung so natürlich, so allgemein und so tief im Menschen gegründet, daß reine Tugend nicht leicht lange verkannt und gehaßt wird. Wie sollten sich also untadelhafte Handlungen und Gesinnungen bey denjenigen Menschen voraussetzen lassen, die selbst für ihre Lage, ungewöhnlich viele Feinde haben?

Aber wie viele oder wie wenige Feinde ein Mensch haben mag: so ist immer die Hauptfrage: Wer sind seine Feinde und welche von ihnen seine bittersten und unversöhnlichsten Feinde? Je mehr Gutes von diesen mit Grund sich sagen läßt, von ihrer Gerechtigkeit, Billigkeit, Mäßigung; desto mehr Verdacht entsteht wider den Character des andern. Sind diese aber als unverträgliche, streitsüchtige, stolze, herrschsüchtige, kurz unbillige oder ungerechte Menschen sonst schon bekannt: so läßt sich nicht gleich von solchen Feinden auf einen fehlerhaften Character des andern schließen. Gemeine Unvollkommenheit der menschlichen Natur, vermöge welcher auch der ausgebildeteste Character des besten Menschen immer noch unter dem moralischen Ideal bleibt, kann, zumal in dem vorhergehenden Gegensatze, kein fehlerhafter Character genannt werden. Und so bleibt also dem Ausspruche, daß es in gewissen Fällen Ehre bringen könne, Haß und Tadel sich zuzuziehen — malis displicere laudari est — sein Wahres auch unbenommen; und mit dem leicht zu vereinigen, was von der

Tugend, und der ihr nicht leicht auf lange Zeit entgehenden Achtung gesagt worden ist.

Was legen ihm seine Feinde zur Last, und in welchen Beschuldigungen vereinigen sich die meisten Stimmen mit einander; ist die zweyte Hauptfrage. So wenig überhaupt einzelne Urtheile der Feinde für Wahrheit genommen werden dürfen: so wenig ist es auch auf der andern Seite in der Natur der Dinge, daß nichts als Bosheit und Verläumdung an dem seyn sollte, was über einen Menschen von vielen, gleichwohl feindlich gesinnten Personen geurtheilt wird. Wie vieles oder wie weniges aus solchen Urtheilen mit Sicherheit geschlossen werden könne, muß theils nach den übrigen bekannten Eigenschaften der Subjecte auf der einen und der andern Seite, theils nach dem Verhältnisse der angeblichen Fehler zur Lage der Personen gegen einander beurtheilt werden. Denn aus der Lage der Menschen gegen einander kann entweder mehr zu vermuthen seyn, daß das gerechte Betragen des Einen den andern leicht ungerecht oder unbillig scheinen könne; oder mehr dieß, daß jener allerdings in großer Versuchung und Gefahr sich befinde, ungerecht oder unbillig andere zu behandeln.

Endlich läßt sich sehr vieles noch schließen aus der Art, wie jemand über seine Feinde urtheilt und wie er ihnen begegnet. Hat er Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung genug, um jede gute Eigenschaft, jedes Verdienst seines Feindes oder Gegners, in ihrem ganzen Werth, aufrichtig und unpartheyisch anzuerkennen; selbst gegen die unbillige Verkleinerung anderer zu vertheidigen; selbst wo andere sie nicht bemerken würden,

aus

aus dem Dunkel hervorzuziehen? Oder ist er dergestalt ein Sklave seiner Leidenschaft, daß er jedes Verdienst, jede gute Eigenschaft desselben arglistig zu verdunkeln, zweifelhaft zu machen, zu verkleinern sucht, daß jedes Lob, so diesem wiederfährt, ihn aus seiner Fassung bringt? Ist er etwa so gar fähig, bis zur lügenhaften Verläumdung, oder bis zur niederträchtigen Erbettlung und Erkaufung fremder Hülfe fortzugehen? Oder ist sein Character in der Mitte zwischen jener Erhabenheit und dieser äußersten Niederträchtigkeit; oder welcher am nächsten? Läßt sich sein Widerwille am stärksten aus, da, wo der Gegner es nicht hört, und wo er glaubt, daß er es nicht wieder erfahre; und verstummt er vor ihm wie ein Missethäter, und verbirgt sich, wie ein Muthloser? Oder tritt er ihm wie ein Mann, mit dem ruhigen Muthe, den ein gutes Gewissen giebt, unter die Augen; und sagt ihm da nicht mehr und nicht weniger, als zur Sache gehöret, mit Vernunft? Oder läßt er sich alsdenn die Leidenschaft hinreißen, Zweck und Mittel nicht mehr zu vergleichen, Uebel ärger zu machen?

Ist ihm aller Haß und Zwietracht aus, Schwäche so unerträglich, daß er jedem Widersacher bald die Hand entgegen hält, auch dem, der kein Zeichen der Sinnesänderung giebt; und selbst mit Gefahr, wahre und wichtige Güter zu verlieren, oder andern verloren gehn zu lassen?

Oder ist er in dem Grade unversöhnlich, daß er denjenigen, den er einmal gehaßt hat, nie wieder mit ganzer Seele lieben; wenigstens gewisse Beleidigung nie verschmerzen, nie ganz verzeihen kann? Oder wie nahe

ist er dem Ideal der Vernunft, harte, die Liebe einschränkende, dem Andern wehe thuende Mittel nie, und keinen Augenblick länger, zu gebrauchen, als wann und so lange es überwiegend gute Zwecke nothwendig erfordern? Hat seine Versöhnlichkeit überall das Gepräge der Vernunft, Ueberlegung, Bedachtsamkeit in ihren Graden, und der Art ihrer Aeußerungen, oder ist sie nur leichtsinniges Vergessen?

Welche Beleidigungen verzeiht er am leichtesten, und welche empfindet er am stärksten? Diejenigen, die seinen äußern Zustand, Gut und Habe betreffen; oder solche, die auf seine Person sich beziehen? Die nur ihn, für seine Person, oder die auch andere, deren Beschützer und Vertreter er seyn soll, die seinen öffentlichen Character betreffen? Sind ihm, vermöge unzweifelhaft aufrichtiger Aeußerungen, feindselige Urtheile, die seinen Verstand und andere physische Vollkommenheiten, oder solche, die seinen moralischen Character angreifen, empfindlicher? Und welche von den einen oder den andern sind es am meisten?

Ist es schon genug, von ihm als Feind betrachtet zu werden; wenn man seinen ehrsüchtigen Strebungen irgend in den Weg tritt; wenn man nur scheint an demjenigen Antheil nehmen zu wollen, was er allein, wenn gleich ohne ausschließliches Recht, beherrschen will; und muß man immer einige Stufen unter ihm stehen, um nicht in die Zahl seiner Feinde zu kommen; ist es genug, seinen Widerwillen zu erregen, wenn man allgemeinen Beyfall hat? Doch einen Character, wie diese leßte Frage voraussetzt, giebt es vielleicht nicht. Es läßt sich wenigstens denken, daß, was so scheinen möch-

te,

te, doch nicht so völlig Selbstsucht wäre, sondern irgend eine Vorstellung der Wahrheit und Billigkeit zum Grunde hätte; wie bey jenem Athener, der in die Verbannung des Aristides darum einstimmte, weil es ihm nicht republicanisch gut schien, daß einer vorzugsweise der Gerechte heiße.

Endlich kann noch ein besonderer Gesichtspunct hiebey seyn das Verhalten, bey anscheinenden oder bewiesenen feindseligen Gesinnungen solcher Personen, die vorher Gegenstände freundschaftlicher oder dankbarer Liebe waren; oder in anderer Hinsicht noch itzt Gegenstände einer besondern Achtung und Ergebenheit seyn sollen. Denn wie es die Uebermacht der selbstischen Sinnlichkeit beweiset, wenn ein Mensch bey einer Beleidigung auf nichts weiter Rücksicht nimmt: so ist es ein sehr bedeutendes Zeichen eines durch Vernunft geordneten Gemüths, wenn selbst bey dem schmerzhaften Gefühle erlittenen Unrechtes die Vorstellungen Eindruck machen können, die zur Liebe und Achtung auffordern.

§. 36.

Beurtheilung der Characteren nach den äußern Ursachen derselben.

Da die Unterschiede der häuslichen Verhältnisse und ganzen Erziehung, der Staatsverfassung, Gesetze und Religion eines Volks, Stand und Glücksumstände, Klima und Lebensart auf die Bildung der Gemüther vielen Einfluß haben: so ist es überhaupt außer Zweifel, daß bey der Beurtheilung der Menschen auch auf die Beschaffenheit dieser äußern Umstände, unter denen sie sich befunden haben oder noch befinden, Rücksicht genommen

werden

werden müsse. Aber nicht nur sind der völlig aufgeklärten und genau bestimmten Lehren von den Wirkungen dieser äußern Ursachen der Gemüthsverschiedenheiten noch nicht sehr viele vorhanden (Th. II.); sondern die Anwendung wird immer dadurch erschwert, daß theils diese äußern Ursachen unter einander schon, theils jede derselben durch besondere innere Dispositionen sehr eingeschränkt und in ihren Wirkungen aufgehalten werden können. Dennoch kann auf eine dreyfache Weise von diesem Erkenntnißgrunde vorsichtiger Gebrauch gemacht werden.

1) Wenn sich alle oder doch viele von diesen äußern Ursachen in einer solchen Art beysammen finden, daß ihre natürlichen Wirkungen mit einander übereinstimmen. Also z. B. wenn ein Mensch unter häuslichem und politischem Despotismus erzogen worden ist, und im Glauben an absolutes Schicksal eines nach seiner Machtvollkommenheit willkührlich gebietenden Gottes; wenn Niedrigkeit des Standes und Dürftigkeit in beständiger Abhängigkeit vom Willen anderer ihn erhalten haben; wenn er insbesondere noch in den Jahren, wo seine Kräfte hervorkeimen und sich nähren sollten, durch eine sklavische Erziehung nach allgemeinen Vorschriften oder nach blinder Willkühr niedergedrückt worden ist; auch ohne einstimmige Einflüsse des Klima noch hinzuzunehmen; wer sollte da nicht auf Furchtsamkeit, Verstellung und Niederträchtigkeit im Character zu schließen sich berechtiget glauben?

2) Wenn man die absolute und relative Stärke kennt, womit diese Ursachen in einem vorliegenden Falle wirkten: so kann man mit noch mehr Zuverlässigkeit und

Bestimmt-

Bestimmtheit ihre Einflüsse auf den Character ermessen. Wenn man z. B. weiß, wie lange und mit welcher Sorgfalt ein Mensch einer gewissen Erziehung unterworfen war, oder unter wie harten Schicksalen er sich die meiste Zeit seines Lebens befunden hat: so kennt man das Absolute dieser beyden Ursachen. Und wenn daneben bekannt ist, daß er von einem weichen, bildsamen Temperamente ist, welches den Einwirkungen nur geringen Widerstand entgegen setzet; wenn auch unter den übrigen äußern Umständen nichts ist, welches jenen Ursachen das Gleichgewicht hätte halten können: so berechtiget diese Kenntniß der absoluten und relativen Stärke jener Ursachen zur Vermuthung eines ihnen entsprechenden Characters.

3) Gleichwie hiebey noch immer keine moralische Gewißheit ist, die aller weitern Untersuchung überheben könnte: also können Vermuthungen, die der Beobachtung zur Anleitung und Richtschnur dienen, auch schon bey minder erheblichen Angaben entstehen. Vermuthet darf das Natürliche immer werden, wenn gleich, wegen der dabey möglichen Ausnahmen, bey wichtigen Absichten der entscheidende Ausspruch noch von genauerer Untersuchung abhängig bleiben muß. Man wird sich oft irren, aber im Ganzen doch weniger, als beym Gegentheil; wenn man bey Menschen die Charactere ihres Standes, ihrer Schicksale, ihrer Staasverfassung, ihrer Erziehungsart u. s. w. voraus setzt, so lange keine besonderen Gründe fürs Gegentheil vorhanden sind. Und man wird durch fortgesetzte Untersuchung mittelst unpartheyischer Beobachtungen ihres manchfaltigen Verhaltens dem Ziele geschwinder nahe kommen, wenn man von jenen Voraussetzungen aus, als wenn man anders zu Werke geht.

Wenigstens wird man, wenn sich im Verhalten eines Menschen Spuren eines Characters zeigen, der z. B. seinen Schicksalen gemäß ist, solchen um so mehr vermuthen dürfen; demjenigen, der uns schon Proben seiner Verstellungskunst gegeben hat, um so weniger auf sein Aeußeres trauen, wenn man weiß, daß er lange am Hofe oder in Diensten eines despotischen Ministers gelebt hat.

Doch muß man sich hiebey auch hüten, nicht gleich vom Aeußern und Mechanischen der Sitten auf Herz und Denkart zu schließen. Es kann einer vom Aeußern einer vorhergehenden Lebensart vieles an sich haben, der nie den innern Character derselben hatte, oder wenig mehr davon in sich übrig hat.

§. 37.

Beurtheilung nach dem Aeußern der Personen und Handlungen.

Die Anmerkung über den vorhergehenden Erkenntnißgrund dürfte auch wohl das Resultat dieser neuen Untersuchung seyn; daß, wenn das Aeußere der Person und der Handlungen nicht für sich allein hinreicht, über den Character zu entscheiden, es wenigstens gegründete Vermuthungen und nützliche Anleitung zur mehreren Kenntniß gebe.

Vom Aeußern der Person, d. h. von den Gesichtszügen nicht nur, sondern der ganzen Bildung des Körpers auf das Gemüth eines Menschen zu schließen, rechtfertiget im allgemeinen Betracht der unzweifelhafte Einfluß des Leibes und der Seele auf eine zwiefache

Weise.

Weise. Das Temperament nemlich, oder die ganze körperliche Constitution ist eine von den vornehmsten ursprünglichen Anlagen des Characters. Und die vornehmsten Verschiedenheiten des Temperaments oder dieser Constitution geben sich durch äußere Merkmale wenigstens zum Theil zu erkennen. Der Phlegmatiker und Choleriker, der Sanguinische und Hypochondrische sind nicht schwer zu unterscheiden.

Hinwiederum beweiset die Seele eine so große Gewalt über den Körper, daß nicht nur die Kennzeichen der heftigen Gemüthsbewegungen im Aeußern des Körpers einem jeden bald bemerklich werden, sondern sich auch nicht zweifeln lässet, daß nach dem gewöhnlichen Zustand der Seele vieles im Körper, auch bis zu seinen äußersten Theilen, allmählig so oder anders sich bestimmen und ausbilden müsse.

Zu diesem an sich unstreitigen psychologischen Grunde der Physiognomik hat man auch noch den metaphysischen hinzugesetzt, daß, wie in der ganzen Welt, so insbesondere in dem Theil derselben, der für uns wenigstens der wichtigste ist, und den man auch oft die kleine Welt (microcosmus) genannt hat, dem Menschen, alles so mit einander zusammenhänge und übereinstimme, daß aus jedem, auch noch so kleinen Theile das übrige Ganze völlig erkennbar sey; daß wie jede einzelne Kraft und Substanz ein Spiegel der ganzen Natur, in welchem der ganze gegenwärtige, vergangene und künftige Zustand der Welt abgebildet werde, also aus jeder Faser eines menschlichen Körpers der ganze physische, intellectuale und moralische Zustand desselben Menschen erkennbar seyn müsse.

Unter

Unter dieser metaphysischen Voraussetzung konnte auch die Aehnlichkeit mit der Form und dem physiognomischen Ausdruck besonderer Thierarten, die unleugbar bey einem Menschen gröſser ist als beym andern, um so eher ein Erkenntniſsgrund der Neigungen zu seyn scheinen.

Allein bey allen diesen Gründen der Physiognomik ist es noch immer viel leichter einzusehen, warum die Kenntnisse dieser Art noch so weit vom Ideal eines wissenschaftlichen Systems abstehen, als sichere Wege anzuzeigen, um sie dahin zu bringen.

Die körperliche Constitution ist eine der vornehmsten Ursachen der ursprünglichen Anlagen des Characters. Aber bey Seite gesetzt — was den Gebrauch jedes einzelnen Erkenntniſsgrundes der Gemüthsverschiedenheiten aufhält — daß diese Anlagen durch andere Ursachen überwältiget werden können, daß Vernunft und Erziehung andere Gesinnungen in einem Menschen können hervorgebracht haben, als die aus dem sich selbst überlassenen Temperament entstanden seyn würden: wie unvollständig und schwer in der Anwendung ist nicht noch die Lehre von den Temperamenten, und aus Gründen, vermöge welcher diesen beyden Unvollkommenheiten so leicht nicht abzuhelfen ist? Man nehme, welche Lehre von den Temperamenten man will, die allerausführlichste; welche Armuth von Begriffen gegen die Menge verschiedener Verhältnisse in dem Mannichfaltigen der menschlichen Organisation, welche, ohne die allgemeine Form derselben aufzuheben, möglich und wirklich ist? Und wenn, wie die Geschichte der Krankheiten auſser allen Zweifel setzt, eine kaum auf-

zufin-

zu findende, wenigstens die Hauptverschiedenheiten, nach welchen die Begriffe von den Temperamenten bestimmt werden, nicht so fort abändernde, Unordnung im Innern des Körpers die allergrößesten Veränderungen im Gemüthe, bis zur gänzlichen Zerrüttung des Verstandes bewirken kann: so dürfen die vielen Verschiedenheiten, die bey der Natur des menschlichen Körpers möglich und in allen gewöhnlichen Eintheilungen nicht mit enthalten sind, nicht für so unbedeutend angesehen werden, daß das System der physiognomischen Kenntnisse von diesen übrigen Verschiedenheiten des Körpers nicht scheinen müßte abhängig zu seyn.

Die Unvollständigkeit unserer Eintheilungen in Vergleichung mit dem Reichthum der Manchfaltigkeiten der Natur ist zwar eine Unvollkommenheit, die nicht bloß der Temperamentslehre eigen ist, sondern unsere Naturkenntniß überall begleitet. Aber sie ist hier um so bedeutender, da kleine Verschiedenheiten im Selbstgefühl und einer aus so fein verbundenen und so reizbaren Theilen bestehenden Maschine, als der menschliche Körper ist, ihre Folgen so weit verbreiten können.

Aber nicht nur diese Unvollständigkeit der Temperamentslehre schränkt ihren Gebrauch in der Physiognomik ein; sondern auch die Beschaffenheit der Erkenntniß von den Zeichen der verschiedenen Temperamente, in Verbindung mit der Lehre von den psychologischen Folgen derselben.

Es wird nemlich bey den verschiedenen Systemen der Temperamentslehre der Umstand bald bemerklich, daß, je mehr die allgemeinen Eintheilungsbegriffe auf

einem Grunde beruhen und einen Inhalt haben, aus welchen mit Sicherheit psychologische Folgen abgeleitet werden können, desto schwerer es auch sey, äußere, in keinem Zirkel herumführende Kennzeichen derselben anzugeben. Im Gegentheil, wo diese keine Schwierigkeiten verursachen, sind die psychologischen Folgerungen desto mehrern Zweifeln unterworfen.

Wenn man, nach der ältesten Lehrart, die Begriffe von den Temperamenten nach den Bestandtheilen des Geblütes sich bestimmt: so ist es nicht schwer, in die Sinne fallende Merkmale dieser Verschiedenheiten anzugeben. Aber das Geblüt ist ein sehr entfernter und eingeschränkter Grund der Verstandeskräfte und Gemüthsbeschaffenheiten. Die Hallerische Eintheilung nach den Graden der Stärke, Reizbarkeit und Empfindlichkeit führet schon leichter zu psychologischen Folgerungen; hat aber auch schon mehr Schwierigkeit bey der Frage nach den unmittelbaren physischen Kennzeichen der verschiedenen Grade von Stärke, Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Die Plattnerische Vorstellungsart *) fängt mit Begriffen an, die wenigstens schon zur Hälfte psychologisch sind, mit den Begriffen von einem zwiefachen Seelenorgan für die thierischen und die höhern menschlichen Verrichtungen und Zustände der Seele; und ist also freylich die fruchtbarste an psychologischen Folgerungen. Aber die beyden Seelenorgane, auf deren absolute und relative Stärke die Grundbegriffe hier beruhen, fallen selbst nicht in die Sinne, sondern ihr Daseyn und ihre Eigenschaften werden nur ge-

*) Philosoph. Aphorismen Th. II. §. 582. ff.

geschlossen; und wie dieses auf eine sichere und hinreichende Weise geschehen könne, ohne schon eine solche Kenntniß des Gemüths, wie mittelst der Temperaments-Kenntniß begründet werden soll, vorauszusetzen, bin ich nicht im Stande einzusehen.

Bey der Beleuchtung des zweyten Grundes der Erkenntniß der Gemüther aus dem Aeußern des Körpers giebt sich Unvollständigkeit und Ungewißheit ebenfalls bald zu erkennen. Daß Zorn, Freude, Traurigkeit und andere Affecten sich im Aeußern bemerklich machen, wenn sie im Gemüthe vorhanden sind, führt nicht einmal sicher auf die Folge, daß jedweder Mensch zu einem Affecte, z. B. dem Zorn, in dem Grade geneigt seyn müsse, wie seine gewöhnliche Physiognomie der Physiognomie dieses Affectes ähnlich ist. Denn so lange wir nicht wissen, wie stark die äußere Ursache des Affectes war, dessen nachgebliebene Spuren wir noch wahrnehmen, können wir auch nicht wissen, wie viele Neigung oder innere Disposition dazu der Mensch habe. Und wer steht uns dafür, daß nicht auch Krankheiten oder andere körperliche Ursachen ähnliche Veränderungen in der Physiognomie, wie die Affecten, hervorbringen können, ähnlich genug, um wenigstens vom menschlichen Auge nicht immer unterschieden werden zu können?

Auch können bey gleich viel absoluter Fähigkeit zu einem Affecte Characteren noch in dem größesten Gegensatze zu einander stehen; in Betracht der Gegenstände des Affectes. Denn was einem Menschen Furcht oder Traurigkeit oder Zorn verursachte, kann wichtigere Unterschiede seines Characters bezeichnen, als der Grad dieser Gemüthsbewegungen, dem er ausgesetzt war.

Können endlich nicht auch Spuren ehemaliger Leidenschaften in der Physiognomie zurückgeblieben seyn; obwohl diese Leidenschaften nicht mehr im Gemüthe herrschen? Wann die Vernunft die meiste Gewalt über die sinnlichen Reize erlangt. ist die Physiognomie nicht immer noch so bildsam, daß alte Eindrücke vertilgt werden, und äußere Merkmale der itzigen sanftern Gemüthsbewegungen an ihre Stelle treten können, bemerklich für das menschliche Auge?

Auch die Thätigkeiten der Verstandeskräfte drücken sich zum Theil auf eine so deutliche Weise im Aeußern aus; daß jedermann den Zustand des angestrengten Nachdenkens, der Aufmerksamkeit auf einen äußern Gegenstand, des Zweifels und der Unentschlossenheit, oder der Flatterhaftigkeit und Gedankenlosigkeit bald unterscheiden lernet. Aber wenn man allgemeine Grundsätze festsetzen will zur Physiognomik des Verstandes: so entsteht gleich die Bedenklichkeit, ob nicht der Mangel eines starken und bestimmten Ausdrucks der Verstandesverrichtungen eben so wohl herrühren könne von der Leichtigkeit, womit die Denkkraft eines Menschen wirkt als von Trägheit und Schwäche des Verstandes? Denn daß manche Menschen bey der mühsamsten Anstrengung nicht so viel zusammen denken und einsehen, als andern ohne alle Mühe sich zu erkennen giebt, ist außer Zweifel. Die Zeichen des Nachdenkens auf der gerunzelten Stirn oder in dem gespannten Auge beweisen also noch nicht die Güte des Kopfes, oder den Umfang und Gehalt des Denkens.

Könnte nicht ferner auch der Unterschied der Physiognomien, bey gleicher innerer Kraft und Stärke der Empfindung, vom ungleichen Grade der Beweglich-

keit

keit und Bildsamkeit der äußern Theile herkommen? Oder giebt es hinreichende physiologische Gründe zur Behauptung, daß jene Gleichheit im Innern mit einer solchen Verschiedenheit der äußern Organisation nicht bestehen könne, daß Gedanke und Empfindung bey einem Menschen ungleich mehr als beym andern im Innern sich verbergen? Sollte nicht, was bey einigen Menschen die Kunst nach und nach zu Stande bringt, bey andern ursprüngliche Naturanlage seyn können?

Daß große und manchfaltige physiognomische Verschiedenheiten bey Künstlern und Gelehrten vom ersten Range Statt finden, ist bekannt. Eben so auch, daß mancherley Ursachen das Gedächtniß schwächen und das ganze Vorstellungsvermögen zerrütten können, ohne daß Nase, Augen und Ohren dabey umgeformt werden.

Was aber jene metaphysischen Gründe der Physiognomik anbelangt, die in der vollkommensten Uebereinstimmung aller Dinge in der Welt enthalten seyn sollen: so führen auch diese schwerlich zum Ziel. Denn wenn auch als in der Metaphysik erweislich vorausgesetzt würde, daß alle Theile des Universums in einer solchen vollkommenen Uebereinstimmung mit einander stehen: so wäre doch mit der aus dieser Uebereinstimmung folgbaren objectiven Erkennbarkeit des einen aus dem andern noch nicht gezeigt, wie wir zu einer wirklichen solchen Erkenntniß gelangen können. Mag für Gott jeder Wassertropfe, und jedes einfache Element der Natur, vermöge jenes allergenausten Zusammenhangs, ein Spiegel des ganzen Weltgebäudes seyn; oder mögen Wesen höherer Art aus jeder Faser des menschlichen Körpers den ganzen Gemüthszustand eines Menschen zu erkennen im

Stande seyn, daraus folgt immer noch nichts für die menschliche Erkenntniß. Da unterdessen die innere Möglichkeit das erstere ist, was vorausgesetzt werden muß, wenn Hoffnung zu irgend einer Erkenntniß Statt finden soll; so sieht man wohl ein, was die Physiognomiker bewegen konnte, an jene Behauptungen der Metaphysik die ihrige anzuschließen. Da diese Art von Erkenntniß den Menschen doch nicht ganz abgesprochen werden kann: so läßt sich von der weitern Aufklärung ihrer Gründe um so viel mehr erwarten; je reichhaltiger und gewisser diese Gründe an sich sind.

Aber wenn auch mit Gründen a priori die Physiognomik nicht weit kommen kann; läßt sie sich nicht durch Erfahrungsbeweise hinreichend begründen und ausführen? Wie vieles gründet sich nicht in andern höchstwichtigen Wissenschaften bloß auf Erfahrung? Woher anders als aus der Erfahrung nimmt die Physik ihre Beweise für die Lehren von den Kräften der Körper, von den Eigenschaften des Feuers, der Luft, des Wassers, und von den Verhältnissen dieser Kräfte zu einander? Könnte also nicht auch die Physiognomik durch viele mit einander übereinstimmende, gehörig verglichene und geordnete Beobachtungen zu einer Erfahrungs-Wissenschaft werden?

Es kömmt darauf an, ob sie den Bedingungen einer empyrisch-wissenschaftlichen Erkenntniß eben so Genüge leisten kann, wie die Physik; den Bedingungen, die bey der Festsetzung eines Naturgesetzes, oder eines allgemeinen Grundsatzes von wissenschaftlicher Gültigkeit mittelst der Erfahrung, allemal erfordert werden. Wo insbesondere eine Verbindung der Dinge, vermöge welcher

eines

eines vom andern abhängig und eines durch das andere erkennbar seyn soll, zu erweisen ist, blos durch Erfahrung, ohne daß aus allgemeinern Erkenntnißgründen diese Verbindung schon folgt; da ist zweyerley nöthig. Erstlich muß bey jeder Erfahrung, die zum Beweise einer sochen Verbindung, Abhängigkeit und Erkennbarkeit, etwas beytragen soll, vollkommen gewiß seyn, daß die Dinge wirklich so beysammen waren, wie man annimmt. Und dann sind nicht etliche wenige darinnen mit einander übereinstimmende Erfahrungen schon hinreichend, die Behauptung eines solchen Verhältnisses auch nur zur wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit zu erheben, zumal wenn entgegenstehende Erfahrungen auch vorhanden sind: sondern es sind viele solche Erfahrungen nöthig; nach der Menge derselben ist der Grad der Wahrscheinlichkeit des darauf gegründeten Satzes zu bestimmen; mehr als Wahrscheinlichkeit, eigentliche, höchste Gewißheit ist auf diesem Wege gar nicht zu erlangen.

Aber beyde Bedingungen eines zureichenden Beweises empyrisch-wissenschaftlicher Sätze verursachen in der Seelenlehre, und also auch in der Physiognomik größere Schwierigkeiten, als in der Körperlehre. Denn weder in Absicht auf beliebige Vervielfältigung und Abänderung der Erfahrungen, noch in Absicht auf Deutlichkeit und Genauigkeit der Beobachtung hat der Seelenforscher die Gegenstände so in seiner Gewalt, wie der Physiker. Körper auf das manchfältigste in Wirksamkeit gegen einander zu setzen, sie einzeln in ihre Bestandtheile aufzulösen, und wieder daraus zusammen zu setzen, ist uns erlaubt, und manchfaltig möglich. Auch macht diese Möglichkeit einer völligen und genauen Absonderung des

Einen von dem Andern die Genauigkeit und Deutlichkeit der Beobachtung um vieles leichter. Noch können die Sinne hiebey durch künstliche Werkzeuge verstärket, es kann gemessen, abgewogen werden. Wie vieles von allem dem fehlt nicht dem Seelenforscher bey seinen Beobachtungen über Verstand und Willen! Vollends, wenn es Verstand und Wille anderer ist; wo er den Gegenstand seiner Untersuchung gar nicht in der Anschauung hat, also eigentlich nicht durch Beobachtung, sondern nur durch Schlüsse Vorstellungen von ihm sich begründen kann.

Wenn es durch eine Menge einstimmiger Erfahrungen bewiesen seyn soll, daß gewisse Augen, Haare oder andere körperliche Verschiedenheiten Kennzeichen von gewissen innern Eigenschaften des Verstandes und Willens sind: so muß es gewiß seyn, daß in allen jenen Erfahrungen diese innere Eigenschaften, so wie die äußern, wirklich da waren. Aber wie viel erfordert nicht diese Gewißheit! Wie leicht irrt man sich nicht bey der Beurtheilung des Verstandes und Characters? Hat nicht vielleicht der Beobachter in manchem dieser Fälle nach der schon angenommenen Voraussetzung und zu Gunsten derselben geschlossen?

Und wenn auch Jemand durch seine Erfahrungen physiognomische Sätze sich hinreichend begründet hätte: so würde es doch schwer seyn, die gleiche Ueberzeugung in andern zu bewirken. Denn er kann hier nicht so, wie der Physiker, auf Beobachtungen und Versuche hinweisen, die jeder haben kann, wenn er will, und wo jeder aufmerksame Beobachter dasselbe wahrnehmen muß.

Um einen Theil dieser Schwierigkeiten zu heben, hat man berühmte Männer gewählt, deren Aeußeres und Inneres als gemein und zuverläßig bekannt vorausgesetzt werden konnte. Aber wenn der Skeptiker hier auch gegen die Treue und Vollständigkeit der Zeichnung des Aeußern nichts zu erinnern fände: wie leicht kann nicht Zweifel gegen die Richtigkeit des Urtheils über das Innere eines solchen physiognomischen Beleges entstehen! Wie abweichend sind nicht die Urtheile über berühmte Männer; wie lange währt es nicht insgemein, bis das gemeingültige Urtheil zu Stande kömmt! Und wie manchmal schon ist dieses nach Jahrhunderten von einem mehr umfassenden und schärfer eindringenden Geschichtsforscher noch über den Haufen geworfen, oder um vieles verändert worden!

Endlich gehört zur vollständigen Uebersicht der Schwierigkeiten, mit denen die Physiognomik zu kämpfen hat, auch noch die Bemerkung der unzählbaren Menge von Verschiedenheiten, die hiebey vorkommen, und in einem Wesen, wie der Mensch, wo alle Theile so innigst mit einander verbunden sind, von Bedeutung seyn können. Man bleibe nur beym menschlichen Auge, oder, um noch weniger zu sagen, nur bey einem Fehler desselben, dem Schielen stehen. Physiognomische Kennzeichen hiebey sich zu denken; möchte sich leicht a priori und a posteriori Grund eröffnen. Nun aber, wie vielerley Arten des Schielens giebts nicht! Zum physiognomischen Privatglauben kann hierüber vieles eingesammlet seyn; aber für die Wissenschaft noch wenig dadurch gewonnen.

Alle bisher angeregten Bedenklichkeiten hatten nicht die Absicht, die Physiognomik für etwas schlechter-

dings unmögliches zu erklären, und die Bemühungen berühmter Männer, die bisher Fleiß darauf verwendeten, herabzusetzen. Ich trete vielmehr dem Urtheil gern bey, daß der Glaube an diese äußern Zeichen des Innern dergestalten in der menschlichen Natur gegründet sey, daß jedermann, auch wenn er es selbst nicht weiß, in seinem Verhalten dadurch bestimmt wird. Und wie ich diese Untersuchungen mit der Erklärung angefangen habe, daß wenn diese Gründe zur Beurtheilung der Gemüther auch nicht für sich allein entscheiden, sie doch wahrscheinliche Vermuthungen und Anleitung zur genauern Beleuchtung geben: so trage ich auch kein Bedenken, hier noch das Bekenntniß hinzuzusetzen, daß ich in meinem Leben nicht so oft Ursache gefunden habe, den Glauben an Physiognomien, als die Abweichung vom ersten dadurch in mir erzeugten Urtheile mich gereuen zu lassen.

Aber eben deswegen, weil der Glaube an Physiognomie so natürlich und allem Anschein nach bey den meisten Menschen eher zu groß als zu geringe ist, hat man Ursache, die Mangelhaftigkeit seiner Gründe recht bemerklich zu machen, um wenigstens für wichtige Fälle, dergleichen insonderheit alle diejenigen sind, wo man jemand auf seine Physiognomie verurtheilen will, Vorsicht zu erzeugen.

Wenn die Mängel und Schwierigkeiten einer Sache gründlich eingesehen sind, können erst die rechten Anstalten zu ihrer Vervollkommnung gemacht werden. Vielleicht würde der Physiognomik, da sie im Ganzen der Schwierigkeiten so viele hat, auch dieß schon zum Vortheil gereichen, wenn sich die Beobachter in die Sache theilten, und jeder nur eins oder einige der phy-

sio-

physiognomischen Zeichen zur möglichsten Bestimmtheit und Zuverläßigkeit zu bringen suchte; wenn sie anders einzeln, das Auge allein, so die Nase, die Stirn, der Mund, jedes für sich, eine genug bestimmte Bedeutung haben.

Die vorzüglichste Beachtung verdient ohne Zweifel dasjenige, wobey Schlüsse aus allgemeinen Gründen und besondern Erfahrungen einander am besten unterstützen können; wie dieß beym Auge der Fall ist, dem Werkzeuge, welches mit den Geistesverrichtungen in so naher Verbindung stehet, und dabey so mannichfaltig veränderlich und so bemerklich ist.

Auch sind diejenigen Erfahrungen von besonderem Gewichte, wo das, was sich beysammen findet, am wenigsten scheinen kann, nicht durch sich, sondern nur zufällig, wegen einer andern verborgenen Ursache, vereiniget zu seyn. So würde es ein erheblicher Beweis für die physiognomische Characteristik der Gemüther seyn; wenn man viele Erfahrungen hätte, daß auf Universitäten genaue Freundschaften zwischen solchen Individuen leicht entstehen, die weder durch Vaterland, noch Religion, noch Einheit der Studien mit einander vereinigt, aber von auffallend ähnlicher Physiognomie sind.

Hingegen kann bey denjenigen Stücken des Aeußern, die nicht in so naher Verbindung mit den wesentlichen Trieben und Angelegenheiten des Geistes stehen, oder wenigstens von äußerlichen Ursachen zugleich eben so abhängig sind, es so leicht nicht seyn, das Bedeutende vom Unbedeutenden zu unterscheiden. Al-

so bey der Schrift, der Kleidung, dem Gang, der Stimme eines Menschen. Wiewohl es sehr gegen die Natur der Sache und gegen die Erfahrung anstoßen würde, wenn man behaupten wollte, daß hierinnen überall nichts Bedeutendes seyn könne. Wer wird nicht die Stimme und den Accent des Stolzen, Gebieterischen vom Accent und Ton*) des Bescheidenen und Schüchternen eben so leicht unterscheiden lernen, als den Blick des einen und des andern? Und so kann man sich auch beym Gang, der Handschrift, Kleidung und andern Stücken des Aeußern mancherley denken, was mehr mit diesen als jenen Gemüthseigenschaften übereinstimmt, natürlicher bey den einen als bey den andern vorausgesetzt werden kann. Wenn man aber bedenkt, wie viel bey dergleichen Dingen auf die erste Anweisung, das Beyspiel, Eigenheiten der äußern Organisation und andere Ursachen ankömmt, die mit den wesentlichen Bestimmungen des Characters in keiner genauen Verbindung stehen; wenn man bedenkt, wie eben die Aufmerksamkeit auf das Wichtigere macht, daß viele Menschen auf das Aeußere ihrer Person und ihrer Handlun-

---

*) Vom Ganzen der Sprache ist hier nicht die Rede. Denn daß die Sprache in diesem Sinn den Character verrathe, versteht sich von selbst. Und so wohl die Erfahrung als die Natur der Sache kann das Bedeutende mancher Zufälligkeiten der Sprache bald bemerklich machen. Wenn Jemand die unwichtigsten Dinge immer mit einem, Ich pflege wohl zu sagen, oder ich sage immer, oder sage ich, verbindet; wie kann man umhin, auf flaches Selbstgefallen oder die gedankenloseste

Nach-

lungen wenig achten, und zufälligen Bestimmungsgründen sich dabey überlassen: so wird man bey der Beurtheilung der Charactere diese Dinge zwar nicht ganz außer Acht lassen, aber doch nur mit Vorsicht und Mißtrauen Gebrauch davon machen.

Viele Gründe dieser Art zusammen können auch mehr beweisen, als einzelne derselben Und gleichwie die Affecten durch das Ganze der Physiognomie sich auch denjenigen leicht zu erkennen geben, die nicht im Stande sind, die einzelnen Merkmale derselben deutlich zu unterscheiden und anzuzeigen: so ist auch begreiflich, daß Menschen von scharfem Blick durch vielfältige Erfahrungen, gutes Gedächtniß, und regelmäßige Ideenassociation in ihrer empyrischen Physiognomik es noch viel weiter bringen können; daß sie die vornehmsten Gemüthsverschiedenheiten aus dem ganzen Eindruck, den das Aeußere auf sie macht, mit vieler Richtigkeit beurtheilen, wenn sie gleich nicht vermögend sind, ihr Urtheil durch allgemeine Grundsätze zu rechtfertigen.

§. 38.

Beurtheilung der Gemüther nach dem Zusammenhange der Neigungen.

Eine Characteristik, die am leichtesten wissenschaftliche Form annehmen kann, ist diejenige, die sich auf den

---

Nachahmung zu schließen? Und wer bey Anführung dessen, was andere ihm gesagt oder geschrieben haben, die Titel seines Standes, die sie ihm gaben — oder auch nicht gaben — sorgfältig beybringt, ist schwer vom Verdacht der Eitelkeit frey zu sprechen.

den innern Zusammenhang der Neigungen gründet *). Alle Neigungen stehen, mehr oder weniger, in einem einstimmigen oder widrigen Verhältnisse mit einander. Insbesondere aber sind einige so genau mit einander verwandt, daß bey den einen die andern immer vermuthet werden dürfen; indem sie nemlich aus einander, oder mit einander aus gemeinschaftlichen Gründen entstehen. So ist Stolz gemeiner Art natürlich verbunden mit Begierde zu herrschen; so wohl darum, weil die Vorstellungen, die den Stolz erzeugen, auch machen, daß der Stolze sich der Herrschaft vor andern würdig hält; als auch weil die Herrschaft über andere Ansehn und dem Stolze also neue Nahrung giebt. Vermöge des Triebes zu herrschen und über andere hervorzuragen, erzeugt der Stolz dann auch leicht die Neigung, diejenigen zu verdrängen, die diese Absicht verhindern zu wollen oder auch nur zu können scheinen; sie zu verkleinern, also ihre Fehler mit geschärftem Blicke aufzusuchen, solche zu vergrößern; ihrem Guten gar nicht oder nur mit verkleinernden Einschränkungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; also auch die Neigung, nachtheilige Gerüchte von ihnen mit Wohlgefallen aufzunehmen und zu verbreiten. Ferner die Neigung, Beweise von Ehrfurcht und anerkannter Abhängigkeit den Beweisen von Liebe vorzuziehen; insbesondere für Wohlthaten und Gefälligkeiten jene vielmehr noch als diese zu erwarten, zu fordern, und denenjenigen, die sich nicht dazu verstehen wollen, alles, oft die kleinsten Gefälligkeiten und Wohlthaten zu erschweren. Auch die Neigung, Gegner

*) Man sehe hiebey Plattners philos. Aphorismen Th. II. H. IV. Abth. I.

ner lieber durch Aufdeckung ihrer Fehler zu kränken und zu demüthigen, als durch stärkere Beweise seines eigenen Werthes an sich zu ziehen. Endlich macht der Stolz abgeneigt, sich zu rechtfertigen oder Fehler einzusehen; denn der Zweifel an seiner Vollkommenheit beleidiget schon den Stolzen. Und doch erlaubt und verzeiht er sich manches, was er bey bescheidener Selbstachtung sich nicht gestatten würde; im Vertrauen auf seine Vollkommenheiten und Verdienste, in Vergleichung mit welchen seine Fehler ihm unendlich klein und überflüßig ersetzt scheinen *).

Eben so läßt sich die Verwandschaft der Wollust, des Geldgeizes, und der übrigen Hauptleidenschaften mit andern Trieben der Sinnlichkeit aus der Natur und den Gründen derselben entdecken und zur Characteristik der Gemüther anwenden.

Aber der Gebrauch der auf diese Weise entstehenden Grundsätze in einzelnen Fällen hat doch immer auch seine Schwierigkeiten. Denn die Leidenschaften jedweder Art sind in ihren Gründen und Bestimmungen bey dem einen Menschen oft um vieles anders als bey andern. Der Stolz des einen und des andern Menschen, wie sehr können sie nicht von einander verschieden seyn? Ohne in das ganz Individuelle einzugehen, bey noch sehr allgemeinen Begriffen, lassen sich bekanntlich schon viele

Ar-

*) Eine treffliche Vergleichung des Stolzen und des Eitlen, so wie mehrere lehrreiche Beyträge zur Characteristik der Gemüther kann man finden in *Smith's* Theory of moral sentiments ed. VI. vol. II. Part. IV. Sect. III.

Arten von Stolz und der damit verwandten Gemüthsbestimmungen unterscheiden. Und wenn auch diese allgemeinen Begriffe alle ins System gebracht wären: so würde doch in der Mischung und Bestimmtheit der einzelnen Charactere immer noch vieles den Graden, und der Art nach von einander abweichen können.

Man kann den Ausspruch: daß der Geiz die Wurzel alles Uebels sey, rechtfertigen durch eine genealogische Deduction aller Niederträchtigkeiten und Thorheiten aus dem Begriff vom Geizigen, daß Geld sein höchstes Gut sey. Aber wie viele von den Menschen, die uns geizig scheinen und es wirklich sind, betrachten darum das Geld anhaltend als ihr einziges und höchstes Gut? Eben so ist der Wollüstling doch nie durch den Trieb zur Wollust so ganz allein beseelt, daß nicht abwechselnd die andern Triebe der menschlichen Natur Einfluß auf ihn hätten, und wenigstens unter gewissen innern und äußern Umständen ihn überwiegend bestimmen könnten.

Es giebt in der menschlichen Natur gar sonderbare Zusammensetzungen. Trägheit und Stolz, oder Stolz und Bescheidenheit scheinen die widersprechendsten Gemüthseigenschaften zu seyn. Und doch finden sie sich bisweilen in sehr merklichen Graden beysammen, und bilden bisweilen die paradoxesten Charactere. Auch ist es begreiflich, wie dieß so seyn könne. Bey den mancherley innern und äußern Ursachen der Gemüthsbeschaffenheiten, die zum Theil ganz unabhängig von einander wirken, können in einem und demselben Menschen die entgegengesetztesten Eigenschaften entstehen. Seine natürlichen Anlagen können ihn theils zum Kraft-

gefühl

gefühl, also zum Stolz, theils zum Gefühl von Schwäche, also zur Trägheit, oder auch abwechselnd zur Schüchternheit, bestimmen. Oder was innere Gründe nicht hervorgebracht hätten, kann Folge von äußern Ursachen seyn. Der Stand kann Vorstellungen von Würde und Erhabenheit über andere Menschen mit den natürlichen Anlagen zur Bescheidenheit sonderbar verbinden. Die Erziehung kann auch demjenigen anhaltende Thätigkeit zum Bedürfniß machen, dem sein natürliches Kraftgefühl es leicht machte, sich ruhig zu verhalten, und die Stelle der Thätigkeit andern abzutreten. Und der eingebildete hohe Werth des Wenigen, was er thut; kann den unmäßig von sich eingenommenen Stolzen bey vieler und bey weniger Kraft träge machen.

Daß Menschen geizig und verschwenderisch zugleich seyn können, ist bekannt, und eben so leicht zu begreifen, als das Vorhergehende. Und zwar läßt sich dieses in einer zwiefachen Hinsicht bemerken; indem nicht nur derselbe Mensch für die Befriedigung einer oder der andern seiner stärkern Neigungen verschwenderischen Aufwand machen, und in andern Fällen sich sehr karg und habsüchtig zeigen kann; sondern auch weil ein Geiziger, wenn er sich einmal zu einem Ehrenaufwand entschließet, bis zur Verschwendung gehen kann, aus Furcht, die Absicht, für die er es thut, zu verfehlen. Wie denn überhaupt eigene Weisheit und Uebung dazu gehört, wenn man aus seinem gewohnten Gemüthszustand heraustritt, nicht auf ein entgegengesetztes Extrem zu gerathen.

Also der Schluß von dem Zusammenhang der Neigungen in dem idealen System der Begriffe auf

die Zusammensetzung der Charactere in den wirklichen Menschen erfordert viele Vorsicht; so lange es noch an genauen Beobachtungen fehlt. Man muß wenigstens einige Hauptzüge des Characters in ihrer bestimmten Individualität vor sich haben, ehe man es wagen darf, nach den objectiven Gründen des Systems das Ganze zu zeichnen. Hauptzüge aber machen diejenigen Verschiedenheiten aus, von welchen die genauern Bestimmungen aller Neigungen am meisten abhängen. Also diejenigen, welche im ersten Kapitel des dritten Buchs dieser Untersuchungen angezeigt sind; ob Sinnlichkeit oder Vernunft in einem Menschen die Oberhand hat, und in welchem Grade; wie überwiegend einer zu angenehmen Vorstellungen oder zu unangenehmen aufgelegt ist; wie veränderlich oder wie fest; wie lebhaft in seinen Empfindungen oder wie gemäßigt; ob eine Leidenschaft die herrschende ist, und welche, oder ob mehrere einander das Gleichgewicht halten.

Unter allen diesen unterscheidenden Eigenschaften ist die erste auch im gegenwärtigen Betracht die wichtigste. Denn nur in dem Maaße, wie die Vernunft in einem Menschen herrscht, kann man aus gewissen Theilen seiner Denkart, nach dem innern (objectiven) Zusammenhang der Begriffe, auf die übrigen schließen; weil die Vernunft, nicht aber Wahn und Leidenschaft, nach objectiven Gründen verfährt. Darum ist der rechtschaffene Mann am leichtesten zu beurtheilen, er hat den einfachsten und einstimmigsten Character. Die unmoralischen Gemüther haben so viel schwankendes, doppelsinniges und mit einander streitendes, daß es nicht zu verwundern, wenn man so leicht an ihnen irre wird, in kein vernünftiges System sich recht einpassen

kann,

kann, und wenn sie oft selbst nicht wissen, wie sie mit sich daran sind.

Es hat freylich in der Natur alles seinen Grund, und hängt auf diese Weise mit einander zusammen. Nur ist dieser Zusammenhang um so schwerer unter Regeln und Begriffe zu bringen, je gröffer die Menge und Veränderlichkeit der zusammenwirkenden Gründe ist. Nun ist aber die Menge und Manchfaltigkeit der vom Körper und von äußern Gegenständen abhängigen Triebfedern der Sinnlichkeit ungleich größer, als die der Zwecke und Gesetze der Vernunft, welche nur auf die wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur und die allgemeinen Verhältnisse derselben gerichtet sind. Der Tugendhafte bedarf nicht so mancherley zu seiner Glückseligkeit, hat nicht so mancherley für sie zu befürchten; braucht also auch nicht die vielerley künstlichen Wendungen, um jenes zu erreichen, und diesem auszuweichen, wie der Lasterhafte.

Aber wenn gleich Charactere schwerer zu beurtheilen sind in dem Grade, wie die Sinnlichkeit die Vernunft einschränkt, so bleiben doch alle Hauptverschiedenheiten in den Grundzügen der Charactere Gründe zum Fortschließen auf ein mehreres. Und jeder Zug des Characters kann dazu gebraucht werden, wenn er mit vieler Bestimmtheit gegeben ist. Stolz überhaupt genommen läßt eben so wohl auf Verwegenheit und Unvorsichtigkeit, als auf Vorsicht und Bedachtsamkeit schließen. Jenes, in sofern er eine gute Meinung von sich selbst voraussetzt, woraus Selbstvertrauen und Zuversicht entspringen. Dieses, in sofern dem Stolzen daran gelegen seyn muß, nicht durch Ver-

sehen, Uebereilungen, mißlungene Unternehmungen sich verächtlich zu machen. Welches von beyden in einem gegebenen Falle mit der mehrsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen sey; hängt von genauern Bestimmungen des Hauptbegriffes ab, nach der Verschiedenheit der Subjecte, von deren Stolze die Rede ist, oder seinen schon bekannten Erscheinungen. Der **unvorsichtige Stolz** ist nicht nur um so mehr zu vermuthen, je unwissender und unerfahrner die Subjecte sind; sondern jede seiner Aeußerungen wird ihn mehr oder weniger unterscheiden, von dem auf Kenntniß seiner selbst und anderer gegründeten Stolz.

Eben so unterscheidet sich die Vorsicht des Stolzen im Blick und Gang noch leicht von der Vorsicht des furchtsam Bescheidenen. Noch leichter die Vorsicht dessen, der mit Sicherheit Böses thun will, von der Vorsicht desjenigen, der sich nur hütet Unrecht zu thun.

Viel oder wenig andere Schriften anführen, wird alsdenn erst characteristisch bey einem Schriftsteller, wenn bestimmt vorliegt, **wo, was** und **wie** er anführt. Der Mann von Genie, der Selbstdenker, wenn er Belesenheit zeiget, wird, indem er dieses thut, vom Gedächtnißgelehrten, der auf Bücherkenntniß stolz ist, eben so merklich sich unterscheiden, als wo er ohne gelehrtes Gefolge erscheint, vom eingebildeten Ignoranten oder Halbwisser.

Aber alle solche characteristische Verschiedenheiten mit Worten genau zu bezeichnen, würde für diese Untersuchungen allzuweitläuftig, und für ihren Verfasser ein zu schweres Unternehmen, seyn.

Kapitel II.

Von der Erforschung der Gemüther in Beziehung auf besondere Angelegenheiten.

§. 39.

Uebersicht der Zwecke und Mittel dieser Untersuchung.

Eine Hauptabsicht bey der Bemühung, die Gemüthseigenschaften und Denkarten der Menschen kennen zu lernen, ist diese, um darnach desto leichter in besondern Fällen ihre Gesinnungen beurtheilen zu können. Aber gleichwie diese Absicht selbst verschiedene genauere Bestimmungen annimmt: so führet sie auch auf mancherley Mittel.

Dasjenige, worauf die Absicht besonderer Entdeckungen im Gemüthe des andern gerichtet ist, kann etwas **Gegenwärtiges**, **Vergangenes** oder **künftiges** seyn. Die Frage kann sein **Wissen**, oder sein **Wollen** betreffen.

Was auch der Gegenstand solch einer Erforschung seyn mag: so giebt es nur zwey Hauptwege, zur Erkenntniß derselben zu gelangen; nemlich entweder mittelst der **Bekenntnisse** des andern, oder durch **Schlüsse**. Geschlossen kann hiebey werden entweder aus den allge-

meinen Eigenschaften der menschlichen Natur, oder aus dem sonst schon bekannten Character des andern, oder aus besondern Anzeigen, die solch ein Wissen oder Wollen verrathen. Dergleichen Anzeigen können sich entweder unmittelbar auf den andern beziehen, eigene Handlungen desselben seyn, oder mittelbar als Handlungen solcher andern; die wegen der Verhältnisse, in denen sie mit ihm stehen, in ihrem Verhalten oder in ihrem Zustande, durch ihn bestimmt zu seyn scheinen können. Sie können von uns selbst bemerkt, oder nur von andern angegeben und bezeugt seyn. Die Erkenntnisse können ebenfalls entweder unmittelbar vom andern uns zugekommen seyn, oder mittelbarer Weise, allernächst also auf Versicherungen anderer beruhen. Ferner können sie freywillig oder erzwungen, bey vollkommenem oder unvollkommenem Verstandesgebrauch, absichtlich oder unabsichtlich gegeben seyn.

Man sieht leicht, wie alles dieses in seinen allgemeinen Principien mit den logischen Lehren von Zeichen und Zeugnissen zusammenhängt, und bey weiterer Bestimmung zu der Theorie gerichtlicher Untersuchungen fortführen könnte. Aber da die Absicht hier gar nicht ist, in das Eigene anderer Wissenschaften einzugehen: so wird die weitere Ausführung dieser allgemeinen Bemerkungen sehr eingeschränkt bleiben müssen.

§. 40.

Anmerkungen über einige dieser Mittel.

Wenn man aus dem bekannten Character eines Menschen auf seine Gesinnungen und Absichten in Ansehung eines besondern Gegenstandes schließen will: so

muß

muß man nicht nur seinen ganzen Character dabey vor Augen haben, um, was ihn geneigt und was ihn abgeneigt machen könnte, mit einander zu vergleichen. Sondern man muß auch wissen, welche Kenntnisse und Vorstellungen vom Gegenstande er hat, oder anzunehmen fähig ist; welche Vorerkenntnisse, die zur richtigen und vollständigen Beurtheilung der Sache nöthig wären, ihm noch fehlen, welche Vorurtheile ihn dabey aufhalten und verblenden können. Ferner muß man erwägen, welche andere Personen überhaupt oder in diesem besondern Falle auf sein Urtheil und seine Entschließung Einfluß haben können, und in welchem Grade. Ueberhaupt muß man auf alle seine äußern Verhältnisse Rücksicht nehmen, in so weit als das anscheinende oder wirkliche Interesse der Sache für den andern dadurch bestimmt werden könnte.

Wenn die Frage etwas Vergangenes betrift; so kömmt es darauf an, wie vieles in dem Character und der Denkart des andern um jene Zeit anders vorauszusetzen ist, wegen damaliger innerer oder äußerer Gründe, die itzt nicht mehr sind. Das Gegenwärtige selbst läßt in einigen auf das Vergangene zurückschließen. Man kann oft aus dem, was der Mann ist, mit Wahrscheinlichkeit abnehmen, was bey solch einem Temperament, solch einem Geiste, der Jüngling gewesen oder nicht gewesen seyn müsse; und aus dem, was der Mann spricht oder thut, auf das, was der Jüngling gethan oder gedacht haben müsse, zurückschließen. Doch daß es nur Schlüsse der Wahrscheinlichkeit seyn können, und einer Wahrscheinlichkeit, die sich im Allgemeinen schwerlich genau schätzen lässet; leuchtet von selbst ein.

Bey den **Anzeigen** ist dreyerley zu erwägen; ob das, was zu einer Anzeige dienen soll, selbst gewiß ist, was im Allgemeinen oder an sich betrachtet, dergleichen etwas beweise oder vermuthen lasse; und was im gegenwärtigen Falle solch einer Folgerung entgegenstehe. Da im einzelnen Falle nur dasjenige wahr seyn kann, was mit allen Bestimmungen und Umständen desselben übereinstimmt, und dabey den wichtigsten Verschiedenheiten der Menschen und ihrer Handlungen immer vieles einerley seyn kann und muß: so darf also aus einzelnen Anzeigen außer der Verbindung nie geschlossen werden. Manchmal ist zwar dasjenige wahr, was durch so viele Umstände unwahrscheinlich gemacht wird, daß es Mühe kostet, sich es nur als möglich zu denken. Aber solch eine **unwahrscheinliche Wahrheit** zu erkennen, sind Anzeigen, das Mittel nicht.

Bey den **Bekenntnissen** kömmt es auf die Besonnenheit und Aufrichtigkeit an, mit welcher sie gegeben wurden, auf den eigentlichen Sinn derselben, also auch auf die Absicht, um welcher willen, und folglich auf alle Umstände, unter welchen sie gegeben wurden. Nicht nur für besser, sondern auch für schlimmer, als sie wirklich sind oder waren, sind Menschen fähig sich auszugeben.

Und anscheinend vertrauliche Eröffnungen sind ein bekanntes Mittel der Arglist und Verstellungskunst, um andere zu falschen Vorstellungen zu verleiten. Hievor sich in Acht zu nehmen, können zwar die allgemeinsten Grundsätze der Menschenkenntniß behülflich seyn. Aber erst durch vielen Umgang mit Menschen kann die Fertigkeit, sie richtig anzuwenden, entstehen.

Die

Die Physiognomik kann hier von besonderem Nutzen zu seyn scheinen. Denn da es hier auf Gemüthsbewegungen ankömmt, die zu Folge eines Wissens oder Wollens itzt im Gemüthe vorgehn, so fallen manche Zweifel gegen die Zulässigkeit des Schlusses vom Aeußern auf das Innere weg, die alsdenn entstehen, wenn vom Beständigen des Aeußern auf Charakter und Denkart überhaupt geschlossen wird. Viele Gegner der Physiognomik, in diesem letztern Sinn, haben sich daher für jene Pathognomik ausdrücklich erklärt.

Doch ist zu bedenken, daß hiebey auch von der Verstellungskunst mehr zu befürchten ist. Denn es ist leichter, eine Zeitlang eine einzelne Regung zu unterdrücken, und eine dem Innern nicht entsprechende Miene anzunehmen, als seinen ganzen Character anhaltend zu verbergen.

Und einzelne Anzeigen müssen auch hier mit vieler Vorsicht gebraucht werden. Denn die aus was immer für physischen oder moralischen Gründen entsprungenen, nun zur Natur gewordenen Züge der Physiognomie haben auch auf das Pathognomische Einfluß; und machen, daß dieselben Gemüthsbewegungen nicht völlig auf dieselbe Weise bey verschiedenen Menschen sich ausdrücken. Einerley, wenigstens für ein nicht sehr geübtes menschliches Auge einerley, Gesichtsveränderungen können aus sehr verschiedenen innern Gründen entstehen. Es ist bekannt, wie viel daran fehle, daß das Erröthen allemal ein böses Gewissen verrathe.

Je weniger ich es selbst wagen darf, auch nur für diese Pathognomik Grundsätze eines vollständigen wissen-

schaftlichen Unterrichtes aufzustellen, desto mehr würde ich verpflichtet seyn, Engels, Lichtenbergs und Lavaters hieher gehörige Schriften zu empfehlen; wenn diese classischen Arbeiten noch meiner Empfehlung bedürften.

Dem Moralphilosophen kann aber auch hiebey die Frage noch entstehen: Wie weit es erlaubt sey, in das Herz der Menschen dringen und ihre Absichten erforschen zu wollen? Auch wenn man keinen bösen Gebrauch davon machen wollte, könnte es den Rechten des Eigenthums und der zu schonenden Gemüthsruhe anderer entgegen zu seyn scheinen. Und gewiß ein wichtigerer Zweck, als müssige Neugierde, unter welcher wohl noch der Trieb, an fremden Schwachheiten sich zu weiden verborgen seyn könnte, müßte vorausgesetzt werden, wenn gegen die Absicht gar nichts zu erinnern seyn sollte. Aber wenn auch diese untadelhaft wäre: so würde sich doch nicht jedes Mittel rechtfertigen lassen. Falsche Vertraulichkeit, erdichtete Gerüchte, zum Affect reizender Widerspruch und andere dergleichen Mittel würden gegen Menschen, die man nicht feindlich behandeln darf, nicht mit Recht angewendet werden. Mehrere der erlaubten Mittel finden sich in den allgemeinern Bemerkungen des vorhergehenden Hauptstücks (§. 33. ff.) mit enthalten.

§. 41.

Von der Nothwendigkeit der Selbstkenntniß bey der Beurtheilung anderer.

Gleichwie man die Herrschaft der Vernunft in seinem eigenen Gemüthe haben muß, um die Gemüther anderer

anderer vernünftig zu regieren: so muß man auch sich selbst kennen und richtig zu beurtheilen wissen, um andere richtig zu beurtheilen. Und da der Affect, wenigstens so lange er währet, der Selbsterkenntniß hinderlich ist: so wird die Schädlichkeit der Affecten auch hiebey offenbar.

Man muß sich selbst recht kennen, um andere nicht falsch zu beurtheilen; heißt insbesondere, man muß seine Leidenschaften, Launen und Vorurtheile erforschen, um nicht, was man vermöge derselben wünschet, fürchtet oder sonst im Gemüthe hat, der Physiognomie, dem Character und den Handlungen anderer anzudichten. So sieht der Melancholische überall Feinde und Verräther, der Herrschsüchtige Nebenbuhler, oder Rebellen, der Freyheitsschwärmer seines gleichen, oder Sklavenseelen, der leichtglaubige Eitle im Schmeichler einen guten Menschen, und im aufrichtig offenen Freunde einen tadelsüchtigen Gegner oder liebloſen Freudenstöhrer.

Aber man muß sich selbst kennen, auch um nicht von sich unrichtig auf andere zu schließen; um nicht seine Eigenheiten für allgemeine Eigenschaften der menschlichen Natur, oder für gemeiner, als sie wirklich sind, zu halten. In dieser Absicht muß man also die Gründe seiner Denkart und Neigungen kennen, um nicht, wo jene fehlen, diese zu erwarten. Hier können freylich gute Gemüther, die kaum fähig sind, alle Arten der Bosheit und Arglist sich vorzustellen, und noch weniger geneigt, solche im zweifelhaften Falle vorauszusetzen, in manche Gefahr des Irrthums kommen; indem

dem sie von ihren eigenen guten Eigenschaften andern mehr zutrauen, als sie wirklich davon besitzen.

Aber es wird auch wohl die studierteste Menschenkenntniß derer, die nicht reines Herzens sind, an der biedern Einfalt der Redlichen irre; indem sie an alles eher als an diese Einfalt glaubt, und nicht begreift, wie weit sich damit kommen läßt.

Wenn man sich selbst erst recht kennt, und seinen bestimmten Character von den allgemeinen Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur zu unterscheiden weiß: so kann man um so mehr andere aus sich kennen und nach seinen eigenen Gemüthsbewegungen beurtheilen lernen, je mehr Einbildungskraft und Empfindlichkeit man hat. Wenn man sich mittelst jener in die Denkart und Lage des andern versetzt: so werden kraft dieser die Reize und Rührungen bemerklich, die nach den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur unter solchen Voraussetzungen und Umständen entspringen müssen.

Noch mehr hilft zur Beurtheilung anderer die Selbstkenntniß, wenn man sich selbst in verschiedenen Lagen und bey verschiedenen Gemüthszuständen richtig beobachtet, und über dem, was man nun ist, nicht vergessen hat, was man gewesen ist, oder werden zu können, einmal fähig war. So kann der Mann den Knaben und Jüngling desto leichter beurtheilen, je treuer ihm sein Gedächtniß die Geschichte seiner Jugendjahre aufbewahret.

Wenigstens kann jeder durch das Studium seines eigenen Gemüths zur Vorsicht in Beurtheilung anderer ge-

geleitet werden. Denn er wird dabey lernen, wie oft das Aeußere dem Innern nicht entspreche; wie oft die Triebfedern der Handlungen besser oder schlimmer, größer oder kleiner, verwickelter oder einfacher scheinen, als sie sind, und unter gesetzten Umständen scheinen müssen.

Ueber die Gründe und Hinderniße der Selbstkenntniß ist an einem andern Orte einiges angemerkt worden. (Th. III. §. 13.) Ein sehr nützliches Hilfsmittel zu den ersten und wichtigsten Schritten, um dazu zu gelangen, ist, wenn man es gebrauchen will, dieses: was und wie vieles man an andern übel findet. Wer den Gründen seiner Unzufriedenheit mit andern scharf nachspührt, wird die herrschenden Triebfedern seines Gemüthes sicher entdecken. Und obgleich die Eigenliebe geneigt macht, das Mißfällige lieber außer sich als in sich selbst anzunehmen, so führt doch Erfahrung so wohl als gründliches Nachdenken über Welt und Menschheit auf die Regel: Wenn alles oder das Meiste, was uns umgiebt, mißfällig erscheint, zu glauben, daß die Ursache davon mehr in als außer uns liege. Nur dem Gelbsüchtigen scheint alles gelb zu seyn.

Eine andere Regel, um zur genauern Selbstkenntniß zu gelangen, ist diese: bey verschiedenen Gemüthsstimmungen, also in heitern und trüben Tagen, bey glücklichen und unglücklichen Ereignissen sich über sich selbst zu befragen, und mit andern sich zu vergleichen. So kann am leichtesten verhütet werden, daß man nicht sein Gutes oder seine Unvollkommenheiten zu einseitig sich vorstellt und vergrößert; und vor eben diesem Fehler auch in Ansehung anderer sich mehr in Acht nimmt.

Abschnitt III.

Von der Tugend als dem höchsten Zweck der Vernunft bey der Bildung des Willens.

Kapitel I.

Ueber den Begriff von der Tugend.

§. 42.

Allgemeiner anerkannter Werth der Tugend.

Wenn gleich so wohl bey der Darlegung der Begriffe von der Tugend, als bey der Bestimmung des Verhältnißes der Tugend zu den Grundtrieben des menschlichen Willens mancherley Abweichungen selbst in den Lehrsystemen der Moralisten sich zeigen: so sind doch alle darinnen einig, daß unter allen Gütern, die ein Mensch besitzen, und besonders unter allen den guten Eigenschaften, die er durch eigene Bemühung sich selbst geben kann, die Tugend den höchsten Werth habe. Denn dieses gestehen auch diejenigen gerne ein, welche in ihren Untersuchungen über die menschliche Natur glauben gefunden zu haben; daß der allgemeinste Grundtrieb des Willens im Verlangen nach Wohlseyn und dem

Abscheu vor Uebelseyn liege; indem sie die Tugend für die allerwesentlichste Bedingung und den wichtigsten Grund des dauerhaften Wohlseyns oder der Glückselig-keit erkennen; nicht nur für die Bedingung einer dauerhaften Selbstachtung, und des innern Friedens; sondern auch für das sicherste Mittel, Liebe und Achtung anderer Menschen sich zu erwerben, und eben dadurch die Wege zu allen andern äußerlichen Gütern sich zu bahnen; nicht nur für die wesentlichste Bedingung des rechten Gebrauchs der Glücksgüter, eines solchen Gebrauches, der nicht Reue nach sich zieht, sondern wovon das Andenken immer erfreulich bleibt; sondern auch für den besten Trost beym Mangel oder Verlust derselben.

Nur diejenigen können diese gemein anerkannten Hauptwahrheiten der Moral bezweifeln; die entweder von der menschlichen Glückseligkeit oder von der Tugend verkehrte oder sehr unvollkommene Begriffe haben; entweder jene vielmehr von äußerlichen Zufällen als von innern Gründen und Bedingungen abhängig glauben; oder diese für etwas willkührliches, widernatürliches, eingebildetes, wo nicht gar für ein leeres Wort halten.

Die vorhergehenden Untersuchungen über Glückseligkeit und über die Gründe der Sittlichkeit (Th. III.) haben über diese beyderley Gattungen der Irrthümer ohne Zweifel schon einiges Licht verbreitet. Gegenwärtig ist die Absicht, das ganze Wesen der Tugend zu entwickeln, und die Gründe und Hindernisse derselben in der menschlichen Natur nebst den Mitteln ihrer Vervollkommnung aufzusuchen.

§. 43.

§. 43.

Verschiedenheiten bey der Bestimmung des Grundbegriffes von der Tugend, nebst den Gründen derselben.

Eine auf den **Willen** sich beziehende gute Eigenschaft, eine moralische Vollkommenheit denken sich alle beym Namen der Tugend. Und zwar denken sie sich dabey einen unmittelbaren **innern** Grund und Antrieb zum **Wohlverhalten**. Sie unterscheiden sich aber bey der weitern Erklärung oder genauern Bestimmung dieses Begriffes darinnen von einander, daß

1) einige auf die **Wirkungen** der Tugend ausdrücklich dabey Rücksicht nehmen; andere aber im Grunde des Verhaltens das Wesen der Tugend setzen. Die erstern beziehen alsdenn entweder die Tugend auf alle Gattungen der Pflichten, erklären sie für die Fertigkeit, den Gesetzen der Natur gemäß zu handeln *); die Fertigkeit, das Gute und Schöne nicht nur zu erkennen sondern auch auszuüben, sich und andere glücklich zu machen **); oder sie beziehen sich allein auf die Pflichten gegen andere, und insbesondere die Pflichten der Liebe, des Wohlwollens ***).

2) Diejenigen, die das Wesen der Tugend in ihrem Grund sich denken, erkennen zum Theil für hinreichend, wenn sie sich nur überhaupt auf richtige Vernunft gründet †); oder auf Erkenntniß der Wahrheit, wie

---

*) Wolf.

**) Sokrates.

***) Shaftesbury, Hutcheson, Dragonetti in seinem Buche über Tugenden und Belohnungen.

†) Die Stoiker und auch Epikur.

wie sie nur allein dem Verstande, bey der Abziehung vom Sinnlichen und Irdischen möglich ist *). Andere aber erfordern zum Wesen der Tugend, daß sie in einer Beziehung auf Gott, dem Gehorsam gegen dessen Willen ihren Grund habe **).

3) Endlich aber weichen die Begriffe von der Tugend darinnen von einander ab; daß einigen jedweder gute Wille, nach der besten Erkenntniß zu handeln, so fern er wirksam ist, schon genug scheint zum gemeinen Grundbegriff von der Tugend ***); einige wohl ausdrücklich in der Erklärung der menschlichen Tugend einer noch übrigen Neigung zum Bösen Erwähnung thun †); da andere hingegen die ganze moralische Vollkommenheit, so groß sie sich denken läßt, unter der Tugend verstehen ††).

§. 44.

---

*) Plato.

**) So erklärt der Engländer Payley Grundsf. der Moral und Polit. Th. I. S. 45. Tugend ausüben, heiße, den Menschen Gutes thun, aus Gehorsam gegen den Willen Gottes, und um der ewigen Seligkeit willen. S. auch Crusius Anweisung vernünftig zu leben §. 161.

***) z. B. Plattner, philos. Aphor. Th. II. S. 48. ff.

†) Darjes, Sittenlehre §. 72.

††) Die Stoiker gewöhnlich, indem sie ihnen perfecta ratio, ομολογια παντος τυ βιυ u. s. w. ist. Auch Abbt, vom Verdienste S. 223. schildert die Tugend nach

§. 44.

Regeln und Bedingungen zur Festsetzung des Begriffes von der Tugend.

Tugend ist ein so wichtiger Begriff, so wichtige Erwartungen beziehen sich auf ihn, so entscheidend ist seine Anwendung bey dem Urtheile über den Werth der Menschen; daß es wohl die gröβte Sorgfalt verdient, ihn auf das genaueste und zweckmäßigste zu bestimmen, und allen Mißverständnissen dabey möglichst vorzubeugen. Die Regeln aber, die hiebey befolgt werden müssen, scheinen folgende zu seyn.

1) Der Begriff von der Tugend darf nicht so bestimmt werden, daß er gar auf keinen Menschen paßte und anwendbar wäre. Denn was soll uns ein Begriff, und dazu ein Begriff der praktischen Erkenntniß, der für uns und unsre Verhältnisse gar nicht paßte? Fordern wir zur Tugend, was kein Mensch leisten kann; ist also keiner tugendhaft: so können sich diejenigen, denen die Tugend schon gleichgültig ist, am leichtesten beruhigen. Sie stehen, können sie glauben, unter einer gleichen Verdammung mit allen, was ihnen fehlt, fehlt allen, und ist ja am Ende — doch nur ein leeres Wort.

2) Auch nicht so darf der Begriff von der Tugend eingeschränkt werden, daß der gröβere Theil der Men-

schen

---

nach dem Ideal der gröβten Vollkommenheit; sie ist ihm anhaltende Beschäftigung, nach der richtigsten Unterordnung der Zwecke ꝛc.

schen, durch äußerliche Umstände, die nicht von ihnen abhängen, vom Besitze derselben ausgeschlossen seyn müßte. Denn nicht nur hat es etwas unbilliges und menschenfeindliches, das, was den größten Werth der Menschen ausmacht, und wovon äußere Liebe und Achtung gegen sie hauptsächlich abhängt, für so selten zu halten, daß also die meisten dieser unserer Liebe und Achtung uns nicht werth scheinen können; sondern es wird auch noch mehr empörend durch den zugleich begründeten Gedanken, daß sie dieses Werthes und der davon abhängigen Seligkeiten ohne ihre Schuld so ganz beraubt seyn sollten. Es darf also wohl der Begriff von der Tugend nicht auf diejenige moralische Vollkommenheit eingeschränkt werden, die eine Geisteskraft voraussetzt, die nur den wenigsten zu Theil wird; oder eine Aufklärung des Verstandes und eine Gründlichkeit der Einsichten, zu der die allermeisten Menschen, vermöge ihrer äußerlichen Umstände, nicht gelangen können.

3) Aber es darf auch das Wesen der Tugend nicht so sehr herabgesetzt werden, daß der gemein anerkannte Werth derselben, die Achtung, die der Begriff in allen Menschen erweckt und erwecken soll, dabey nicht mehr bestehen könne. Nothwendig muß also durch den Begriff derselben alles dasjenige ausgeschlossen werden, was uns vernünftiger Weise Verachtung, oder Abscheu und Entsetzen erwecken müßte, was Tugend so gefährlich für das Wohl der Menschheit machen könnte, als Laster es sind. Der Wille, gut zu seyn und zu thun, was recht ist, für sich ganz allein, ohne alle Hinsicht auf die ihn leitenden Vorstellungen und deren Verhältniß zur Vernunft, kann noch nicht für Tugend gelten. Sonst müßte uns auch der fanatische Eifer, der um

verschiedener Religionsmeinungen willen, Menschen verbrennt, Länder verwüstet, Könige mordet, ehrwürdig seyn; oder die Tugend Abscheu erwecken können.

4) Auch nicht so darf der Begriff von der Tugend herabgestimmt werden, daß dem Streben nach moralischer Vollkommenheit ein näherer Ruhepunct, engere Grenzen gesetzt würden, als wir in der Natur selbst mit Gewißheit annehmen können. Und wer darf die Grenzen bestimmen, bis zu welchen ihren moralischen Zustand zu vervollkommnen, die menschliche Natur innerlich fähig ist? Die Tugend muß so vorgestellet werden, daß jeder hoffen kann, ihrer theilhaftig zu werden, und keiner glauben darf, sie so zu besitzen, daß Streben nach mehrerer Vollkommenheit ihm nicht nöthig wäre. Dieß wird geschehen können, wenn die Tugend eine Kraft ist, bey der Grade Statt finden.

5) Wovon zweifelhaft ist, ob das Wesen der Tugend davon abhänge, oder was nur Grund eines möglichen höhern Grades der Vollkommenheit menschlicher Tugend ist; das darf wenigstens nicht im Grundbegriff von der Tugend angesetzt werden. Und so möchte es wohl nicht zu billigen seyn, wenn einige Religion, Furcht vor Gott oder Gehorsam gegen seine Gebote, als den wesentlichen Grund der Tugend in die Erklärung bringen; wie sich aus weiter unten folgenden Untersuchungen näher zu erkennen geben wird.

6) Ue-

6) Ueberhaupt aber muß bey dem Begriff der Tugend nicht bloß auf die Beschaffenheit des äußerlichen Verhaltens der Menschen gesehen werden, ob dasselbe gesetzmäßig, nützlich und anständig sey; sondern vielmehr auf den innern Grund der Handlungen. Denn der moralische Werth beruht hauptsächlich hierauf (B. V. H. IV.)

§. 45.

Festsetzung des Begriffes von der Tugend.

Diesen Bedingungen und Regeln scheint Genüge zu geschehen, wenn die Tugend erklärt wird für die herrschende Neigung, nach bestmöglicher Erkenntniß, zu thun, was recht ist. Als Neigung zu dem, was recht ist (inclinatio, propensio voluntatis) muß sie also ein freyer innerer Willenstrieb seyn, aus Liebe und Achtung für dasselbe entspringen, nicht aus Achtung oder Liebe, oder Furcht gegen etwas, was nur zufällig dabey ist. Aber nicht jeder Grad der Neigung zu dem, was recht ist, oder zur erkannten Pflicht, macht schon tugendhaft. Nicht der gute Vorsatz, der verschwindet, wenn es zur That kommen soll, und irgend Hindernisse, Schwierigkeiten, Unannehmlichkeiten dabey sich zeigen. Nicht die Empfindsamkeit oder Weichherzigkeit ist schon Tugend, die jedem leidenden Geschöpfe eine Thräne weint; und zu träge oder zu unentschlossen ist, einem Menschen wirklich Hülfe zu leisten; oder allen Menschen gutes wünscht, aber ungern für einen etwas thut oder entbehrt. Tugend ist Kraft, die Thaten thut, stets wirksame Kraft, herrschender Trieb. Anhaltend wirksam, nicht periodische Laune,

abhängig von dem Befinden des Körpers, abwechselnd mit den Gesellschaften, unter denen man lebt. Herrschend über alle andere Neigungen und Triebe; die Vorstellung, Recht, Pflicht, die höchste Triebfeder des Tugendhaften, entscheidender Beweggrund seiner Entschließungen gegen alle andere Reize und Vorstellungen.

Und seine die Vorstellungen von Pflicht und Recht bestimmende Erkenntniß die ihm bestmögliche. Also Frucht des ruhigen, unpartheyischen, oftmaligen Nachdenkens, der sorgfältigsten, genausten Ueberlegung, die seine Kräfte, Zeit und Umstände ihm erlauben. Also auch Frucht treuer Benutzung der äußerlichen Hülfsmittel der Aufklärung und Belehrung, die er kennt und gebrauchen kann. Wenigstens in allen denjenigen Fällen und Beziehungen, bey denen er seiner Unwissenheit sich bewußt ist, oder Ursache findet, gegen die Richtigkeit und Zulänglichkeit seiner Vorstellungen mißtrauisch zu seyn. Dieß unterscheidet die Tugend vom Leichtsinn, der so oft Böses thut, ohne Böses zu wollen; von der trägen, eigenes Nachdenken scheuenden Folgsamkeit, Willfährigkeit und Leichtgläubigkeit, mittelst welcher Menschen, ohne eigenen bösen Willen, zu den abscheulichsten Handlungen vermocht werden können, durch das böse Beyspiel und die betrügerischen Vorstellungen anderer. Dieß unterscheidet endlich auch die Tugend, in ihrem reinen, unverfälschten Wesen, von dem wilden, ungestümen Eifer fürs Gute, von der moralischen Schwärmerey.

Diese letzte macht einzelne Pflichten wichtiger, als sie nach ihrem Verhältnisse zu den übrigen Pflichten der Menschheit wirklich sind; opfert wohl gar der Pflicht,

die

die nur aufs Mittel sich bezieht, die Pflicht auf, die den Zweck selbst betrift; zerstört das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, um einige zufällige Gebrechen derselben auszurotten; oder entkräftet und verstümmelt den Körper, damit seine Reizungen nicht zum Bösen antreiben können; flieht vor der menschlichen Gesellschaft, um der Verführung zu entgehen; entzieht sich dem Dienste der Menschen, wird ihnen im geschäfftlosen Bettlerleben zur Last, um im anhaltenden Gebete Gott zu dienen. Ein solcher unaufgeklärter, einseitiger, schwärmerischer Eifer fürs Gute tödtet, als falscher Patriotismus, die Menschenliebe auf dem Altar des Vaterlandes, opfert die Menschenrechte von Millionen den gesellschaftlichen Vorrechten Weniger, oder auch die allgemeine Sicherheit einer mißverstandenen Freyheit auf.

Dürfen wir diejenigen, die so von den wesentlichen Vorschriften der Vernunft abweichen, nicht verurtheilen: so können wir sie doch auch nicht als Muster ächter Tugend betrachten. Bedauern können wir sie, wenn wir annehmen, daß die Vorurtheile, die sie verblendeten, die Irrthümer, die sie verführten, nicht so wohl ihr eigenes Werk, als die Folge äußerer Umstände, der Erziehung und des Zusammenhangs mit andern Menschen gewesen seyn; aber bewundern können wir sie nicht; und ihren Willen um so weniger für ganz gut halten, je weniger ihre fehlerhafte Denkart Folge des bestmöglichen Gebrauchs des gemeinen Menschenverstandes scheinen kann. Was an diesem ihren Willen wirklich gut ist, wird die höchste Weisheit nicht unbenutzt und unbelohnt lassen, und verdient immer auch unsere Achtung. Aber es steht zu weit ab von dem Ideal

moralischer Vollkommenheit, um den darauf sich beziehenden Namen der Tugend erhalten zu können.

Wenn man sich unter Affect weiter nichts denkt, als eine solche Stärke und Lebhaftigkeit der Gemüthsbewegungen, Gefühle und Strebungen, die im Aeußern sich zu erkennen giebt: so streitet es nicht gegen den Begriff der Tugend, daß sie mit Affect verbunden sey. Aber da ihr Wesen bestmögliche Erkenntniß, vollständige und genaue Beurtheilung fordert: so läßt sie sich als Leidenschaft, oder habituelle Disposition zu heftigen Gemüthsbewegungen nicht denken, ohne daß man für ihre Sicherheit und Lauterkeit besorgt seyn muß. Es kömmt aber dabey auch auf die Stärke des Verstandes an, auch unter lebhaften Gefühlen, in voller Besonnenheit und Deutlichkeit der leitenden Vorstellungen sich zu erhalten.

§. 45.

Moralische, politische und Temperamentstugend.

Die wahre Tugend ist also nicht eine Theilung des Characters zwischen Gutem und Bösem, sondern eine vollständige Unterwerfung des Willens unter die Gesetze der Vernunft; sie umfasset den ganzen Umfang der Pflicht. Auch ist es zu ihrem Wesen nicht genug; daß die äußern Handlungen gesetzmäßig seyn, sondern es kömmt dabey auch noch auf den Grund derselben an. Denn die Tugend ist etwas im Menschen; die Gesetzmäßigkeit des Verhaltens kann aber von äußern, zufälligen Umständen abhängig seyn, Hinderniffen oder Antrie-

trieben. Sie kann von solchen Ursachen herrühren, die vielmehr Verachtung und Abscheu als den Beyfall der Vernunft verdienen. Die Tugend aber hat allemal den Beyfall der Vernunft; sie ist das höchste Ziel der practischen, dem Willen gebietenden, Vernunft. Ihr inneres absolutes Wesen, der Grund dessen, was sie bewirkt, muß ganz gut, eine reine Quelle, beyfallswürdiger Handlungen seyn. Dieß ist sie vermöge des angenommenen Begriffes; als anhaltender, herrschender Trieb, nach bestmöglicher Erkenntniß und seinem ganzen Vermögen Gutes zu thun. Mehr kann die Vernunft nicht gebieten. Aber mit wenigerm kann sie auch nicht völlig zufrieden seyn.

Hieraus läßt sich nun auch der Unterschied entwickeln zwischen der ächten und vollständigen moralischen Tugend, der bloß politischen, und der physischen oder Temperamentstugend.

Die politische Tugend, oder diejenige Güte des Characters, auf welche die Politik Rücksicht nimmt, und woran sie sich genügen läßt, wann sie auf die ihr eigenthümlichen Absichten sich einschränkt, erfordert weniger, als die moralische Tugend, so wohl in Ansehung dessen, was sie zu leisten hat, als in Ansehung des Beweggrundes. Die Pflichten des Bürgers und des Unterthans sind ihr Gegenstand. Und ihr Grund ist für die politischen Zwecke edel genug, wenn er aufrichtige Liebe zum Ganzen des Staates ist, Achtung, Treue und Ergebenheit gegen seine Gesetze, Eifer für Wohl und Ehre der Nation. So betrachtet ist diese Güte des Characters des Namens der Tugend überhaupt nicht unwürdig. Aber ihr Werth vor der Vernunft

ist durch alles dieses doch noch nicht ganz entschieden. Wenn sie sich auf der einen Seite über den auf sklavische Furcht vor Strafe sich gründenden Gehorsam gegen obrigkeitliche Verordnungen, und über öffentlichen Geist, der im Grunde nur Eigennutz oder Partheygeist ist, wenn sie sich auch bis zur redlichen Treue gegen Bundesgenossen erhebt: ist sie auf der andern Seite durch ihr Wesen auch vor Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten gegen Fremde gesichert?

Die Großthaten einer solchen politischen Tugend für glänzende Laster zu erklären, wäre ungerecht; da ihr Grund nicht böse, sondern nur nicht gegen das Böse so vollkommen gesichert, und so ausreichend gut ist, als der Grund der moralischen Tugend. Was weniger ist, als diese, ist darum noch nicht mit ihr im Widerspruch.

Aber ist nicht vielleicht eben diese politische Tugend, die dem ganzen Menschen und seinen natürlichsten Verhältnissen angemessene, wahre Tugend, und ächteste Vollkommenheit; jene die ganze Menschheit umfassende Tugend, jene allgemeine Gerechtigkeit und Billigkeit eine übertriebene Forderung, ein Ideal der Abstraction von keinem practischen Werthe? Dieser Verdacht gegen die letztere würde nur alsdann Grund haben; wenn sie nicht die Vaterlandsliebe und jede bestimmtere Richtung des durch die Vernunft aufgeklärten guten Willens zu dem Guten, wozu jeder in seinen besondern Verhältnissen die meisten und besten Gelegenheiten hat, als ihre lebendigsten und wirksamsten Bestandtheile in sich faßte. Aber so wie sie dieses thut und thun muß: so kann sie doch ihr ganzes Wesen darauf nicht einschränken.

Kein

Kein Mensch kann dem andern gleichgültig seyn, jeder ist Gegenstand des natürlichen Mitgefühls und Wohlwollens und der allgemeinen Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit. Auf einen Theil der Menschheit eingeschränkt, wie wichtig uns derselbe auch als Gegenstand besonderer Pflichten ist, kämen sie immer in Gefahr mit Ungerechtigkeit sich zu vermengen. Wahre und vollständige Tugend muß mehr seyn, als Vaterlandsliebe, mehr als williger Gehorsam gegen die Gesetze des Staates.

Weniger noch als die politische Tugend kann die Temperamentstugend der moralischen Tugend gleichgeschätzt oder für einartig mit derselben angesehen werden; wenn diejenige Gutmüthigkeit darunter verstanden wird, vermöge welcher ein Mensch durch Vorstellungen vom Nutzen und Schaden anderer nicht nur leicht gerührt, sondern auch jenen zu befördern und diesen zu verhüten vielfältig angetrieben wird; oder irgend ein anderer sinnlicher Trieb zu dem, was gut ist; aber ohne vernünftig bestimmte Begriffe und Grundsätze dabey sich leiten, oder doch ohne durch die Achtung für diese in seinen Entschließungen hauptsächlich sich bestimmen zu lassen. Zwar möchte es schlimm um die Menschheit stehen, wenn das Rechtverhalten, wenn die menschliche Tugend von ihren ersten Anfängen an und in allen ihren Wirkungen ganz allein das Werk der reinen Vernunft und der Achtung für ihre eigenthümlichen Gesetze seyn müßte; wenn sie nicht durch Gefühle und sinnliche Antriebe unterstützt werden dürfte. Aber was ein Mensch in Ansehung dieser Gefühle und Antriebe von Natur vor dem andern voraus hat, ist an sich ein noch allzu unsicherer Grund eines

be-

beständigen und allseitigen Rechtverhaltens, um der Tugend gleichgeachtet zu werden; wenn auch der Werth der letztern nur nach ihren Wirkungen geschätzt würde. Macht jene natürliche Gutmüthigkeit einen Menschen zur Gefälligkeit, Wohlthätigkeit, Folgsamkeit, Schonung und Billigkeit geneigt: so macht sie ihn auch desto leichter zu verführen; und Pflichten, die Muth, Standhaftigkeit, Kampf, Gleichgültigkeit gegen ungerechten Haß und Tadel erfordern, werden ihm desto schwerer werden *). Der bloß physisch gegründete Muth artet leicht in Uebermuth, Trotz und Verwegenheit; die Festigkeit dieser Art in Härte und Starrsinn aus. Wer nur durch Unempfindlichkeit gegen sinnliche Reize vor der Wollust bewahrt wird, ist vielleicht ganz unfähig, etwas außer sich zu lieben.

Wenn man den Begriff von Temperamentstugend auch bis zu den Anlagen der Verstandeskräfte erweiterte; dennoch würde etwas dem richtigen Begriff der Tugend entsprechendes als angebohrnes Eigenthum eines Menschen vor andern nie zu erweisen seyn. Nur allzuoft hat Ungerechtigkeit mit vieler Verstandeskraft, Laster mit Genie, ein trefflicher Kopf mit einem Herzen ohne sittliches Gefühl sich verbunden gezeigt; wie weit durch die Schuld der Erziehung und anderer äußern Ursachen, oder schon durch die ursprünglichen Dispositionen des ganzen Naturells, kann schwer zu entscheiden seyn. Aber die Begriffe, die hiebey vorausgesetzt werden müssen, so wohl als alle Beobachtungen, führen immer auf das Resultat,

*) S. vom Mäcen *Seneca* Epist. CXIV. Maxima laus illi tribuitur manſuetudinis. — Adparet *mollem* fuisse, non *mitem*.

tat, daß, so wie jeder Mensch durch die Kraft der Vernunft, die Naturtriebe zu ordnen, der Tugend fähig ist, also keiner mit so vollkommen geordneten Trieben gebohren werde, daß er nicht an sich zu bessern und lange zu arbeiten hätte, ehe sein Wille in allen seinen Strebungen den Gesetzen der Vernunft sich unterwirft.

§. 47.

Innere Einheit der Tugend.

Aus diesen Bemerkungen über den Unterschied der ächten sittlichen Tugend und der politischen oder natürlichen Willensgüte erhellet auch die von den ältesten Moralisten schon eingesehene innere Einheit der Tugend. Man kann der Tugend vielerley Namen geben, nach der Verschiedenheit ihrer äußern Gegenstände und Wirkungen; oder vielerley besondere Tugenden auf diese Weise unterscheiden. Vernünftige Selbstliebe und weises Wohlwollen, Gerechtigkeit und Billigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit, Geduld, und Entschlossenheit sind solche besondere Tugenden. Aber wenn eine derselben den ächten sittlichen Werth haben soll: so muß ihr innerer Grund Trieb zu allem, was recht ist, also Grund auch zu den übrigen seyn; gesetzt auch, daß er nicht in aller Beziehung gleich wirksam, alle widerstrebende Neigungen zu überwältigen gleich fertig wäre. Außerdem könnte der Grund nicht ganz rein, seine Wirkungen nicht alle gut, des Beyfalls der Vernunft nicht ganz würdig seyn, die anscheinenden einzelnen Tugenden würden nicht alle Proben bestehen. So lehrt es nicht nur oft die Erfahrung; sondern selbst schon aus den vollständigen deutlichen Begriffen jener einzelnen Tugenden ergiebt sich die nothwendi-

ge Verknüpfung, der innere Zusammenhang aller mittelst eines gemeinschaftlichen Grundes. Keine kann ohne die andere bestehen; jede verliert, wenn es an einer fehlt. Die Selbstliebe hört auf vernünftig zu seyn, entfernt sich vom Ziel wahrer und menschmöglich vollkommenster Glückseligkeit, sie vertrocknet oder trübt die Quelle der reinsten, erhabensten und dauerhaftesten Freuden; in dem Maaße, wie sie sich vom Wohlwollen, von den Gesetzen der Gerechtigkeit und Billigkeit entfernet, in die Irrwege der Lieblosigkeit, des Neides, der Mißgunst eingeht, kurz, Selbstsucht wird. Eben so wenig kann das Wohlwollen bestehen, und seine von der Vernunft gebilligten Absichten erreichen, ohne vernünftige Liebe zu sich selbst. Nicht nur müssen wir durch vernünftige Selbstliebe belehrt werden, was für Bedürfnisse und Wünsche, vermöge gesetzmäßiger Forderungen der menschlichen Natur, wie in uns so auch in andern, befriediget werden sollen; sondern derjenige ist nicht im Stande, zum Wohl anderer sein Möglichstes beyzutragen, der sich nicht seine eigene Erhaltung und Vollkommenheit angelegen seyn läßt, seine Gesundheit, Ehre oder äußere Wohlfahrt vernachläßiget. Weder die Mäßigkeit, noch irgend eine andere der besondern Tugenden wird, selbst in gemein vorkommenden Fällen, sich recht behaupten können, wo es am Muthe fehlet; am Muthe, ruhig zu dulden, oder tapfer anzustreben gegen Schwierigkeiten, und mit ausdauernder Anstrengung durch die Hindernisse sich durchzuarbeiten; am Muthe, wie ihn allein das Bewußtseyn des sittlichen Werthes seiner Entschließungen, der Reinheit des Zweckes und der Gerechtigkeit der gewählten Mittel giebt; am Muthe, der auch durch mächtigen Tadel und kränkende Verachtung sich nicht abschrecken läßt. So viele innere und äußere Kräfte widersetzen sich der

genauen

genauen Befolgung der Vorschriften der Vernunft, daß Tugend immer im Kampf sich zu befinden, und daher in Kraft und Tapferkeit vorzüglich zu bestehen geschienen hat. Aber nicht minder nothwendig ist dem ganzen Wesen der Tugend die Mäßigung, die Beobachtung der zum Zweck der Vernunft führenden Mittelstraße zwischen den Ausschweifungen des Affectes, des ungemäßigten sinnlichen Antriebes auch bey rechtmäßigen Absichten. Und wenn Mäßigkeit insbesondere auf sinnlichen Genuß bezogen wird: was kann gefährlicheres für Tugend, für Vernunft und Weisheit genannt werden, als Ausschweifung im Genuß sinnlicher Lüste! Darf die Liebe von der Gerechtigkeit sich trennen, wenn diese nicht durch den Buchstaben des Gesetzes zur Ungerechtigkeit; oder die Gerechtigkeit von der Liebe, wenn diese nicht durch die Sinnlichkeit zur Thorheit, zur Grausamkeit oder wenigstens zur eingeschränkten Partheylichkeit werden soll? Es giebt nur eine Tugend, denn es giebt nur ein Gesetz und nur einen Gegenstand des vernünftigen Wollens; dieß ist, das nicht nur zum Theil, sondern ganz, nach allen seinen Eigenschaften und Beziehungen, Gute, das, was recht ist, zu suchen.

§. 48.

Grade der Tugend, Schwachheiten.

Wie bey andern Arten von Kräften und menschlichen Vollkommenheiten Grade Statt finden: so lassen sich solche auch bey der moralischen Kraft des menschlichen Willens oder bey der Tugend denken. Und nicht nur in der gemeinen Vorstellungsart, sondern auch in den meisten Schulen der Philosophen sind solche Grade der menschlichen Tugend immer anerkannt worden. Es

lassen

lassen sich aber dieselben in vierfacher Hinsicht annehmen.

1) In Ansehung der **Richtigkeit** der den Willen leitenden und bestimmenden Vorstellungen. Denn wenn die Tugend wirksamer vernünftiger Wille ist: so kann es für ihre **Vollkommenheit** nicht gleichgültig seyn, in welchem Grade dieser Wille vernünftig ist; ob er bloß den **formalen** Grundgesetzen der Vernunft, welche das Widersprechende **verwerfen** und zu allen Urtheilen und Entschließungen wahren (objectiven) Grund **fordern**, im **Allgemeinen** gemäß; oder wie weit er durch gründliche und vollständige **Einsichten** zur zweckmäßigen Anwendung und Wirksamkeit in den wirklichen Verhältnissen des Lebens bestimmt ist. Denn auch die Vernunft kann nicht gleichgültig seyn gegen die **Folgen** der Handlungen, und deren Verhältniß zur menschlichen Glückseligkeit; wie gegründet auch in ihrem Wesen der vorzügliche Werth ist, den sie auf die **Triebfeder** setzt. Ihre eigene Vollkommenheit ist **Weisheit**; und diese besteht nicht bloß in der Güte der Absichten, sondern auch in der Angemessenheit der Mittel, und in der gehörigen Unterordnung und Verbindung aller durch die Summe der Naturgesetze vorgeschriebenen Absichten. Sie kann dem Menschen ihren Beyfall, ihre Achtung nicht versagen, der recht thun will, gutes zu erhalten und zu befördern sucht, nach seinem besten Wissen. Dieß ist der wesentliche Grund aller unzweifelhaftguten Eigenschaften, die erste und **absoluteste** Bedingung des Rechtverhaltens; also das Grundwesen der sittlichen Güte, der Tugend. Aber **Wahrheit**, **Erkenntniß**, hat auch unmittelbaren, innern Werth vor der Vernunft; und ist auch Bedingung zur Erreichung der von Natur

vorge-

vorgeschriebenen Zwecke. So wie die Vernunft bestimmt ist, den Willen zu regieren: so ist sie auch bestimmt, alle Zweige des Erkenntnißvermögens zur Erwerbung nöthiger Erkenntniß anzuwenden und zu vereinigen.

Wenn das menschliche Unvermögen, sicher und genau zu entscheiden, wie weit Geistesschwäche, Unwissenheit, Irrthümer und Vorurtheile von willkührlichen Bestimmungen und eigener Schuld herrühren, oder unverschuldet sind, es nicht erlaubt, den guten Willen des Unwissenden und Irrenden zu verachten: so verbietet uns doch weder diese noch eine andere Ursache, die weisere, aufgeklärtere Tugend höher zu achten. Und weil bey groben, gemeinschädlichen Irrthümern und Vorurtheilen doch auch Verdacht gegen völlig und beständig den Gesetzen der Vernunft folgsamen Willen, Verdacht des Einflußes sinnlicher Triebe entstehen kann: so ist es der menschlichen Vernunft um so weniger zu verargen, wenn sie die sittliche Güte und Würde des Menschen auch nach dem Werth der leitenden Vorstellungen und Grundsätze misset. Ohne Zweifel werden dabey unsere Urtheile die Urtheile des höchsten Richters der Geister oft nicht mit sich einstimmig haben. Ihm kann der fromme Clausner, der unaufgeklärte redliche Missionar, welcher unter den mühseligsten Beschwerden seine abergläubischen Vorstellungen prediget, um die Menschen gottgefällig und ewig selig zu machen, wohl bisweilen mehr werth seyn, als manche Weise dieser Welt, und als manche dieser warmen Aufklärer und kalten Aufgeklärten. Vielleicht wird in einem bessern Leben der redliche Wille des ersten eher zur vollkommenern Weisheit, als die Erkenntniß dieser letztern zur vollkommenern Tugend. Uns ist es Pflicht, beyde zu

schätzen, und nach beyden zu streben. Uns muß also auch die der Wahrheit folgende Willensgüte, wenn übrigens alles gleich ist, höhere Tugend scheinen, als die durch Irrthum und Vorurtheil verleitete*).

2) Nach dem **Umfange** ihrer **rechtschaffenen Absichten und vernünftigen Strebungen.** So ist uns die Länder beglückende Tugend grösser, als die häusliche Tugend, die auch für das Wohl der Nachwelt mit Weisheit und Wohlwollen arbeitende grösser, als diejenige, die auf die Zeitgenossen sich einschränkt. Auf Absichten und innere Strebungen kömmt es aber hier an; nicht auf vollbrachte Thaten allein. Denn zu diesen

*) Nicht lange, nachdem ich diese Stelle zum Druck abgeschrieben hatte, las ich des Herrn O. C. R. Tellers Religion der Vollkommenen; und unter den vielen Stellen, bey welchen mein Herz innigste Dankgefühle opferte, endlich S. 123. auch folgende: Wer hier nicht viel vorwärts kömmt, und ohne seine Verschuldung, auch etwas weit zurückbleibt: von dem wollen wir hoffen, daß er auch dafür Barmherzigkeit vor dem finden werde, der allein weiß, was Jedem gegeben ist. Wir wollen hoffen, daß er in einer andern Reihe von Dingen nachkommen, und auch wohl Manchem wieder zuvorkommen werde, der ihn hier hinter sich ließ. — Es sey mir erlaubt, dem grossen und guten Manne, der so musterhaft Gelehrsamkeit, Bescheidenheit und Liebe vereiniget, dem sein Zeitalter und gewiß auch die Nachkommenschaft so viel verdanket, daß, wenn auch an sich noch so unwichtige Schärflein meines Dankes und meiner Verehrung hier nieder zu legen.

sen kann dem einen, bey gleich gutem Willen, nur die Gelegenheit oder die Kraft oder die äußere Hülfe fehlen, durch die dem andern die That möglich wurde. Das menschliche Urtheil ist auch hiebey der Gefahr des Irrthums sehr ausgesetzt, doch ist der Grundsatz an sich unverwerflich.

3) Nach der **Reinigkeit** und Erhabenheit der Beweggründe. Daß der Gedanke **Pflicht** und **Recht** herrschende Triebfeder, höchster, über alle andere entscheidender Beweggrund sey, erfordert das absolute Wesen der Tugend. Dadurch erhebt sie sich über das Rechtverhalten aus knechtischer Furcht vor der Strafe oder selbstsüchtigem Lohndienste; so wie über das Rechtverhalten, welches auf blinden Naturtrieb, auf Mechanismus oder unaufgeklärte und eben daher unsichere Gefühle sich gründet. Aber kann die Tugend eines Menschen, bey diesem ihrem wesentlichen Grunde, der Hilfe anderer natürlichen Triebfedern ganz entbehren; des Gedankens an äußern, zeitlichen Vortheil oder Nachtheil, menschlichen Beyfall oder Tadel; aufmunternder Beyspiele und Ermahnungen; auch der Hoffnung eines Ersatzes in einem künftigen Leben, für das, was sie hier der Pflicht aufopfert, duldet, entbehret? Oder sind ihr solche Aussichten und Hinsichten zu ihrer Unterstützung und Ermunterung noch bisweilen, noch oft, nöthig?

4) Nach der **Entschlossenheit**, bey der ersten Aufforderung der Pflicht, und der ausdauernden Standhaftigkeit und treuen Anhänglichkeit durch Schwierigkeiten und Gefahren bis zum erreichbaren Ziele. Wenn gar nicht Tugend heißen sollte, was nicht gegen alle, noch so große Versuchungen und Gefahren schon völlig

gesichert ist, was bey irgend einer nicht schlechterdings unübersteiglichen Schwierigkeit Muth und Eifer verlieren könnte; wenn nicht Tugend heißen sollte, der Trieb zum Guten, der noch bisweilen zurücke bebt, zaudert; wo wäre noch menschliche Tugend? Aber Grade derselben lassen sich auch hiebey denken und beobachten.

Und nun klären sich auch leicht die Begriffe von **moralischen Schwachheiten**, als Unvollkommenheiten menschlicher Tugend, auf. **Unentschlossenheit**, Zaghaftigkeit beym Aufruf der Pflicht, **Bangigkeit** vor dem Tadel der Menschen, wenn das Urtheil des eigenen Gewissens außer Zweifel ist; **Uebereilungen** wegen der Einmischung sinnlicher Triebfedern bey lebhaften, besonders unvermutheten Anregungen, **Fehltritte** aus Unachtsamkeit, wo eine mehrere Aufmerksamkeit nicht schlechterdingsunmöglich war, **Rückfälle** in den alten Fehler aus Antrieb der noch nicht ganz bezwungenen Reize des Temperamentes oder der Gewohnheit; **Vernachlässigung** der einen Pflicht wegen der mehrern natürlichen Neigung zur andern; **unzeitiger oder verkehrter Eifer** in guter Absicht, mit zu wenigem Nachdenken — dieß sind Schwachheiten, Unvollkommenheiten der menschlichen Tugend.

Um nur dieß zu seyn; müssen sie nicht mit Gleichgültigkeit bemerkt und geduldet werden; nicht Hauptzüge des Characters, sondern nur Schattenpuncte, nicht gewöhnliches Verhalten, sondern nur Ausnahmen seyn.

Bey welchem Grade oder welcher Menge solcher Schwachheiten die menschliche Tugend ganz aufhöre oder

noch

noch nicht anfange, wird niemand wagen dürfen genau zu bestimmen. Einer solchen Bestimmtheit sind die Begriffe, die auf wirkliche Kräfte und Eigenschaften der Natur sich beziehen und beziehen sollten, nicht fähig. So wenig das Genie vom gemeineren guten Kopfe, der Gelehrte vom Ungelehrten, der geschickte Künstler vom Kunstvirtuosen durch genau gezeichnete Grenzen sich unterscheiden lassen: so wenig lassen sich um den Begriff der Tugend so bestimmte Grenzen ziehen. Am besten ist es, sie ein wenig weiter hinaus zu rücken, bey der Beurtheilung anderer; und enger sie zu ziehen, bey dem Urtheil über unsere Fehler und Schwachheiten.

§. 49.

Laster.

Das ausschließende Gegentheil, was nicht mehr als Schwachheit sich betrachten, entschuldigen und mit dem Wesen der Tugend vereinigen lässet, heißt **Laster**. Herrschender Trieb also, der erkannten Pflicht entgegen zu handeln, ist Laster. Und **Leichtsinn**, der sich die Mühe gar nicht nimmt, zu erforschen, was Pflicht ist. Aerger noch als Laster; wenn er aus dem Grund entspränge, allen die Neigungen beunruhigenden Vorstellungen auszuweichen. Denn der Lasterhafte, der Pflichten kennt, kann doch noch bisweilen für die Pflicht Achtung haben, und dadurch bestimmt werden. Nicht so dem Laster gleich oder ärger ist der Leichsinn, der ohne böse Absicht der Vernunft zuvoreilt, oder entwischt, ohne sie zu verachten oder ihr zu trotzen; der Leichtsinn der ungebildeten Jugend und des allzuflüchtigen Temperamentes.

Noch vielweniger gehört unter den Begriff des Lasters unverschuldete Unwissenheit, Einfalt und Kraftlosigkeit.

Und wenn denn nur eine Neigung über die erkannte Pflicht herrschte; nur einer die Vernunft sich unterwürfe, oder heuchelte und schwiege: wäre dann schon lasterhaft der ganze Mensch; lasterhaft so, daß nicht mehr wahre Tugend in ihm seyn, nicht im moralischen Sinn ihm beygelegt werden könnte? Die Welt sagt Ja: darf die Schule Nein sagen *)?

Zuförderst müssen beyde Theile sich einander recht zu verstehen suchen; und der strengere Moralist muß sich vorsehen, daß er nicht weiter gehe, als seine gute Absicht und seine vernünftigen Gründe es erfordern. Nenne denn immerhin die Welt Tugenden die guten Eigenschaften eines Alcibiades oder eines Cäsars; wenn sie politisch gute, oder angenehme und nützliche Eigenschaften irgend einer Art darunter versteht. Der Moralist kann dieß, ohne sich einer Treulosigkeit gegen die Würde der Tugend schuldig zu machen, um so

mehr

---

*) Auch *Seneca* sagt, freylich mehr als Historiker und Kritiker, denn als dogmatisirender Philosoph: Da mihi quemcumque vis *magni nominis* virum. Dicam, quid illi aetas sua ignoverit, quid in illo sciens dissimulaverit. Dabo multos, quibus vitia non nocuerint, quosdam, quibus profuerint. Dabo, inquam, *maximae famae* & inter miranda propositos, quos, si quis corrgit, dei, let. Sic enim vitia virtutibus immixta sunt, ut illa secum tractura sint. *Epist.* CXIV.

mehr geschehen lassen; je weniger es seine Pflicht ist, zu richten, je mehr ihm die Schwierigkeiten der richtigen Beurtheilung des moralischen Werthes der Charactere, Gesinnungen und Handlungen im einzelnen Falle bekannt sind. Und wenn die Reinheit seiner Normal-Begriffe ihm nicht erlaubt, Tugend in Gemeinschaft mit dem Laster sich zu denken: so ist er doch durch diese Begriffe nicht berechtiget, allem dem, was nicht reine, ächte Tugend ist, allen Werth vor der Vernunft, allen sittlichen Werth abzusprechen, und es mit dem Laster in eine Classe zu setzen, allen dabey sich zeigenden Unterschied nur für täuschenden Schein zu erklären.

Es läßt sich denken, und die Erfahrung macht es gewiß, daß Menschen aus Achtung für Vernunft und Pflicht manches unterlassen und thun, manchen ihrer sinnlichen Triebe unterdrücken, manches Ueberwindung kostende Opfer der Tugend, die sie ehren, bringen; nur eine Neigung ihr aufzuopfern zu schwach, zu zaghaft, in einem oder einigen Stücken nur noch zu sinnlich sind. Es wäre in der That für Vernunft und Sittlichkeit in der menschlichen Natur wenig gesorgt; wenn durch eine böse Lust, die der Herrschaft der sittlichen Vernunft sich widersetzt, diese sogleich nothwendig im Menschen ganz vernichtet oder unwirksam gemacht würde. Vielmehr läßt sich denken, und die Erfahrung macht es bemerklich, daß ein Mensch sich entschließen und bemühen könne, im Uebrigen desto strenger gegen sich zu seyn, desto gewissenhafter pflichtmäßig zu handeln; wenn er sichs bewußt ist, in Einigem der Pflicht ungehorsam zu seyn. Er beruhiget oder betäubt sich dabey vielleicht mit den halbwahren, oder ihm nur halbdeutlichen Sätzen, daß nicht ein Mensch gerade so wie der andere,

und keiner vollkommen tugendhaft seyn könne. Oder glaubt der Tugend auf der einen Seite wieder zu ersetzen, was er ihr auf der andern entzieht; so wie es ihm billig dünkt, die sinnlichen Naturtriebe in einigem zu entschädigen, für den Zwang, dem sie sich in so vielen andern Stücken unterwerfen müssen. Mancher glaubt vielleicht sich damit zu entschuldigen, daß es ihm zu viele Mühe machen würde, seiner herrschenden Temperaments- oder Gewohnheits-Fehler sich zu entwöhnen; daß er die Zeit und Kraftanstrengung, welche eine solche Umschaffung seines Naturells und eingewurzelten Charakters kosten würde, besser, gemeinnütziger anzuwenden wüßte.

Bey kraftvollen und nicht sorgfältig ausgebildeten Menschen ist es insbesondere eine gewöhnliche und begreifliche Erscheinung, daß sie, wann sie sich in einer angemessenen Lage und Wirkungssphäre befinden, große und edle Seiten zeigen; in der Ruhe hingegen, aus langer Weile oder Sorglosigkeit, oder unter dem Drucke aus Verzweiflung oder Rachsucht, der größesten Niederträchtigkeiten und Abscheulichkeiten fähig sind *).

Die Sache wird überhaupt noch begreiflicher, wenn man bedenkt, wie groß der Einfluß der Neigungen und Leidenschaften auf die Urtheile des Verstandes ist. Denn dadurch kann es geschehen, daß Menschen bey vielem pflichtmäßigen Eifer fürs Gute, keinen scharfen Richterblick auf die allzustarke Lieblingsneigung fallen lassen,

*) Berühmte Beyspiele geben unter andern, Philipp von Macedonien, Alexander, Demetrius Soter, Catilina.

lassen, bey den Scheingründen ihrer Rechtfertigung sich beruhigen, und so ihr moralisches Gefühl auf dieser Seite allmählig einschläfern, und ihre Vernunft betäuben.

So läßt sich also denken, daß Menschen der Wollust oder dem Ehrgeize dienen; und dennoch aus Achtung für die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Großmuth und der Menschenliebe viel Gutes thun und viel Böses unterlassen. Wenn gleich diese ihre Großmuth und Menschenliebe, ihre Gerechtigkeit und Billigkeit nicht den ganzen Werth der ächten Tugend hat, die das Sittengesetz vorschreibt; wenn sie gleich weder ihrer eigenen Zufriedenheit und Seligkeit das seyn können, was reine und völlige Tugend seyn würde; so wäre es doch gegen Wahrheit und Billigkeit, jenen guten Gesinnungen und Handlungen allen sittlichen Werth abzusprechen, sie nur für täuschende Früchte der Sinnlichkeit, für glänzende Laster zu erklären.

Es kann insbesondere Eifer für das gemeine Wohl, oder für die Hauptstützen desselben, Religion, obrigkeitliche Gewalt, Ansehn der Gesetze, mit den selbstsüchtigen Trieben so leicht und so manchfaltig sich vermischen, daß dabey in Ansehung der Triebfedern ihrer eigenen Handlungen Menschen sich täuschen können. Soll, was aus einer solchen Mischung sittlicher und unsittlicher Triebfedern Gutes entspringt, darum böse heißen, weil es nicht aus einer ganz reinen Quelle entsprungen, und eben deswegen freylich auch nicht das Beste ist? Selbst den Handlungen derjenigen Menschen, bey welchen sinnliche Triebe ein sehr entschiedenes Uebergewicht über die sittlichen Triebfedern haben, bey

welchen diese kaum erwacht, oder mehrentheils erstickt sind, darf darum doch nicht durchaus aller sittliche Werth abgesprochen, noch vielweniger aber alles Gute, was sich in ihnen zeigt, unter den Begriff der höchsten Unsittlichkeit, des Lasters, gezogen werden. Es ist doch immer möglich, und nicht nur möglich, sondern im Betracht dessen, was die Vernunft im Menschen ist, und vermag, wahrscheinlich, daß auch die rohesten und lasterhaftesten Menschen bisweilen durch sittliche Vorstellungen in ihrem Verhalten sich bestimmen lassen. Die Achtung für die Menschen gewinnet durch diese Vorstellung vom Grunde und Werth der äußerlich guten Handlungen nicht ganz gebesserter, nicht rein tugendhafter Menschen; um so weniger kann die Achtung für Tugend das Gegentheil erfordern *).

§. 50.

Zusammenhang der Laster, vermöge ihrer innern und äußern Gründe.

Wenn sich denn aber auch der Moralist durch seine eigenen Zwecke und Grundsätze bestimmt siehet, seinen Eifer zu mäßigen bey der Bestreitung der gemeinen Vorstellungsart, nach welcher Tugend und Laster in einem Subjecte zugleich Statt finden können; und besonders

im

*) Nach diesen Grundsätzen zergliedert und ins Licht gesetzt, gewinnen selbst die Handlungen und Charactere eines P. Hildebrand, eines H. Alba, eines Philipp II. v. Spanien, eines Ludewig XI. ein menschlicheres Ansehn.

im einzelnen Falle nicht strenge zu richten *): so hat er doch die dringendsten Gründe, gegen die Zulässigkeit irgend eines Lasters in die Gemeinschaft der Tugend und die Gleichgültigkeit dagegen bey noch so vielem guten Willen und Eifer in allem Uebrigen zu streiten.

Denn gleichwie ein solcher Zusammenhang unter allen einzelnen Stücken der Tugend ist, daß sie einander alle wechselseitig unterstützen, keines ohne allen Nachtheil für die übrigen fehlen kann (§. 47.): also stehen auch die mehrern Laster, vermöge ihres gemeinschaftlichen innern Grundes, in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß jedes Laster auf mehr als eine Weise der Gefahr mehrerer Arten von Uebertretungen aussetzt; wenn gleich nicht zu behaupten steht, daß bey einem Laster so fort die innere Fähigkeit zu jedwedem andern Laster, jedem Verbrechen, und jeder Pflichtvergessenheit schon da sey; oder auch nur, daß sie bey jedwedem Menschen allmählig entstehen könne. Dieß giebt sich schon im Allgemeinen zu erkennen; und findet Bestättigung bey der Untersuchung über die Natur aller Hauptgattungen des Lasters.

Denn der Grund der Sittlichkeit und Tugend, Achtung für Pflicht, Achtung für Vernunft, wird doch durch jedes Laster angegriffen und geschwächt; so wie durch jedwede Unordnung im Körper die Gesundheit untergraben und geschwächt wird, wenn gleich einige Kraftäußerungen auf einige Zeit dadurch so gar erhöht würden.

*) Quoniam vivitur non cum perfectis hominibus plenequę sapientibus &c. *Cicero off. I.* 18.

den. Wenn die Vernunft durch ein Laster der Sinnlichkeit unterwürfig gemacht ist: so ist der höchste Grund unserer Selbstständigkeit vermindert, und unsere Abhängigkeit vermehrt; denn nur vernünftig zu seyn, haben wir durch innere Kraft ganz in unserer Gewalt, und das Bewußtseyn davon allein giebt die Selbstzufriedenheit und Festigkeit, die uns über alles Aeußere erheben kann; mittelst der Sinne aber, und der sinnlichen Triebe hängen wir von äußern Dingen ab, und können wir unsere Freyheit und Selbstständigkeit mehr und mehr verlieren. Es läßt sich also auf die Tugend desjenigen, der, sey es auch nur durch ein Laster, sich zu einem Sklaven der Sinnlichkeit und von den äußern Dingen abhängig gemacht hat, nicht so sicher rechnen, nicht die unerschütterliche und unbestechliche Treue und Standhaftigkeit erwarten, wie bey der unbefleckten und vollständigen Tugend. Aeußere Gefahren, bey erkannter Pflicht, schrecken diese nicht wie jene; äußerer Vortheil reizet sie nicht, wie er jene reizen kann; Recht, Pflicht, Wohl des Ganzen, ist ihr doch nicht Alles, und in der Collision statt allem; es giebt doch etwas Selbstsüchtiges, was sie, diese verstümmelte, befleckte Tugend, höher hält, mehr fürchtet.

Jedes Laster setzt in Gefahr mehrerer anderer. Denn jedes ist **Unwahrheit** in seinem Grunde, und **Unordnung** in seinen Wirkungen, Abweichung von den Gesetzen und der darauf gegründeten Ordnung der Natur. Unwahrheit verträgt sich aber nicht mit Wahrheit; ein Irrthum zieht daher leicht mehrere nach sich und verdrängt die Wahrheit mehr und mehr. Und eben so zieht eine Unordnung die andere nach sich. Das System der Natur ist in allen seinen Theilen so genau verbunden,

bunden, daß Verrückung eines Theils nicht ohne Zerrüttung mehrerer Verhältniſſe bleiben kann. Zwar hat die Natur auch im Moraliſchen, wie im Phyſiſchen, Kräfte des Widerſtandes und der Wiederherſtellung. Aber daraus folgt nur, daß ihre groſze Ordnung nicht durch jedwede kleine Unordnung ſo gleich ganz oder für immer verlohren geht. Bey allen dieſen Kräften des Widerſtandes und der Ausbeſſerung bleibt doch Zerrüttung immer Zerrüttung; und das Geheilte iſt ſelten ohne alle Spur der ehemaligen Unordnung, ob dieſe gleich ſich nicht einem jeden Auge, und bey jeder Gelegenheit zeigt. Ein Theil dieſer allgemeinen Bemerkung iſt insbeſondere gemein einleuchtend und an ſich ſchon ſehr wichtig. Das Laſter muß ſich verbergen, bemänteln; es führt alſo zur Verſtellung und Falſchheit; und leitet alſo von den weſentlichen Gründen des Rechtverhaltens, der Achtung für Wahrheit, Geradheit, Redlichkeit mehr und mehr ab. Und wenn eine Lüge, um ſich zu bedecken, ſo leicht in ein ganzes Gewebe von Unwahrheiten verwickeln kann: welche Gefahr zeigt ſich nicht ſchon hiebey in der Natur eines jedweden Laſters!

Jedes ſetzt die Tugend von mehreren Seiten in Gefahr; denn es ſtöhrt den innern Frieden, die Gewiſſensruhe, macht ungeneigter, in ſich zu gehen, alles in ſich genau zu durchforſchen und zu bewachen; es macht Zerſtreuung oft nothwendig; die Lebhaftigkeit und Anregſamkeit der moraliſchen Gefühle nimmt dabey ab, die Gefahr der Uebertretungen alſo zu.

Dieſe Gefahr wird noch ſehr vergröſzert dadurch, daß der Befleckte, einem Laſter dienende, weit mehr Mühe hat, äuſſern Aufforderungen zu Uebertretungen

zu

zu widerstehen; wenn andere von seiner Gefälligkeit und Freundschaft oder der Achtung für ihre zwecke oder ihr Beyspiel sie erwarten. Es folgt Zwar nicht, daß wer in einem Stücke von der Tugend abweichet, auch in mehrern abweichen müsse, wenn andere es wollen. Aber die Vertheidigung wird doch schwerer; die Weigerung nicht so leicht verziehen, wo man nicht reine Tugend und unbeflecktes Gewissen zum Widerstand hat. Vor diesen hat auch der Lasterhafte Ehrfurcht; wenn er sie auch nicht liebt, so giebt er den Kampf mit ihnen doch bald auf; ihr Anblick ist ihm zu beschwerlich. Nicht so die halbe Tugend dessen, der eines Lasters Sklave ist. Sie hat nicht die Würde in sich, um mit der dem Heuchler nie erreichbaren Kraft und Majestät des reinen Gewissens sich zeigen zu können. Sie giebt nicht das reine Ehrgefühl, den edlen Stolz, den nichts beugt, nichts schreckt, was auf Thorheit und Laster abzielt; nicht das Bewußtseyn, welches iedem Richter ruhig gegen über steht. Was will er antworten, wenn man ihm sagt: du lügst, du hast ein anderes höchstes Gut, als Pflicht und Tugend; und was wir begehren, und was wir dir bieten, ist nicht schlechter als jenes; du bist nicht gerecht, nur ungefällig, nicht weise, nur eigensinnig, fürchtest dich nicht vor der Sünde, sondern nur vor Gefahr und Strafe; du bist nicht stark, sondern zaghaft, nicht tugendhaft, nur selbstsüchtig?

Und auch im Streite mit sich selbst hat der halbe Freund der Tugend nicht die Kraft zum Kampf und Widerstande, die den ganz rechtschaffenen belebt und unterstützt; nicht die Selbstachtung, das Bewußtseyn innerer Würde, das Gefühl des hohen Werthes der Unschuld; Güter, wogegen alle Anerbietungen des Lasters

dem,

dem, der sich im Besitz derselben weiß, so bald verächtlich werden können. Er ist nicht mehr in vollem Besitze, und reinem Genusse dieser Güter, wer auch nur eine Pflicht wissentlich übertritt. Mag Furcht vor Gewissensbissen, mag Ehrliebe, mag Achtung für Vernunft vom Bösen ihn abhalten, wo die Versuchung nicht sehr reizend, zum Guten ihn antreiben, wo die Mühe nicht sehr beschwerlich für ihn ist. Mag er sich seines innern Werthes bewußt, und im Gefühl seiner noch übrigen Selbstständigkeit mit Verachtung zurück weisen, was seine schwächern Triebe reizet. Aber wenn sein herrschender böser Trieb aufs neue gereizt wird; oder ein anderer Theil der Sinnlichkeit stark genug, um, wie jener, zur Leidenschaft zu werden? Wird nicht der neue Gegner der Vernunft die dem andern eingeräumten Vortheile auch bald für sich zu benutzen wissen; eben dieselben Scheingründe, eben dieselbe Stärke des Naturtriebes, eben dieselben Unannehmlichkeiten der Pflicht, eben die Reize des Lasters, die in einem Falle galten, auch im andern gültig machen? Die schon durch Sinnlichkeit verblendete und gefesselte Vernunft, die eine Art der Lasterhaftigkeit zu entschuldigen gelernt hat, wird wohl mehrere zu entschuldigen wissen, wenn das Interesse der Sinnlichkeit stark antreibt.

Und vielleicht auch bald, um bey der innern Schwäche äußere Unterstützung sich zu verschaffen, diese Entschuldigung gemeiner zu machen suchen, Verführerin anderer werden, um durch andere weniger beunruhiget, beschämt oder behindert zu werden; wird vielleicht bald auch ähnliche Entschuldigungen fremder Uebertretungen gelten lassen müssen, und willig gelten lassen, um nicht niconsequent und mit sich selbst im Widerspruch zu seyn.

Welche

Welche Gefahren für die Tugend bey einem einzigen Laster, auch in dieser Hinsicht!

Wende man diese allgemeinen Bemerkungen auf die Hauptgattungen der Lasterhaftigkeit an; und die Wahrheit derselben wird noch vollständiger einleuchten.

Denke man sich den Ehrgeiz des Herrschsüchtigen; der ohne feindselige Regungen keinen seiner Mitmenschen über sich erheben, oder neben sich emporstreben sieht; der so oft die grausamste Gewaltthätigkeit oder die schändlichsten Tücke gebraucht, um zu stürzen, was ihm im Wege steht, um zu entstellen, was ihn verdunkelte; der nicht leicht seinem Nebenbuhler ein verdientes Lob ertheilt, ohne es durch ein zweydeutiges Aber oder einen zweydeutigen Blick zu schwächen — denke man sich weniger noch; nur die kleinliche unbestimmtere Ehrbegierde, die Eitelkeit; auch sie kann schon die Quelle großer und manchfaltiger Vergehungen seyn. Oefter vielleicht, als der thierische Geschlechtstrieb, ist sie die Quelle der schändlichsten Untreue gegen Mann und Kinder, der Zerrüttungen ganzer Familien gewesen. Und Jünglinge auch, und Männer, und Schriftsteller; wie vieles, was nicht recht ist, können auch sie begehen, um eitler Ehre willen; um irgend ein Lob zu erhaschen, das verachtet werden sollte, irgend einem Tadel zu entgehen, der dem geordneten Ehrtrieb nicht schmerzhaft gewesen wäre?

Das Urtheil im einzelnen Falle mag die Liebe, die nichts Arges vermuthet, verbieten; aber die Vernunft verbeut nicht den Gedanken im Allgemeinen, daß es eine unmännliche Männereitelkeit geben könne, die bey der Lehre nicht fraget, ob sie wahr und heilsam,

son-

sondern ob sie gangbar, modisch sey; ob sie der Denkart der litterarischen Demagogen gemäß sey, deren Lob und Tadel die meisten und lautesten Stimmen der Menge nach sich ziehet. Mancher Gelehrte hätte in seinem Fache große Verdienste sich erwerben können; wenn ihn nicht die Eitelkeit verleitet hätte, von mehrern Seiten glänzen zu wollen. Mancher, der sehr nützlich und ehrwürdig gewesen wäre, wenn er nur hätte seyn wollen, was er seyn konnte, oder nur scheinen, was er war, machte sich verächtlich und unnütz, durch die eitle Begierde, mehr zu seyn oder zu scheinen.

Vom Geize ist es gemeines Urtheil, daß er die Wurzel alles Bösen ist. Und muß nicht die Denkart verkehrt werden, wenn letzter Zweck, höchstes Gut wird, was der Natur nach lange noch nicht das wichtigste der Mittel zu den letzten Zwecken des vernünftigen Willens ist? Aber auch hier ist es nicht bloß die schmutzige Kargheit oder der niedrige Mammonsdienst, was der Vernunft und Tugend in allen ihren wichtigsten Verhältnissen verderblich werden kann. Jede ausschweifende Begierde nach äußerem Eigenthum, jede leidenschaftliche Liebhaberey dieser Art, habe sie Natur oder Kunst zum Gegenstand, sey sie Gelüstung nach Knecht oder Magd, Weinberg oder Haus des Nächsten, kann zu Lug und Betrug, Arglist und Gewaltthätigkeit verleiten.

Man kann es zugeben, daß manche der berühmtesten und größesten Männer, die durch außerordentliche Thaten gemeinnützig sich machten, der Wollust auf eine unsittliche Weise ergeben waren. Aber gegen Vernunft und Erfahrung würde doch immer die Behauptung streiten, daß ohne große Gefahr für seine ganze Würde

und Bestimmung ein Mensch den Wollustsinn in sich könne herrschend werden lassen. Daß fanatische Priester der Wollust, berauschte Lobredner derselben, solche Behauptungen wagen konnten, daß sie den lebhaftesten Sinnengenuß für das grösseste Glück des Lebens erklären, und so unbesonnen dazu einladen — dieß allein schon beweiset die Gefahr, in welche Vernunft und Sittlichkeit durch Hang zur Wollust gerathen können. Gemeine Folgen desselben, wenn es auch nicht zu den äußersten Leibes- und Seelenkräfte zerstörenden Ausschweifungen kömmt — sind Unordnung in den Geschäfften und in der Haushaltung. Jene; weil eine mit Bildern der Wollust erfüllte Imagination, und eine durch Anschläge und Verlegenheiten derselben getheilte Aufmerksamkeit, mit dem Geiste der Geschäffte und der Ordnung schwer zu vereinigen sind. Diese; — wer wird hier nach Gründen fragen? Aber üble Wirthschaft allein kann leicht mehrere sittliche Uebel nach sich ziehen; auch wenn sie nicht durch Verschwendung in Armuth stürzt, und so den Labyrinthen der Verzweiflung zuführet. Beyspiele von Männern, die dem Staate rühmlich dienten, aber ihm noch mehr, noch rühmlicher, noch länger gedient haben würden, wenn sie nicht auch der Wollust gedient hätten, können den wahren Freund der Tugend und der Menschheit hiebey kein Einwurf seyn. Und wie; wenn einige dieser, in mancher andern Hinsicht großen und verdienstvollen Männer am Ende — durch die Wollust — zu Betrügern wurden, zu Verräthern, zu Meineidigen, zu Mördern; und — was vielleicht noch mehr als alle diese schrecklichen Namen sagen kann — zu Verführern, zu besonders verderblichen Beyspielen für ihr Zeitalter? Denn nicht die im Ganzen verächtlichen Menschen sind bey ihren Vergehungen die gefährlichsten Beyspiele; son-

dern

dern die großen, die geachteten, die in vielem Betracht lobens- und liebenswürdigen Männer. Und auch nur zu einem Laster andere verführt haben; auch nur eines der sittlichen Uebel unter seinen Zeitgenossen verbreitet und im größeren Maaße auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt haben, — wer kann den Gedanken ertragen *) !

§. 51.

Grade der Lasterhaftigkeit. Mittlere Characktere.

Wie genau man es aber auch mit der Scheidung der Tugend vom Laster, und den Begriffen von beyden nehmen mag; so wird man doch nicht wohl umhin können, Grade bey dem Laster, wie bey der Tugend, anzunehmen. Nicht nur die Urtheile des gemeinen Menschenverstandes, sondern auch die Gründe der wissenschaftlichen Begriffe führen dahin. Es macht wichtige Unterschiede für das Misfallen der Vernunft, bey

*) Ein Beurtheiler der vorhergehenden Theile dieser Schrift hat den Verfasser beschuldiget, daß er Declamation und wässerigte Declamation sich mit unter erlaube. Dieser ist nicht gleichgültig bey der Beschuldigung geblieben, weil der Fehler, den sie angiebt, seiner Hauptabsicht, durch Wahrheit zu nützen, gerade zu entgegen wäre. Aber seine männliche ruhige Vernunft hat ihm noch nicht erlauben wollen, die Züge, die er hier, und bey andern sittlichen Schilderungen gebraucht hat, zu schwächen.

welchem Maaße der Erkenntniß, aus welchen Beweggründen, in welchem Umfange und mit welcher Entschlossenheit und Leichtigkeit man pflichtwidrige Triebe in seinem Verhalten sich bestimmen lässet.

Wenn auch derjenige schon mit Recht der Lasterhaftigkeit beschuldiget wird, der die bey seiner wenigen Erkenntniß ihm doch schon bemerkliche Pflicht der Sinnlichkeit oder dem Eigennutze anhaltend aufopfert: so muß derjenige doch noch verabscheuungswürdiger, sein Wille muß noch verkehrter scheinen, der auf das hellste Licht des Verstandes, die lauteste Stimme der Vernunft nicht achtet; untreu wird dem Geiste Gottes, der in ihm für Wahrheit zeugt, ihn straft, ihn warnet, dessen beseligende Führungen er erfahren hat? Bey jenem kann man denken, er würde nicht so handeln, wenn sein Verstand mehr angebaut, seine Vernunft mehr geübt wäre; man kann Besserung durch Unterricht und Anleitung von ihm hoffen. Aber was kann dieser zu seiner Entschuldigung sagen; was kann man von ihm noch sich versprechen? Auf wen das helleste Licht der Wahrheit, die lauteste Stimme der Vernunft keinen Eindruck mehr macht, wer nur durch die schmerzhaften Folgen der ausschweifenden Lüste, durch den empfundenen Schaden der Thorheit aufgehalten und zur Besonnenheit gebracht werden kann — mag er sich noch so sehr mit der Gewalt seiner Sinnlichkeit, mit den ungestümen Antrieben seines Temperaments entschuldigen wollen — ihn trift das Mißfallen der Vernunft in dem Grade, wie er Vernunft verachtet hat; er sinkt in demselben Grade unter die Würde eines vernünftigen Geistes zum Thier herab, und muß der Zucht des sinnlichen Schmerzgefühls übergeben werden,

den, in dem Maaße, wie die Vernunft ihre Kraft vergebens auf ihn gewendet hat. Begreiflich wird das Laster bey hohen Verstandeskräften und trefflichen Einsichten, selbst im Moralischen, freylich durch die Macht der Sinnlichkeit, bey heftigem Temperamente und unter starken Reizungen. Aber nie kann doch die Vernunft ihr Gesetz dem Gesetz der Sinnlichkeit unterordnen; oder das Bewußtseyn ihrer Herrscherkraft darum, daß sie nicht gebraucht worden ist, aufgeben.

Einen Unterschied muß es auch, wie bey der Beurtheilung einzelner Vergehungen, so bey den fortwährenden pflichtwidrigen Neigungen machen, aus welchem Grunde sie entspringen und Nahrung ziehen. Denn nicht von allen Gründen, auf denen auch böse Neigungen beruhen können, läßt sich gleich viel Böses erwarten, und gleich wenig Gutes. Einige hängen doch mit den erhabensten Richtungen des menschlichen Geistes, mit der Sittlichkeit selbst näher zusammen; andere sind von der Vernunft weiter entfernt, mehr thierischer Art. Wen der nicht genug untergeordnete Trieb der Ehre hie und da vom Wege der Billigkeit und menschenfreundlichen Schonung, wen nicht ganz reiner Patriotismus von den Wegen der Gerechtigkeit ableitet: ist doch nicht so tief gesunken, als derjenige, der bloß um thierischen Genusses willen lieblos, ungerecht, arglistig, grausam seyn kann. Wer innern Beruf zum Herrscher fühlt, durch seine Herrschaft beglücken zu können sich geschickt weiß, und beglücken will; und, mit solchen Gefühlen und Gesinnungen, wie Cäsar, zum Grundsatze annimmt:

Si violandum est ius, regnandi gratia
Violandum est; aliis rebus pietatem cole;

der entgeht zwar dadurch dem an das unveränderliche Gesetz der Gerechtigkeit gebundenen Urtheile der richtenden Vernunft nicht; das sittliche Gefühl kann um so mehr betrübt darüber werden, daß ein solcher Geist nicht ganz der Tugend sich heiligte, da ein immer nur für Recht und Gerechtigkeit wirksamer kraftvoller Mann das Schönste und Erhabenste und sicher auch das Wohlthätigste ist, was die Menschheit in sich faßt. Aber nie wird doch die ruhige Vernunft den Cäsar in eine Classe setzen mit einem Catilina, Caligula, mit Neronen und allen den, keines Namens in der Geschichte werthen, gekrönten Wollüstlingen, oder Schätze-erpressenden und verschleudernden Tyrannen. Auch in kleineren Wirkungssphären, den nicht ganz nach dem Gesetze der Tugend, aber doch nicht ohne Absicht aufs gemeine Beste überwiegend wohlthätig wirksamen Mann nicht in eine Classe setzen zu den bloß mit thierischer Kraft ererbte Schätze und Rechte verzehrenden Müßiggängern.

Die Vernunft kann es nicht für einerley achten; in wie vielen Stücken und wie leicht ein Mensch ihre Gesetze übertritt. Sie kann daher auch nicht einem gleichen Verdammungsurtheile unterwerfen den, der Muster eines regelmäßigen Fleißes und gemeinnütziger Thätigkeit, treu seinen Versprechungen, gütig den Dürftigen, muthig in Gefahren; aber nicht seines allzuempfindlichen Ehrgefühls, nicht seines Zornes Meister ist; wie er es seyn würde, wenn er alle Kräfte der Vernunft, die in ihm liegen, recht gebrauchen wollte:

te: mit den verworfenen Sklaven niedriger Lüste, deren höchsten Lebensgenuß ein Mann von Ehre sich zu nennen scheut, die durch Ungerechtigkeit oder Niederträchtigkeit erwerben, was sie im Schooße des feilen Lasters verzehren. Der steht doch noch nicht auf der äußersten Stufe des moralischen Verderbens, der noch gegen die böse Lust kämpft, nur nicht recht kämpft, oft sich widersetzt, und oft unterliegt, sündiget und bereut und wieder sündiget; schrecklicher ist doch der Zustand dessen, der keine Reue mehr fühlt, den sinnlichen Trieben ohne Scheu sich hingiebt, an keine Rückkehr zur Pflicht mehr denkt, sie für unmöglich, für Thorheit hält.

Nicht nur aber ist Grund vorhanden, Grade bey der Lasterhaftigkeit zu unterscheiden, sondern alle bisherige Untersuchungen vereinigen sich auch noch mit einander zu der Folgerung; daß es Menschen von mittlerem Character geben könne, die entweder anhaltend zu viel Gutes an sich haben, um lasterhaft, und nicht Gutes genug, um tugendhaft heißen zu können, oder auch so unbeständig und wankend sich zeigen, daß man nicht weiß, welchen Character man ihnen beylegen soll. Heute so gut, so edel in ihren Gesinnungen, so unverdrossen thätig und eifrig für die erkannte Pflicht; morgen so träge und unempfindlich oder so leichsinnig! Wenn der Einfluß des Körpers und äußerer Ursachen an solchen Abwechselungen den größten Antheil haben: so entsteht auf der einen Seite die Frage, ob solche Einflüsse mit der Kraft und Würde der Tugend bestehen können; auf der andern aber auch die, ob um solcher der Tugend nachtheiligen Einflüsse willen, der Mensch schon der Tugend ganz ver-

lustig, schon des Lasters schuldig erklärt werden dürfe?

Neben jenen, ihren Absichten angemessenen reinen und strengen moralischen Begriffen, sich aus der Erfahrung auch diese gemischten Charactere bekannt zu machen, ist nöthig. Denkt man sich die Menschen nur unter der Anleitung jener äußersten Begriffe: so kann man in eine zwiefache Gefahr dadurch geführt werden; entweder von denen, die vielen Schein der Tugend an sich haben, zu viel zu erwarten; oder diejenigen, von denen man entdeckt, daß sie dem vollkommenen Begriff der Tugend nicht entsprechen, für schlimmer zu halten, als sie sind, und weniger von ihnen zu erwarten, als sie wirklich leisten können *). Und verliert sich etwan in der Folge die Täuschung in Ansehung der ersten; entdeckt man, daß auch sie — mehr als Schwachheiten — an sich haben; ist man so unglücklich, irgend einen häßlichen Schandfleck auch an denen zu entdecken, in welchen man das Ideal moralischer Schönheit und Vollkommenheit lieben und verehren zu können geglaubt hatte: so geräth man vielleicht in Gefahr, allen Glauben an Tugend zu verlieren, alle Menschen in eine Classe zu werfen — das Schlimmste, was einem Menschen begegnen kann!

§. 52.

---

*) Quoniam non vivitur cum p·rfectis hominibus plenequе sapientibus — etiam hoc intelligendum puto, neminem omnino negligendum, in quo aliqua significatio virtutis adpareat. *Cic.*

§. 52.

Einfluß äußerer Umstände auf die Begriffe von der Tugend.

Wenn man es eingesehen hat, daß die Gesetze der Vernunft und Sittlichkeit nicht allein die Triebfedern der menschlichen Handlungen sind, und daß sie vielmehr durch die übrigen Gesetze und Grundtriebe der menschlichen Natur ihre genauern Bestimmungen erhalten: so kann es auch nicht befremden, wenn in der Geschichte der Menschheit die Begriffe von der Tugend, so wie die Begriffe von Recht und Pflicht (Th. III. §. 37. f.), vom Nützlichen und Schädlichen, abhängig sich zeigen von den äußerlichen Verhältnissen der Menschen, Glücksumständen, Lebensart, Bedürfnissen und Verbindungen unter einander.

Unter Menschen im rohen Naturstande, wo es noch keinen bleibenden Reichthum giebt, wo die mehr vom glücklichen Zufall als stetiger Arbeit zu erwartenden Nahrungsmittel bald überflüßig vorhanden sind, bald ganz fehlen; wo ferner noch keine obrigkeitliche Gewalt hinreichenden Schutz gegen Beleidigung gewähret, nur der Freund und Verwandte Beschützer und Rächer seyn kann: da wird die gemeine Tugend Geduld unter Mangel und Beschwerden und Freygebigkeit beym Ueberflusse seyn; und Treue in der Freundschaft bis zum Tode, und bis zur unversöhnlichen Rachsucht nach dem Tode Heldentugend.

Wenn ein Volk sich erst zum Range eines Staates hervorarbeitet, seine politische Existenz sich itzt erkämpfen will: dann werden Muth und Tapferkeit vor-

vorzugsweise den Namen der Tugend erhalten, der Name eines Patrioten die ganze Sittlichkeit in sich zu begreifen, vielleicht alle Fehler verzeihlich zu machen scheinen. Hingegen wird ein im Ueberflusse und mannichfaltig verfeinerten Genusse seine Tage verlebendes Volk mehr die Schönheit als die Kraft der Tugend empfinden, gefällige Eigenschaften dem Verdienste und die Gesetze des Wohlstandes den Gesetzen der Gerechtigkeit gleich, wenn nicht in einigem so gar über dieselben setzen. Ein nur durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem von Natur armen Wohnlande bestehendes Volk wird, neben der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit den höchsten Rang unter den sittlichen Eigenschaften zuerkennen; ein Virtuose in den Künsten des Vergnügens, der anderswo, gleich dem gemeinnützigsten Geschäftsmanne, wenn nicht darüber, verehrt und belohnt würde, kann hier vielleicht ein Bösewicht, schwerlich ein frommer, tugendhafter Mann scheinen. In freyen Bürgerstaaten wird die Tugend nach den Aeußerungen des Gemeingeistes, in Despotien nach dem Gehorsam gegen die Befehle des Landesherrn, unter Priesterherrschaft nach dem blinden Glauben gegen den durch ihre Vertrauten geoffenbarten Willen der Gottheit geschätzt; und den guten Werken, welche Einsiedeleyen in Palläste umschaffen, und die Diener des Wortes allmählig zu Herren des Gesetzes erheben.

Aber nicht nur die allgemeinsten Verschiedenheiten des Nationalzustandes zeigen hiebey ihren Einfluß; sondern auch die characteristischen Verschiedenheiten in den Empfindungen, Bedürfnissen und Denkarten der verschiedenen Stände. Wenn gleich die Vernunft in al-

len

len Menschen Ehre und Tugend vielmehr mit einander verbindet, als einander entgegensetzt: so ist doch das Gesetz der Ehre nicht so völlig oder in demselben Maasse Gesetz der Tugend, bey allen übrigen, wie vielfältig bey einigen der höhern Stände. Nach diesem Gesetz der Ehre kann es für besser gehalten werden, als Müßiggänger von fremdem Verdienste zu leben, denn durch ehrliche Arbeit sein Brod zu verdienen; kann es recht und in der Ordnung zu seyn scheinen, dem dürftigen Handwerksmann den verdienten Lohn vorzuenthalten, um Spielschulden zu bezahlen; und Rauben und Morden Rittertugend, wenn es nur mit Muth und gewissen Formalitäten geschieht.

§. 53.

Grundzüge zum Bilde des vollkommenen Tugendhaften.

Um den Begriff der reinen und vollständigen Tugend für die vorhergehenden und nachfolgenden Untersuchungen noch mehr ins Licht zu setzen; wollen wir seine wesentlichen Beziehungen auf die Natur und die wichtigsten Verhältnisse des Lebens mit möglichster Absonderung alles Zufälligen, im **Bilde des vollkommenen Tugendhaften** anschaulich zu machen suchen.

Aufmerksam auf seine ganze **Natur** und alle seine Verhältnisse, aufmerksam auf die Stimme seiner alles verbindenden, vergleichenden und ordnenden **Vernunft**, aufmerksam insbesondere auf die im Wesen der Vernunft liegenden Gesetze der **Einstimmigkeit**, **Wahrheit**, Gerech-

Gerechtigkeit und Billigkeit *); hat er es zu seinem höchsten Zwecke gemacht, in sich und außer sich Gutes zu erhalten und zu befördern, so viel ihm möglich ist; nach seiner besten Erkenntniß, also immer in Gemäßheit jener innern Vernunftgesetze der Einstimmigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit. Denn er hat es empfunden und eingesehen, daß Zufriedenheit, daß innerer Friede von ihm weicht, wenn er diesen unabänderlichen Gesetzen seines innern Richters, der Vernunft, entgegen handelt.

Dieser durch die Vernunft bestimmte höchste Zweck heißt ihn also seine eigene Wohlfahrt und Vollkommenheit, und zwar zuförderst und auf eine vorzügliche Weise, nur nicht ausschließlich und außer dem Verhältniß zu jenem höchsten Zweck und den ihn bestimmenden Grundgesetzen, besorgen. Zuförderst nemlich und vorzüglich in sofern als eines jeden Wohlfahrt und Vollkommenheit hauptsächlich von ihm selbst, seinem Willen und seinen eigenen Bemühungen abhängt; und derjenige, der viel für andere thun will, seine Kräfte erhalten und vervollkommnen muß, Gesundheit, Verstand und Einsichten, Ehre und vielfältig auch die andern äußern Güter dazu nöthig hat.

Vor allem sucht er also seinen Geist immer weiter auszubilden durch lebendige Erkenntniß des Wahren und Guten, und immer folgsamer zu machen seinen Willen gegen die Vorstellungen der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Indem

*) S. philos. Biblioth. B. I. S. 186. f. 196. und Th. III. dieser Untersuchungen S. 174. und Vorrede S. XXXVIII.

Indem er jede menschliche Vollkommenheit ehret und liebt, ordnet er doch sein Streben darnach, damit er nicht die grösern oder nöthigern der kleinern und entbehrlichern aufopfere; mäßiget sein Verlangen, damit es nicht der Ordnung der Natur ungestüm zuvoreile, und durch einseitige Ueberspannung Eintracht und Gleichgewicht der mehrern zum Leben und Wirken nöthigen Kräfte aufhebe; oder gleichgültig ihn mache gegen das Gute, was er hat und haben kann durch Vergleichung mit unerreichbaren Idealen.

Er befleißiget sich vielmehr der beständigen Aufmerksamkeit auf das viele Gute, was in ihm und außer ihm zu seinem Gebrauch und Genuß vorhanden ist; er ist willig und bereit, sich alles Schönen und Guten zu freuen, und Heiterkeit, Zufriedenheit und Dankbarkeit, Munterkeit und lebhafte Thätigkeit in sich zu unterhalten, willig und bereit, an jedem Vergnügen Theil zu nehmen, dem die Vernunft sich nicht widersetzt.

Da er den Reichthum des Guten, was menschliche Natur und Leben in sich fassen, kennt, aber auch weiß, daß vernünftiger Gebrauch die wesentliche Bedingung dabey ist: so wird er zwar, sein Leben lieben und für die Erhaltung desselben sorgen, wird es es nie leichtsinnig, besonders nicht um sinnlichen Genusses willen, in Gefahr setzen; aber auch nie es zu erhalten und zu sichern suchen durch Verletzung derjenigen Gesetze, die die höchsten Zwecke desselben, als die unveränderlichsten Bedingungen bestimmen, der Gesetze der Gerechtigkeit und größesten Gemeinnützigkeit; bey deren Uebertretung er sich selbst verächtlich und unerträglich seyn würde. Nie wird er aber auch sein Leben verachten und selbst sich nehmen;

so lange die Vernunft ihn nicht verläßt; weil kein Leben ohne Werth ist, in welchem Vernunft sich beweisen, Tugend geübt werden kann; oft auch die heilsamsten und gemeinnützlichsten Beweise von der Kraft der Tugend und der Achtung für Vernunft da möglich sind, wo der sinnliche Trieb zum Leben den Menschen verläßt.

Die Gesundheit, das Leben im Leben, ist ihm also wichtig wie das Leben selbst; er wacht darüber, gleich weit entfernt vom unvorsichtigen Leichtsinn, und von der zaghaften Aengstlichkeit, die selbst Krankheit oder noch schlimmer als Krankheit ist.

Um sein Leben recht zu nützen, sucht er jede Stunde aufs beste anzuwenden; also seine Zeit geschickt einzutheilen, und jede gute Gelegenheit zweckmäßig zu benutzen.

Den Beyfall seiner Nebenmenschen, ihre Liebe und Achtung sucht er zu verdienen; und erwartet sie desto ruhiger, je weniger ihm Ehre höchstes, absolutes, Gut ist; je gerechter, billiger und bescheidener er von sich und andern denkt. Unverdienter Tadel kann ihn schmerzen; aber nicht aufhalten in der Befolgung seiner Pflicht.

Auch die vom Glück noch mehr abhängigen äußern Güter schätzt er, als Mittel, die Zwecke des Lebens zu befördern. Er sucht sie in den Wegen der Ehre und Gerechtigkeit, betrachtet sie nie als einen Theil von sich selbst oder seinem Werthe, gebraucht sie für die besten Zwecke nach Maaßgabe seiner Verhältnisse, denkt bey ihrem Verlust, daß es Glücksgüter sind, und bey ihrer

Entbeh-

Entbehrung, daß er viel höhere Güter in seiner Gewalt hat.

Um zum Wohl anderer sein Leben recht zu gebrauchen, denkt er zuförderst darauf, was er denen schuldig ist, die mit ihm in näherer Verbindung stehen; die Liebe von ihm zu erwarten auf eine besondere Weise berechtiget sind, und den Mangel derselben am schmerzhaftesten empfinden würden; oder denen nützlich zu seyn er besondere Mittel und Gelegenheiten hat. So ist er dankbar gegen seine Wohlthäter, bewahrt im liebevollen Andenken alle ihm erwiesenen Wohlthaten, um nicht nur durch seine Dankbarkeit zu erfreuen, sondern um dadurch in sich selbst und in andern die Triebe des Wohlwollens zu beleben, sich selbst auch um so mehr vor stolzer Ueberhebung zu bewahren. Er ist zärtlicher, treuer, standhafter Freund; doch nicht ungerecht und lieblos gegen andere Menschen aus Partheylichkeit für seine Freunde. Vielmehr ist ihm auch bey seinen Freundschaften, so wie bey allen seinen engern Verbindungen Hauptzweck, vereinigt desto mehr Gutes für das Ganze zu stiften. Eben deswegen wählt er seine Freunde mit Behutsamkeit, schenkt sein Vertrauen stufenweise, bestimmt es immer nach vernünftigen Zwecken, weiß Offenheit mit Vorsicht, Freymüthigkeit mit Schonung zu vereinigen. Niemand verzeiht williger verzeihliche Fehler, bedeckt lieber unabänderliche Schwachheiten, ist billiger in seinen Erwartungen und Forderungen, abgeneigter, böse Absichten zu vermuthen; als er es besonders in Beziehung auf seine Freunde ist.

Als Vater und als Ehegatte denkt er nicht sich selbst, sein Vergnügen und sein Ansehn, als Zweck der häus-

lichen

lichen Verhältnisse. Gutes thun ist ihm auch hier viel mehr werth als Gutes empfangen; und Erhöhung der innern Kraft Lohn genug für alles Thun und Dulden, welches diese Verhältnisse mit sich bringen.

Eben so wenig denkt er sich als Herr und Vorgesetzter seine Rechte als Zweck, sondern vielmehr als Mittel zu besonderen Pflichten. Denn er weiß, daß jeder um so mehr zu thun schuldig ist, je mehr er zu thun vermag. Er sieht es ein, daß sich dienen lassen, abhängig und schwach seyn heiße. Doch kennt er auch die Nothwendigkeit der Herrschaft und Unterordnung in der Gesellschaft, und die Vortheile eines unterscheidenden persönlichen Ansehens für wichtige Zwecke. Er hält also über die Gesetze der gesellschaftlichen Ordnung, und hütet sich, sein Ansehn zu schwächen durch Handlungen, die entweder nach dem Urtheil der gesunden Vernunft, oder nach unbezwingbaren Vorurtheilen erniedrigen und verächtlich machen. Aber wie er im Verhältniß zu denen, die in der gesellschaftlichen Ordnung über ihn stehen, nie vergißt, daß auch er Mensch ist; so vergißt er beym Blick auf die Niedrigsten nie, daß auch sie Menschen sind. Die Rechte der Menschheit, die Würde des Menschen, die im Vermögen liegt, nach eigener Einsicht Gutes zu erkennen, und mit freyem Willen es zu thun, sucht er zu beschützen und zu befördern in jedem Menschen, wie in sich selbst.

Ehrwürdig ist ihm und heilig die bürgerliche Gesellschaft, und ihre so viele der wichtigsten Zwecke vereinigende und beschützende Ordnung. Dankbarkeit bindet ihn an den Staat, in welchem er gebohren und erzogen ist; und er weihet ihm seine gebildeten Kräfte gern auch mit geringerem eigenen Vortheil, wenn sie

ihm

ihm nöthig sind; und nie vergißt er, was er von ihm empfangen hat, wenn er auch dem Zwecke der mehreren Nützlichkeit gemäß ein neues Vaterland sich wählet.

Auch im Staate verlangt er keine unmögliche Vollkommenheit; und mögliche Vervollkommnung nicht anders, als in der Ordnung der Vernunft, durch Mittel, die im Ganzen gut, und immer gut, also gerecht sind. Hohe Gefühle durchströmen ihn, und geben ihm Muth, jeder Gefahr sich auszusetzen; wenn er solche Mittel zur Vermehrung oder Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung vor sich sieht. Aber wenn er auch von der Gerechtigkeit und Lauterkeit seiner Absichten völlig überzeugt ist: so kennt und fürchtet er doch immer, wie es die Vernunft befiehlt, die Gefahr allzuschneller, fast immer mit Uebereilungen verknüpfter, oder das Ganze zu sehr erschütternder Veränderungen.

Uebel, denen er nicht auf eine gesetzmäßige Weise abhelfen kann, trägt er um so leichter mit Geduld; je mehr er das viele Gute zu schätzen weiß, welches auch minder vollkommene Staatsverfassungen gut und billig denkenden Menschen gewähren. Wo er kann, ein gutes Beyspiel des Gehorsams und der Treue, der Ordnungsliebe und der Unverdrossenheit im angewiesenen Beruf zu geben, ist der Haupttrieb seines Patriotismus. Vor unbedachtsamem Tadel öffentlicher Anstalten und obrigkeitlicher Verordnungen hütet er sich um so mehr, je größer die Gefahr sowohl des Irrthums als des bösen Beyspiels dabey ist. Nie verkennt er das Gemeinnützige darum, weil es seinen Privatabsichten hinderlich ist. Und da er alles, was er der Menschheit und dem Staate schuldig ist, aus Liebe zum Guten, aus Achtung

für Pflicht thut: so ist es für sein Verhalten einerley, ob obrigkeitliche Aufsicht und Gewalt ihn dabey erreichen können oder nicht.

Alle diese engern Verbindungen hindern ihn nicht, Wohlwollen gegen alle andere Menschen zu empfinden, und es durch Thaten zu beweisen, wo er es kann, ohne aus der pflichtmäßigen Ordnung zu treten, oder irgend größere Zwecke den kleinern aufzuopfern.

Ueberall ist sein thätiges Wohlwollen hauptsächlich auf Beförderung innerer, sittlicher Vollkommenheiten gerichtet; doch ohne die äußern Bedürfnisse ganz ausser Acht zu lassen; am wenigsten da, wo die Besserung des Innern durch den Druck des Aeußern verhindert wird.

Oeffentliche Anstalten zum Besten der Hülfsbedürftigen unterstützt er mit einem der Wichtigkeit ihrer Zwecke und der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung angemessenen Eifer. Zutrauen gegen dieselben zu erwecken, wo sie es verdienen, und durch Beyträge zu ihrer Vervollkommnung dieses Zutrauens immer würdiger sie zu machen, ist ihm einer der allerwichtigsten Theile seines allgemeinen Menschenberufes.

Solchen Zwecken ergeben, schämt sich doch der Tugendfreund nicht der Aufmerksamkeit auf die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens. Sie zu befördern, und auch die kleinsten vermeidlichen Unannehmlichkeiten andern zu ersparen, macht sein immer reges Wohlwollen ihn geneigt und fertig. Und so erleichtert er sich die Ausübung mancher schwerern Pflicht, findet leichter Eingang in die Gemüther, und bahnt sich den Weg zu höhern Zwecken.

Er

Er kann Feinde haben; denn er ist noch Mensch, kann fehlen aus Irrthum bey der besten Gesinnung. Seine Gesinnungen und Absichten können auch verkannt werden; seine pflichtmäßige Handlungen den unsittlichen Denkarten und Absichten anderer zuwider seyn. Das erste, was er thut, wenn er Widerwillen und Feindschaft gegen sich wahrnimmt, ist, aufs strengste sich zu prüfen; ob er Ursache dazu gegeben habe. Findet er dieß: so läßt er sich durch nichts abhalten, dieß zu bekennen. Sollte auch diese seine Gewissenhaftigkeit in einigen Fällen gemißbraucht werden: so ist die Handlungsweise doch, als Beyspiel, im Ganzen unzweifelhaft gut. Liegt Irrthum auf Seiten des Andern zum Grunde: so thut er sein Mögliches, um ihn zu heben. Denn er weiß, daß Feindschaft kein im Ganzen gutes und der Menschheit anständiges Verhältniß ist.

Kann er es nicht: so bedauert er den Irrenden, sucht das Mißfallen am Fehler desselben zu mäßigen und die Menschenliebe gegen ihn in sich zu unterhalten, durch absichtliche Aufsuchung seiner guten Eigenschaften und Verdienste; fährt fort, jeder seiner Pflichten nachzugehn, und erneuert in sich das bessernde Bewußtseyn seiner wirklichen Mängel und Unvollkommenheiten, wenn Vorwürfe ihm gemacht werden, bey denen er nach strengster Prüfung sich unschuldig findet.

Er freut sich seiner Tugend; und fühlt sich im Bewußtseyn derselben, im Bewußtseyn der Würde, die Vernunft und Achtung für ihre Gesetze giebt, erhaben über alle Reize, Drohungen und Anerbietungen der Unvernunft. Aber er verachtet nicht die schwächere Vernunft; er sieht nicht mit stolzem Blick auf diejenigen

herab, die auf Wegen der Thorheit wandeln, oder vom Ziel der Weisheit noch weiter als er entfernt sind. Denn er weiß ja, daß er die Kräfte nicht schuf, die in ihm das Gute vollbringen; daß er nicht die Mittel ihrer ersten Erweckung und Ausbildung veranstaltete; daß er nicht die Gefahren abwendete, die seine aufkeimende Tugend vernichten konnten.

Er hofft — daß jene nicht immer bleiben werden, was sie itzt sind, nicht immer auf den Wegen der Thorheit und des Irrthums; und um so weniger entzieht er ihnen seine Achtung und Liebe. Er hofft es — von der so viel vermögenden Vernunftkraft in dem Einzelnen, und im Ganzen der Menschheit; und von der, im Ganzen ihrer Zwecke und Gesetze so ehrwürdigen, so erhabenen, zu großen Erwartungen so sehr berechtigenden Natur.

Und sollte er, der Zögling der Vernunft, er durch sie zum Ideal der sittlichen Vollkommenheit und zur Herrschaft über das Sinnliche erhaben, in der Natur sich nur Körperkraft und Körpergesetz denken? In dem Ganzen, dessen so kleiner, so abhängiger Theil der Mensch ist, ein minder erhabenes Princip als im Menschen ist? Der Tugendhafte in der Natur und in ihm selbst keine Gottheit erkennen, glauben, verehren?

Wir wollen hier noch nicht über diese Frage entscheiden.

Wie eingeschränkt aber auch seine Hoffnungen von der Menschheit wären: so würde doch nicht die Neigung, Böses von andern zu denken und zu glauben, in ihm herr-

herrschen. Als billiger Ausleger der Handlungen und Gesinnungen hat er sich vollkommen überzeugt, daß wenigstens die meisten Menschen mehr Gutes als Böses an sich haben, daß ihre meisten Handlungen, nach ihren Einsichten und Absichten beurtheilt, wo nicht Lob, doch Entschuldigung vielmehr als Tadel, verdienen. Er beurtheilt andere so wie er selbst und jedermann wünscht, daß andere ihn beurtheilen.

Wie ihm seine Ehre das wichtigste aller äußern Güter ist: so betrachtet er also auch den guten Namen und die Ehre anderer als eines der kostbarsten Güter; nur bey sichern Gründen und wichtigen Zwecken ist er fähig, zum Nachtheil derselben etwas zu sagen; und immer thut er es mit vorsichtigster Wahl der Ausdrücke. Leichtsinniges Auffangen und Verbreiten nachtheiliger Gerüchte ist ihm ein Greuel.

Liebe zur Wahrheit ist die Seele der Tugend; denn die Pflicht entspringt aus der Wahrheit oder der bestmöglichen Erkenntniß *). Wahrheit ist also die Regel aller Reden und Handlungen des Tugendhaften; das Reich der Wahrheit sucht er auch in andern zu befördern, und die Zahl der menschlichen Irrthümer zu vermindern; besonders in denjenigen Angelegenheiten, wo die schädlichen Folgen die Hülfe am nöthigsten machen. Aus Furcht vor Irrthum und dessen Beförderung ist er aber auch im Urtheil über vielbefassende und schwer zu durchschauende Gegenstände behutsam; lieber unwissend als vermessen.

*) S. Th. III. S. 148. f.

Vermessen und kühn spricht er also nie von Gott und göttlichen Dingen, oder von den Angelegenheiten der Religion; wie viel oder wie wenig auch sein Glaube umfasse.

Ist er überzeugt vom Daseyn Gottes, einer alles nach gütigen Absichten weislich ordnenden höchsten Vernunft, welches sich bey einer solchen Liebe zum Guten, und einer solchen Zufriedenheit mit der Natur, als im Character des Tugendhaften gegründet sind, kaum anders denken läßt — so ist seine Verehrung der Gottheit, seine Religion ist Dank und Vertrauen; und vermöge dieser innigsten Dankbarkeit und dieses uneingeschränkten Vertrauens, froherer Gehorsam gegen alle Gesetze der Natur und muthigerer Trieb zu allem Guten.

Kapitel II.

Von den allgemeinsten Gründen und Hindernissen der Tugend.

§. 54.

Genauere Bestimmung der Frage von den Gründen der Tugend.

Wenn man beym allgemeinsten Begriff von der Tugend oder dem formalen Wesen derselben stehen bleibt: so läßt die Frage, worauf die Tugend sich gründe, nur eine, und eine sehr einfache Antwort zu; diese nämlich, daß die Tugend sich auf Wahrheit und

Ver-

Vernunft und deren mögliche Herrſchaft über die pflicht-widrigen Triebe gründe. (Th. III. S. 148. ff.) Wenn man aber den Menſchen mit ſeinen beſtimmten Willens-trieben vor Augen hat: ſo wird die Ausſicht bey dieſer Frage erweiterter und manchfaltiger. Es kömmt dann in Betrachtung, in welchem Verhältniße Selbſtliebe und natürliches Mitgefühl, Ehrgefühl und Selbſtachtung, Furcht vor innerm Widerſpruch und Furcht vor äußern ſichtbaren oder unſichtbaren Richtern, Liebe zum Schö-nen und Wahren, und Liebe zum Nützlichen, mit der Tugend ſtehen; von ihrem erſten Anfang an bis zu ih-rer Vollendung. Es kömmt in Betrachtung, welche Mittel und Uebungen der Vernunft die Herrſchaft über die an ihre Geſetze von Natur nicht gebundene Triebe verſchaffen, und die Vorſtellung der Pflicht zum einzig entſcheidenden Beweggrund des Willens machen? Es ziehen endlich auch die Einſchränkungen des Vernunft-vermögens, die im Körper, und die Hinderniſſe der Tugend, die in gemeinen äußerlichen Verhältniſſen Grund haben, die Aufmerkſamkeit hiebey an ſich. Und aus allem zuſammen genommen läßt ſich erſt be-urtheilen, wie weit der Begriff von der Tugend Reali-tät habe, oder nur Ideal ſey.

§. 55.

Kein Grundtrieb der menſchlichen Natur iſt der Tugend ſchlechter-dings entgegen; keiner in ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit, vollſtändiger Grund derſelben.

Wenn man unter einem Grundtrieb oder Grundge-ſetz des Willens einen für unſere Erkenntniß letzten Grund des Wohlgefallens und Mißfallens, Begehrens

und Verabscheuens, oder kurz des Wollens und Nichtwollens versteht: so wird man nicht im Stande seyn, einen nahmhaft zu machen, welcher der Tugend schlechterdings oder, seinem Wesen nach, zuwider wäre. Man würde auch bey der Behauptung eines solchen Triebes bald mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Denn man würde behaupten müssen, daß die Vernunft dem Menschen etwas vorschreibe und zur Pflicht mache, was den Grundbestimmungen seines Wesens entgegen und also unmöglich ist; die Vernunft aber kann nichts unmögliches fordern: sie muß sich vielmehr bey ihren auf wirkliche Gegenstände sich beziehenden Vorschriften nach der Natur und den unabänderlichen Eigenschaften dieser Gegenstände richten. Oder man würde Grundtrieb nennen und als einen solchen anführen, was nur subordinirter oder ausgearteter, kurz von andern abhängiger und durch sie bezwingbarer oder bestimmbarer Grund des Willens ist.

Wenn der Mensch, seiner Natur nach, die Wahrheit weniger liebte, als den Irrthum, Schein mehr als Realität; wenn er nicht fähig wäre, seinen gegenwärtigen Zustand und seine selbstischen Regungen über den Vorstellungen und Gefühlen, die auf den Zustand anderer sich beziehen, zu vergessen, fähig, das nähere Gut über dem entfernteren zu vergessen, oder diesem es aufzuopfern; wenn eine so unbezwingbare Selbstsucht, Eigenliebe und Eitelkeit ihn beherrschten, als man bisweilen schon zu behaupten geschienen hat: so wäre die menschliche Natur mit dem Begriff der Tugend, den wir angenommen haben, nicht zu vereinigen.

Wenn ſich aber ſolche Behauptungen bey gründlichen Unterſuchungen nicht rechtfertigen; wenn kein anderes allgemeinſtes Grundgeſetz des menſchlichen Willens behauptet werden kann, als das Gute, d. h. das Angenehme und Nützliche, nach Verhältniß des objectiven Gehaltes und der formellen Vollkommenheit der Vorſtellungen, zu begehren, (B. I. Abſch. I. K. I.) wenn unter den letzten Gründen des Wohlgefallens und der Neigungen keiner ſchlechterdings verwerflich iſt (B. II. §. 121.), wenn endlich der Menſch Vergnügungen und Güter mit einander zu vergleichen von Natur aufgelegt und fähig iſt, und kraft des Grundgeſetzes das gröſsere dem kleinern, wenn er zureichende Erkenntniß davon hat, vorzieht: ſo iſt kein Grund da, das einſtimmige Verhältniß der menſchlichen Natur zur Tugend in Zweifel zu ziehen.

Die Selbſtliebe, als der mächtigſte und unbezwingbarſte Trieb, würde unter das Geſetz der ſittlichen Vernunft ſich nicht bringen laſſen; wenn es irgend eine Pflicht gäbe, mit deren Ausübung die Vernunft weder unmittelbar überwiegendes Vergnügen, noch überwiegende Hoffnungen, oder überwiegende Furcht eines gröſsern Uebels, dergleichen Selbſtverachtung ſeyn könnte, zu verbinden im Stande wäre. Aber wenn die Vernunft keine Pflicht vorſchreibt, von welcher ſie denken läßt, daß bey ihrer Ausübung am eigenen wahren Wohl verloren gehe; wenn ſie vielmehr die Ueberzeugung gewährt, daß Tugend der ſicherſte Weg und die unabänderliche Bedingung wahrer Glückſeligkeit iſt: wenn ihre Kraft im Gemüthe bewirken kann, daß der bloße Gedanke einer ihren Geſetzen widerſprechen-

den Handlung Unruhe und Abscheu erweckt: so ist das Gesetz der Selbstliebe nicht nur nicht im Widerspruche mit dem Gesetze der Tugend: sondern die Selbstliebe ist ihrem Wesen nach dazu bestimmt, unter der Leitung und Bildung der Vernunft, Tugend zu werden in ihrem ganzen Umfange.

Daß vom Ehrgefühl, desgleichen von den Trieben des Mitgefühls und allen liebreichen Neigungen sich viel Vortheil für die Tugend ziehen lasse, leuchtet aus der Natur der Sache ein. Aber so wie alle diese Triebe und Gefühle von Natur im Menschen sind, können sie, weder einzeln noch zusammen genommen, die Stelle der Tugend vertreten, oder ihr gleich geachtet werden; wenn man auch den Begriff vom innern Wesen der Tugend, als herrschender Liebe für die erkannte Pflicht bey Seite setzen wollte. So wohlthätig und weislich auch die Elternliebe und Kindesliebe, und Ehrliebe und alle jene andern Triebfedern in der menschlichen Natur angebracht sind, um das Verhalten zu bestimmen, ehe die sittliche Vernunft zur Reife gekommen ist: so haben sie doch alle Ausbildung durch Vernunft nöthig. Ihrem ursprünglichen Grunde nach haben sie weder Stärke noch Bestimmtheit genug, um zu einem im Ganzen guten Betragen überall zu bestimmen. Wer kennt nicht die Ausschweifungen, Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten, wozu sie den Menschen verleiten?

Auch der Trieb zur Erkenntniß und zur Wahrheit macht hier keine Ausnahme, so erhaben auch sein Rang unter den Gründen und Bestandtheilen der Tugend ist. Auch er hat Ausbildung nöthig; hat von Natur theils nicht Stärke, theils nicht Bestimmtheit genug.

Die

Die Wahrheit, nach welcher der Verſtand nothwendig ſtrebt, und an welcher er bey ſeinen erſten Beſchäfftigungen und in allen Fällen Wohlgefallen findet, iſt die innere Uebereinſtimmung ſeiner ſubjectiven Vorſtellungen; um objectiven Grund dieſer Vorſtellungen bemüht er ſich oft wenig; dazu muß er erſt durch anderweitiges Intereſſe, mittelſt der Erfahrungen von den äußerlichen Verhältniſſen angetrieben werden. Wo dieſes nicht ſtark genug auf ihn wirkt; zieht er oft den (ſubjectiven) Schein der (objectiven) Wahrheit vor; giebt Träumereyen, die ihn ergötzten, ungern für ſie hin. Und wie ſehr iſt es nicht dabey dem Einfluß der Neigungen und Leidenſchaften ausgeſetzt?

Alſo die Tugend iſt kein Naturgeſchenk; ſie wird dem Menſchen nicht angebohren.

Nach ſeinen allgemeinen Anlagen kann aber auch der Menſch nicht zur Laſterhaftigkeit überwiegend beſtimmt, oder Laſterhaftigkeit angebohren ſcheinen. Letzteres, im genaueſten Sinne der Worte genommen, ſtreitet ſchon gegen den Begriff vom Laſter, welcher Erkenntniß der Pflicht vorausſetzt, die nicht angebohren iſt. Ob einige Menſchen durch ihre individuellen Anlagen überwiegend zur Laſterhaftigkeit beſtimmt gebohren werden; iſt eine hiſtoriſche Frage, die außer dem Gebiete der Philoſophie liegt. Nur läßt ſich, bey Erwägung der Kräfte, die im Weſen der Vernunft und Wahrheit liegen, nicht wohl reimen, daß ein Menſch, der Vernunft genug beſäße, um mit Moralität zu handeln, ſchlechterdings unüberwindliche Neigung gegen ſeine beſſere Erkenntniß zu handeln, von Natur haben ſollte.

§. 56.

Wiefern durch Stärkung der feinern Gefühle die Tugend vorbereitet und befördert werden könne.

Am weitesten entfernt vom Ideal der moralischen Vollkommenheit ist der Mensch, wenn nur das Gefühl des gegenwärtigen Zustandes der thierischen Natur seine Handlungen bestimmt; wenn nicht Vorstellungen des Künftigen und Abwesenden, wenn nicht Theilnehmung an den Vorstellungen und Empfindungen anderer seine Triebe mäßigen und zurückhalten.

Also scheint die Folgerung gegründet, daß zur Erweckung und Stärkung der Tugendtriebe die Belebung der feinern Gefühle, welche aus Vorstellungen von dem, was in andern vorgeht, oder aus den Vorstellungen vom Vergangenen, Abwesenden und Künftigen entspringen, von unzweifelhaftem Nutzen seyn müsse. Denn die Tugend bezieht sich mittelst der Begriffe von den Pflichten, auf das, was nach allen der Vernunft erkennbaren Folgen im Ganzen das Beste ist; und erfordert also Entfeßlung des Willens vom eingeschränkten thierischen Gefühl des gegenwärtigen eigenen Zustandes. Und da in der Natur nichts durch Sprünge, sondern stetig und stufenweise zu Stande kömmt: so scheint der Weg zur endlichen Erhebung des Willens zur Abhängigkeit von der allgemeinen Vorstellung der Pflicht, als seiner höchsten Triebfeder, durch die Angewöhnung an feinere Reize, folglich durch die Erweckung und Stärkung der feinern Gefühle, gehen zu müssen.

Mit

Mit gleichem Grunde kann auch die Belebung des Gefühls und Triebes für das Schöne als der Tugend vortheilhaft betrachtet werden. Denn die Schönheit hat einen Haupttheil ihres Weſens mit der Sittlichkeit gemein, die Einheit oder Zuſammenſtimmung in der Manchfaltigkeit. Geſchmack am Schönen iſt alſo ſchon ein Theil der Liebe zum Wahren und Sittlichguten; iſt ſchon Erhöhung und Veredlung der Triebe.

Und alles dieß iſt auch unwiderlegbar gewiß, ſoweit, daß man ſagen kann, es ſey immer Etwas für die moraliſche Vervollkommnung des Menſchen gewonnen, wenn dieſe feinern Gefühle in ihm geweckt und ſtark genug ſind, den in ihren Beziehungen noch eingeſchränktern und vom Weſen der Sittlichkeit noch weiter abſtehenden thieriſchen Trieben Einhalt zu thun. Aber da es noch immer ſinnliche Triebfedern ſind, von viel eingeſchränkterer Beziehung, als die Begriffe von objectiver Wahrheit, Gerechtigkeit und Pflicht: ſo erhellet leicht, daß nicht nur mit ihrer Belebung das Werk der Tugend noch nicht vollendet ſey; ſondern daß ſie auch der Tugend gefährlich werden können, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehen; und alſo, wenn der Menſch nur in dieſen feinern Gefühlen und nicht zugleich im Gebrauche der Vernunft und im Gehorſam gegen ihre Geſetze geübt und geſtärkt wird. Auch iſt es nicht ſchwer, in der Erfahrung Menſchen zu finden, die ein ſehr feines Gefühl für ſinnliche Schönheit, ein ſehr empfindſames Mitgefühl und überhaupt viele durch die Imagination geſtimmte Triebfedern haben, und von ſittlicher Vollkommenheit noch weit entfernt ſind.

Ob diese Menschen besser seyn würden, wenn sie bey gleichen Temperamentsanlagen und demselben Grade practischer Vernunft, nicht die starken feinern Gefühle hätten?

Es läßt sich denken. Denn es läßt sich annehmen, daß sie bey minderer Erweckung und Belebung ihrer Imagination und der darinne gegründeten Vorstellungen von den Gegenständen der feinern Sinnlichkeit manche Begierden und Leidenschaften nicht hätten, die ihr Gemüth nun beunruhigen, ihre Strebungen über die Grenzen der natürlichen Bedürfnisse und der Gesellschaftlichen Ordnung hinaustreiben, Handlungen der Ungerechtigkeit und Unbilligkeit erzeugen, zu denen sonst kein Grund in ihnen gewesen wäre. Es läßt sich denken, daß die von Natur allgemeinere Theilnehmung am Menschlichen und Natürlichen, durch die mittelst erweckter und verbundener feinerer Reize verstärkte Anhänglichkeit ans Einzelne oder Besondere, noch schwächer werden könne, als sie kraft der natürlichen Anlagen ist. Ja es läßt sich behaupten, daß die höhern Strebungen des Geistes nach viel umfassender Erkenntniß und Wirksamkeit, die durch ernsthafte, oft von allen sinnlichen Annehmlichkeiten entblößte Uebungen des Verstandes geweckt und unterhalten werden müssen, und ein Uebergewicht desselben über das Vermögen der Einbildungskraft voraussetzen, durch übermäßige Ausbildung der feinern Sinnlichkeit zurückgehalten und erschwert werden können.

Auf eine oder die andere dieser Bemerkungen wird sich zurückführen lassen, was von den sittlichbesten Folgen der Verfeinerung Böses mit Grunde gesagt werden kann.

kann. Das vorher angezeigte Wahre des vortheilhaften Einflusses, den eben diese Verfeinerung in die Ausbildung der Tugendtriebe haben kann, wird dadurch nicht geschwächt. Nur die Anwendung dieser Wahrheit ist darnach zu bestimmen. Daß die Verfeinerung der sinnlichen Triebe allein noch nicht tugendhaft mache, beweiset nichts gegen ihren Nutzen. Denn dieß wird von jedem der übrigen Tugendmittel eben auch gesagt werden können, von der Beschäftigung des Verstandes mit den erhabensten Begriffen, von der Betrachtung des höchsten Gutes und vom Gebete.

§. 57.

Die Tugend erfordert Uebung und Aufklärung des Verstandes.

Da bey der Tugend ein sehr allgemeiner und viel befassender Begriff höchste Triebfeder des Willens seyn soll, nemlich der Begriff von der Pflicht, oder vom Guten in allem Betrachte: so leidet es keinen Zweifel, daß Uebung und Vervollkommnung der Denkkräfte, des Vermögens, Begriffe zu fassen und anzuwenden, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft, zu den wesentlichen Bedingungen der sittlichen Ausbildung gehören.

Auch darum schon kann jeder Fortschritt in der Entwicklung und Uebung der Verstandeskräfte der sittlichen Vervollkommnung zuträglich scheinen; weil ein zum ordentlichen und gründlichen Denken überhaupt gewöhnter Geist zum richtigen Denken bey jeder Gelegenheit fähiger und fertiger scheinet, als der ungeübte, und

weil

weil ernsthafte Beschäfftigung mit Wissenschaft dem Hang zur Sinnlichkeit immer einigen Abbruch thut.

Aber hiebey sind doch noch genauere Bestimmungen nöthig. Erstlich ist nicht alle Abziehung vom Sinnlichen der Tugend vortheilhaft. Denn bey der in der wirklichen Welt wirksamen Tugend, die weise und thätige Vaterlandsliebe, Elternliebe, Kinderliebe, angemessene, thätige Freundschaftlichkeit und Wohlthätigkeit in bestimmten Verhältnissen, Berufsfleiß u. s. w. seyn muß, ist es nicht gethan mit dem bloßen formalen Begriff der Tugend, oder der Belebung der allgemeinen Vorstellungen von Vernunft und Wahrheit, Recht und Pflicht. Sondern dazu sind Aufmerksamkeit auf die Sinnenwelt, oder die wirklichen Menschen und Angelegenheiten, und geübter praktischer Verstand nöthig. Und hieraus erhellet bald die Folge, daß nicht jede Uebung des Verstandes in wissenschaftlichem Denken und jeder Grad derselben der Tugend zuträglich seyn könne. Denn da der menschliche Verstand eingeschränkt ist, nicht alle Kenntnisse in sich vereinigen, nicht mit allen sich beschäfftigen kann: so könnte es seyn, daß er durch allzueifrige Beschäfftigung mit abstraeten Wissenschaften gehindert würde, auf die Gegenstände, mit welchen er in sinnlichem Zusammenhange steht, vielleicht auf sich selbst, so viele Aufmerksamkeit zu verwenden, als zur vollständigen Kenntniß und richtigen Beurtheilung nöthig ist. Das Vernunftwidrige und Unmoralische in der gemeinen Lebensweise oder in einzelnen Handlungen mancher Gelehrten läßt sich hiebey begreifen.

Aber auch die Art der Verstandesbeschäfftigung kann in mehr und weniger vortheilhaftem Verhältnisse

zu

zu dem moraliſchen Zweck ſeyn. Denn obgleich alles Denken durch einerley allgemeinſte Geſetze der formalen Wahrheit regiert wird: ſo finden doch große Unterſchiede der bestimmtern Geſetze dabey Statt; je nachdem es der Verſtand bloß mit ſeinen Vorſtellungen, und idealen Verhältniſſen zu thun hat, oder mit wirklichen Dingen, und deren Verknüpfung als Urſachen und Wirkungen in der Ordnung der Natur.

Selbſt der moraliſche Unterricht kann die letzten Zwecke verfehlen, wenn er zu ſehr im Allgemeinen bleibt. Dann ſetzt er vielleicht in den Stand, ſchön und fertig über moraliſche Gegenſtände zu ſprechen; aber die Triebe der Sinnlichkeit werden dadurch nicht gebeſſert. Wie ſollten ſie es; wenn ohne Anwendung auf ſich und ſeine wirklichen Verhältniſſe, ohne wahre herzliche Theilnehmung, die Beſchäfftigung mit moraliſchen Wahrheiten bloß als gelehrte Beſchäfftigung, um damit zu glänzen, oder ein Einkommen dadurch zu gewinnen, getrieben wird? Vielleicht wird ſo gar die gemeinſte Sorgfalt auf die Erforderniſſe der individuellen Bedürfniſſe und Verhältniſſe, wie der Ungelehrte von geſundem Verſtande und natürlich gutem moraliſchen Gefühle ſie anwendet, über den gelehrten Fleiß vernachläſſiget, und die ſinnlichen Triebe gehen, bey aller jener Aufklärung des Kopfs, ſich ſelbſt überlaſſen, ganz ungehindert ihren eigenen Gang. Vielleicht richtet der gelehrte Fleiß ſo gar Unordnungen im Körper an; und erzeugt dadurch widernatürliche Reize und Triebfedern, unmoraliſche Launen und Leidenſchaften.

Wenn alſo die Cultur des Verſtandes moraliſche Früchte bringen ſoll: ſo muß ſie beſonders auf die ſitt-

lichen Gegenstände hingerichtet werden. Und auch da muß sie, nicht beym Allgemeinen stehen bleiben: sondern die Menschen müssen zum Nachdenken über sich und ihre wirklichen Verhältnisse erweckt, und in Ansehung derselben gründlich unterrichtet und aufgeklärt werden; damit sie wissen, wie sie die Triebe der Natur auf eine ihnen gesetzmäßige, vernünftige, ganz gute Weise befriedigen können. Und das zur Vollkommenheit der ganzen Menschennatur nöthige Gleichgewicht der Kräfte muß dabey erhalten werden; so, daß zwar die alles ordnende und umfassende Vernunft zur herrschenden Kraft erhoben, aber allen übrigen Kräften des Geistes und Körpers das Vermögen erhalten wird, der Vernunft zu dienen, und ihren Anweisungen zu folgen.

§. 58.

Ueber die Tugenden und Laster wilder Völker.

Die Frage von den sittlichen Folgen der Aufklärung und Verfeinerung, oder dem moralischen Werth der Wissenschaften und der Künste ist durch die bisherigen Bemerkungen schon in einiges ihre Beantwortung erleichterndes Licht gesetzt worden. Sie wird es noch mehr, wenn man die Begriffe vom sittlichen Zustande der Wilden, oder derjenigen Völker, bey welchen beyde fehlen, nach Maaßgabe allgemeiner Vernunftgründe und der sichersten Erfahrungen genauer bestimmt.

In dieser Absicht lassen sich folgende Hauptsätze begründen und anwenden.

1) Die

1) Die Völker ohne Künſte und Wiſſenſchaften haben mehr negative Tugend, oder weniger Laſter, als aufgeklärte und verfeinerte; weil ihnen ſo viele Gegenſtände laſterhafter Neigungen ganz unbekannt ſind, alſo auch keine unordentlichen Triebe erwecken; oder, kann man auch ſagen, weil ſie weniger Bedürfniſſe haben, und dieſe alſo leicht in der Ordnung der Natur befriedigen können. Unbegnügſamkeit oder Unzufriedenheit mit ſeinem Stande, Diebſtahl und Habſucht können nicht Statt finden; wo alle einander gleich, alle arm ſind, oder alle leicht das Nöthige haben können. Aber wie wenig ſich von dieſer Unbekanntſchaft mit Laſtern auf die entgegenſtehende poſitive Tugend ſchließen laſſe; beweiſen die einſtimmigen Nachrichten von dem faſt unüberwindlichen Hang eben dieſer auf niedrigen Stufen der Cultur ſtehenden Völker zum Stehlen *); wenn Fremde mit reizenden Gütern zu ihnen kommen.

2) Bey ihren wenigern Laſtern läſſet ſich ihre Sinnlichkeit deſto heftiger aus; ſie begehen deſto größere Ausſchweifungen. Gemeinbekannte Beweiſe hievon ſind

*) Die Abiponen in Amerika ſtehlen ſich unter einander nichts; aber den Spaniern, was ſie können. *Dobrizhofer* II. 153. Bey aller Freundſchaft und Achtung, die auf den Inſeln der Südſee den Engländern und andern Europäern erwieſen wurde, konnten doch ſelbſt die Vornehmern des Volks dem Trieb zum ſtehlen nicht ganz widerſtehen. Auf der Inſel Owhybee ſollen doch die Prieſter auch in dieſem Puncte die meiſte Sittlichkeit bewieſen haben. S. A. 1784. S. 1986.

die Unmäßigkeit im Essen und Trinken und in der Rache bey allen, und die Ausschweifungen der Wollust bey den meisten dieser Völker *).

3) Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Mangel an Beschäfftigung verleiten sie zu vielem Bösen. Unwissenheit ist die Quelle des Aberglaubens; und die Unmenschlichkeiten, zu welchen dieser verleitet, sind kaum zu zählen. An den meisten Grausamkeiten und übrigen Lastern der Wilden nimmt er einigen Antheil; unterhält und befördert sie wenigstens in einigen. Auch die Gedankenlosigkeit ihres noch wenig erweckten und erweiterten Verstandes scheint an ihrer Lieblosigkeit bey manchen Anlässen zum Mitleiden und an manchen ihrer Grausamkeiten Antheil zu haben; da sie dieselbe oft mit kaltem Blut, ohne Zorn zu äußern, ungereizt an Thieren so wohl als an Menschen beweisen **). Es scheint kindisches Spiel für sie und Zeitvertreib zu seyn. Aus langer Weile fangen sie oft Krieg an; oder betrinken sich, welches fast immer Gewaltthätigkeiten nach sich zieht.

4)

*) Die nöthigen Nachrichten finden sich bey allen Schriftstellern über die Geschichte der Menschheit, oder die Sitten der Wilden. Ueber eheliche Treue halten manche dieser Völker strenge. Von den Abiponen rühmt Dobrizhofer noch mehr: Adulterium inter eos inauditum. Libidinum, quae Europaeis gentibus familiares, monstra huic nationi peregrina sunt, quin & ipsa earum nomina.

**) S. Ulloa Nachrichten von Amerika Th. II. S. 98. Cooks dritte Reise S. 352. 421.

4) Aber es ist natürlich und der Erfahrung gemäß, daß auch ihre Tugend bey den wenigern Gegenständen, die sie beschäfftigen, stärker, gleichsam concentrirter, sich beweise. Daher die oft bewunderten Beyspiele von Freundschaft, von Liebe für Verwandte, für Volk und Vaterland. Selbst ihre Grausamkeit und Unversöhnlichkeit gegen Feinde entspringt größtentheils aus diesem an sich guten, nur von der Vernunft nicht geläuterten und gehörig eingeschränkten Grund. Ihre duldende Tapferkeit behält noch immer vielen moralischen Werth, wenn auch ein Theil davon auf organischer Unempfindlichkeit beruht *).

*) Eine gut gefaßte, größtentheils unpartheyische Schilderung des moralischen Zustandes der nordamerikanischen Wilden giebt Carver in seinen *Travels* ch. XVI. Folgendes ist der Hauptinhalt davon. Sie vereinigen in ihrem Character Begierden und Leidenschaften der wilden Thiere, und Tugenden, die der menschlichen Natur zur Ehre gereichen. Unerbittlich grausam und rachsüchtig gegen ihre Feinde, scheuen sie keine Gefahren und Beschwerden, um ihre Rache zu befriedigen, und kennen keine Grenzen dabey. Aber sie sind auch getreue Freunde, immer bereit, den letzten Bissen mit dem andern zu theilen, und das Leben für ihn zu lassen. Auch dem Feinde, dem sie einmal beschlossen haben das Leben zu schenken, und unter sich aufzunehmen, begegnen sie von dem Augenblicke an, wie einem Freund, Kind oder Bruder. So ist auch die Ergebenheit gegen ihr Volk sehr groß; weder Drohungen noch Versprechungen können sie davon abbringen. Es fehlt wenigstens

5) Es giebt bey den rohesten Völkern, wie bey den aufgeklärtesten und verfeinertesten, es giebt auf jeder Stufe der Cultur große sittliche Verschiedenheiten der Individuen und der Geschlechter. Wer Hypothesen und einseitigen Systemen zu Liebe vom Einzelnen oder Besondern aufs Allgemeine zu schließen sich erlauben will, kann also hier leicht Beweise und Gegenbeweise finden, wie er sie sucht. Wer einmal weiß, daß das Böse, das Widernatürliche immer zuerst oder am meisten auffällt, gemeine, den Hauptzwecken der Natur in ihren bestimmten Verhältnissen angemessene Tugend am leichtesten unbemerkt bleibt; wird, alles zusammen genommen, vor Ausrufungen über die Unsittlichkeit der Wilden sich bewahren; aber doch einsehen, daß die Vernunft es dabey nicht lassen kann; sondern daß durch sie der Mensch bestimmt ist, nach einem höhern Ziel zu streben; wie viele Fehltritte er auch bey diesem Fortstreben thun mag. Und wenn er einen Wunsch dabey in sich entstehen läßt: so kann es nur der seyn, daß man weder durch un-

---

stens nicht an einzelnen Beyspielen einer zärtlichen Liebe zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern. Die Tugend, in der sie es am meisten andern zuvorthun, ist die leidende Tapferkeit und Selbstbezwingung. Weder Hunger, noch Durst, noch irgend eine Beschwerde, und noch so große Gefahr, keine Marter bringt sie von einem auf große Absichten abzielenden Entschluß ab. Und ob sie gleich, wenn sie Ueberfluß und Sicherheit vor dem Feinde haben, sich ganz der Trägheit und dem faulen Vergnügen überlassen: so sind sie hingegen auch auf der Jagd und im Krieg unermüdet, und über alle Begriffe genügsam.

unnatürlich voreilende oder einseitige Reize, noch durch vorsetzliche Einschränkung und Zurückhaltung irgend einer Art, die Abweichungen der Naturkräfte von dem durch sie selbst bestimmten Weg ihrer Entwicklung vervielfältigen möchte. Wo alle Kräfte der Natur frey wirken dürfen, halten sie einander am leichtesten in Ordnung und im stetigen Fortgange.

§. 59.

Die Tugend erfordert Uebung der Kräfte durch Entschluß und That.

So gewiß auch die Abhängigkeit des Willens von den Vorstellungen ist: so ist es doch eben so gewiß, daß das Wissen allein noch nicht nothwendig zum Thun führet; daß noch eigene Uebungen nöthig sind, um die Vorstellungen vom Wahren und Guten zu wirksamen Triebfedern zu machen; und daß die wesentlichste dieser Uebungen die wirkliche Befolgung derselben, Entschließung und Ausübung ist. Die Gründe dieser moralischen Hauptwahrheit zeigen sich in folgenden Bemerkungen.

1) Mögen Vorstellungsvermögen und Wille, nach dem System einiger Philosophen, eine und dieselbe Grundkraft, oder nach andern verschiedene Principien im Wesen der Seele seyn: so ist doch so viel ausgemacht, daß die äußerlichen, oder überhaupt nicht in einem bloßen Denken und Wollen bestehenden Handlungen noch auf anderweitigen Principien beruhen; eigene Kräfte der innern und äußern Organisation in

bestimmten Erweckungen und Richtungen erfordern. Die Einwirkung der Seele und des Leibes ist wechselseitig. So lange also noch die Triebe eine allzustarke entgegengesetzte Richtung haben, wird durch ihren Widerstand und das unangenehme Gefühl, so damit verknüpft ist, der gute Vorsatz gar leicht erstickt. Es bleibt beym Wissen oder höchstens beym schwachen unwirksamen Wollen; bis dieser Widerstand ein oder mehrere male überwunden, und den Trieben eine bessere Richtung gegeben worden ist. So bleibt beym Trägen die Ueberzeugung vom Nutzen der Arbeitsamkeit und von der Schönheit der Ordnung, ohne Befolgung; so lange er nicht seinen plumpen, ungeübten, oder steifen, ungelenksamen Organen Gewalt anthut. Und der Vorsatz der Besserung des Jachzornigen oder Spottsüchtigen, in der Stunde des ernsthaften Nachdenkens mit voller Ueberzeugung gefaßt, scheitert bey der unerwarteten Aufregung der alten Triebe, so lange nicht durch mächtigern Widerstand die Gewalt derselben gebrochen ist.

2) Ausübung der erkannten Wahrheit vollendet, befestiget und belebt die Ueberzeugung, wie kein anderes Mittel es vermag; verwandelt den Gedanken in Anschauung und die Vorstellung in Gefühl. So lange es beym bloßen Wissen bleibt, wie deutlich und vollständig dieses auch zu seyn scheinet; können sich noch immer geheime Zweifel an der Wahrheit und reellen Möglichkeit der aufgestellten Vorstellungen im Gemüthe behaupten; äußerst schwach vielleicht für das Bewußtseyn; aber stark genug, um die Trägheit und Unentschlossenheit, und andere geheime Schutzwehren der Neigungen zu unterhalten. Wer aber nur einmal dem Rufe der Pflicht, mit Ueberwindung der Trägheit oder Leidenschaft,

schaft, getreu nachgeht, der wird bald innigst überzeugt, daß Wahrheit und höheres Wohlseyn bey der Tugend sind, und mit jedem neuen Gehorsam wird sein Glaube sich stärken, und seine Lust am Guten zunehmen.

3) Und Muth und Achtung für sich selbst werden sich stärken; daß das Laster mit allen seinen Lüsten und Leidenschaften, mit allen seinen Drohungen und Verheißungen ihm immer mehr als Schwachheit und Erniedrigung erscheint. Seiner Siege sich bewußt, wird er die innern oder äußern Feinde der Vernunft, zwar nicht leichtsinnig verachten, aber auch nicht zaghaft fürchten, keine zweydeutigen Vergleiche mehr mit ihnen eingehen, und auch im schwerern Kampf seine Würde behaupten.

4) Hingegen derjenige, der es beym Wissen lange bewenden lässet, der bessern Erkenntniß oft untreu wird, muß die Kraft der Wahrheit in sich je länger je mehr schwächen. Die Unempfindlichkeit gegen ihre gewohnten Anregungen, die Fertigkeit der Triebe, ihnen zu widerstehen oder auszuweichen, nehmen zu mit jeder Uebertretung. Was kann natürlicher hieraus erfolgen, als daß entweder der alte Sündenknecht, der die Wahrheit aufbewahret in Ungerechtigkeit, im höchsten Leichtsinn, oder in der Verzweiflung an der Möglichkeit seiner Besserung, sich der Sinnlichkeit und Leidenschaft ganz hingiebt; oder daß er endlich die Wahrheit, mit der er so lange nur gespielt, selbst nur für Einbildung und die Tugend für ein leeres Wort, oder Unglauben für Weisheit und vorsichtige Sinnlichkeit für Tugend hält?

§. 60.

Der Zustand des Körpers ist nicht gleichgültig für die Tugend.

Wenn gleich das innere Wesen der Tugend ganz geistig ist: so führen doch die allgemeinsten Begriffe vom Menschen und von menschlicher Tugend bald auf die Folge, daß bey der Sorge für die Tugend der Körper keineswegs ganz vernachläßiget werden dürfe. Denn er ist für die Vernunft, folglich für die Tugend, Werkzeug; Werkzeug der Erkenntniß und der Wirksamkeit in den Verhältnissen dieses Lebens. Aus ihm können Triebe und Bedürfnisse, Blendwerke und Launen entstehen, die der Tugend gefährlich werden. Seiner Trägheit oder Reizbarkeit unterliegt nicht selten der gute Vorsatz.

Besondere, aber zu bekannte Erfahrungen, als daß sie hier müßten angezeigt werden, machen diese allgemeinen Bemerkungen noch einleuchtender. Man denke nur an die physischen Gründe des Zorns und der Wollust; oder an die Nahrung, welche Schwärmerey und Aberglaube aus körperlichen Dispositionen ziehen können.

Den Körper vorsetzlich zu entkräften oder zu martern; kann die vernünftige Folgerung aus diesen Forderſätzen nicht seyn. Beydes muß vielmehr für die Tugend gefährlich scheinen. Es giebt für jeden Menschen, wenn er will, wie er es soll, Gutes genug zu thun, und Ungemach genug zu bestehen und auszuhalten in diesem Leben, um auch der Körperkräfte nicht zu viel zu haben. Und Peinigung des Körpers, wenn sie auch nicht an die Stelle der thätigen Tugend oder irgend einer schwereren

Uebung gesetzt, und zum anrechnenden oder abrechnenden Verdienst gemacht würde, könnte doch schon als widernatürlicher Reiz und Störung der Ordnung für Vernunft und Tugend gefährlich werden.

Die Tugend zerstöret nicht die Werke der Natur, und richtet nicht Unordnung in ihr an. Das Werk der Natur zu beschützen und zu vollenden, und Ordnung herzustellen, ist vielmehr ihre Bestimmung. Sie opfert zwar das kleinere Gut dem grössern auf; aber nicht um ihrer selbst willen, sondern um dessen willen, was außer ihr ist; und nicht anders, als wenn Unordnung da ist. Sie fängt nie Unordnung an, streitet nie gegen die Ordnung der Natur.

Ein gesunder, kraftvoller, aber nicht überladner, nicht mit widernatürlichen Reizen durch üppige Nahrung erfüllter, nicht durch Trägheit steifer; sondern durch regelmäßige Thätigkeit geübter und gelenksamer, gegen unangenehme Empfindungen und gefährliche Reize abgehärteter und zum angemessenen Widerstand gewöhnter Körper werde der Tugend zum Werkzeuge gegeben; so weit es von menschlicher Willkur abhängt.

Wo der Tugenhafte dieß nicht mehr in seiner Gewalt hat; lerne er wenigstens seinen Körper und dessen Einflüsse auf sein Gemüth bald und genau kennen; um gegen ihn und gegen die Eingebungen seiner durch den Körper verstimmten Einbildungskraft auf seiner Huth zu seyn.

Und er überzeuge sich, daß Mäßigkeit jedweder Art, im Wachen und Schlafen, in der Arbeit und im

sinn-

sinnlichen Genuß, daß Aufenthalt und Bewegung in freyer reiner Luft, wenn gleich entferntere, doch eben so kräftige und eben so nöthige Mittel zur Bewahrung der Tugend seyn können, als Lesen moralisch guter Bücher, erbauliche Betrachtungen und fromme Seufzer.

Wie oft ist der Liebhaber der Natur mit höherem Vorsatz, froherem Muthe, reinerem oder duldsamern Herzen aus ihren Gefilden, zu seiner Arbeit und zur Sorge für die Seinigen zurückgekehret, als er ausgegangen war!

§. 61.

Innere Hindernisse der Tugend und Mittel dagegen.

Oft hat man den Körper oder die Materie als die Quelle alles moralischen Uebels und aller Einschränkungen und Hindernisse der Tugend in diesem Leben angeklagt. Und man kann es, in so weit, als bey der Abweichung von dem, was ganz gut oder recht ist, der Widersetzung des Willens gegen dasselbe, täuschende Gefühle und Vorstellungen zu Grunde liegen, und diese ihre nahe oder entfernte Quelle im Körper haben. Aber wie vieles man auch auf diese Weise dem Körper zur Last legen kann: so muß man nur nicht vergessen, wie viel Gutes auch, wie selbst die menschliche Erkenntniß des Guten und Wahren in der Welt von ihm als mitwirkender Ursache und Bedingung abhängt.

Und dann kann man, den Begriffen nach, auch mit Beyseitsetzung der Vorstellung vom Körper, im eingeschränkten Verstand und der eingeschränkten Willens-

lenskraft, an sich allein betrachtet, leicht genug Gründe zum Ursprung und zur Unterhaltung moralischer Uebel entdecken. Denn da der Wille das Gute begehrt im Verhältniß der objectiven und formalen Stärke der Vorstellungen: so kann man sagen, daß Entschließungen und Handlungen allemal vernünftig seyn würden, wenn der Verstand das wahre Gut, das Beste, mit seinen nahen und entferntern innern und äußern Bestandtheilen, jederzeit stark genug vorstellte. Und da das formale oder allgemeine innere Wesen des Lasters in der Abweichung des Willens von der bessern Erkenntniß besteht: so kann man also auch im Willen selbst den Grund der Untugend sich denken; darinnen daß der Wille nicht immer durch die Merkmale des Wahren und Guten, durch die Vorstellung von Recht und Pflicht, wie schwach sie auch sich zeigten, sondern durch die lebhaftere, wenn gleich minder vernünftige Vorstellung sich bestimmen lässet.

Und diese dreyfache Vorstellungsart des Grundes des moralischen Uebels findet nicht bloß bey den allgemeinsten Begriffen statt; sondern läßt sich auch bey ausführlichern und bestimmtern Begriffen von diesen drey Hauptstücken des menschlichen Wesens anwenden.

Wie leicht es sey, in besondern Eigenschaften und Zuständen des Körpers Gründe der Laster und Hindernisse der Tugend aufzufinden; ist bereits (§. praec.) angezeigt worden. Man kann es auch nach Anleitung jeder Eintheilung der Temperamente; Stärke so wohl als Schwäche des Körpers, große und geringe Reizbarkeit und Empfindlichkeit können solche Gründe seyn, und sind es oft.

Aber auch unter den manchfaltigen Zweigen des Vorstellungsvermögens ist keines, welches von allem Antheil an der Begründung des moralischen Uebels ganz freygesprochen werden könnte. Nicht nur die gröbere, sondern auch die feinere Sinnlichkeit kann der Tugend hinderlich und gefährlich seyn; die Reize zum Bösen können durch Augen und Ohren so wohl als durch die gröbern Sinne sich einschleichen. Wie viel Böses auf die Rechnung der Einbildungskraft gesetzt worden ist, und gesetzt werden kann, ist bekannt; sie ist die Hauptquelle der Leidenschaften. Aber auch das Gedächtniß kann angeklagt werden; daß es, was ihm anvertraut worden ist von heilsamer Erkenntniß, nicht immer zur rechten Zeit lebhaft genug hergiebt; und hingegen oft in Erinnerung bringt und im Gemüthe aufstellt, was die Aufmerksamkeit vom Guten ablenkt und böse Triebe erweckt. Der Verstand selbst und die Vernunft; so wie sie im Menschen sich beweisen, können mit in die Schuld am moralischen Uebel gezogen werden. Denn das Streben des Verstandes, alles unter seine Begriffe zu fassen und zu ordnen, so wie der Trieb der Vernunft, alles unter anerkannte Gesetze zu bringen oder daraus abzuleiten und zu erklären, wie nothwendig auch beyde ihrem Wesen nach für das sittliche Vermögen scheinen müssen, sind doch bey den Verhältnissen, unter welchen sie im Menschen sich äußern, mittelbar und unmittelbar Miturſachen des moralischen Uebels. Denn das voreilige Streben, alle Erscheinungen, die ganze Natur, unter die wenigen Begriffe — vergleichungsweise mit dem Umfang der Natur sind es auch im angebautesten Verstande nur wenige — die ein menschliches Wissen in sich faßt, zu bringen; so wie jenes Bestreben, alles zu erklären und zu begreifen, ist oft

die

die Urſache des Irrthums und der Anhänglichkeit am leeren oder einſeitigen Schein, und der Verſchmähung der unbegreiflichen, befremdenden, neuen und doch vielleicht ſo heilſamen Wahrheit; der Verachtung des guten Rathes und der nöthigen Belehrung, wenn dieſe nicht gleich die Geſtalt der eigenen Einſicht und die Form der angenommenen Grundſätze gewinnen können. Nicht zu gedenken, wie der Verſtand bisweilen an Form und Einkleidung klebt, fürs gewohnte oder ſchöne, oder hohe leere Wort, das Beſſere, die reelle Wahrheit hingiebt. Das Streben ſelbſt nach Vorſtellungen, nach neuen, vollſtändigern, anſchaulichern Vorſtellungen, ſo wie es beym Trieb der Vielwiſſerey oder der Neugierde zu Grunde liegt, kann nicht nur der Tugend manches Hinderniß in den Weg legen, ſondern gerade zu auf die Wege des Laſters führen. Die Lehre jenes bekannten, ehrwürdigen alten Mythos findet in der Geſchichte des Menſchen, ſonderlich des jungen Menſchen noch gar leicht manchfaltige Beſtättigung.

Was endlich die beſtimmten Triebe des Willens anbelangt: ſo iſt, wenn wir den völlig ausgebildeten Tugendtrieb ausnehmen, keiner, gegen den nicht Klage erhoben werden könnte. Das Verdammungsurtheil, welches gewöhnlich auf die Selbſtliebe gerichtet wird, kann eben ſo wohl die Triebe des Mitgefühls, Mitleidens und Wohlwollens treffen; dieſe Hinderniſſe der Selbſtſtändigkeit und Feſtigkeit des Characters, dieſe Triebfedern der unzeitigen oder übermäßigen Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Verführbarkeit, Schonung und Milde; kann man ſagen, wenn man dieſe Triebe nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit und ſo manchen bekannten Wirkungen derſelben ſich denkt. Des Triebs nach

Eigen-

Eigenthum nicht zu gedenken, und anderer Triebe, die gewöhnlich als Quellen des Uebels betrachtet werden, wiewohl es nicht schwer ist, auch ihr Daseyn in der menschlichen Natur zu rechtfertigen; wie viel Vergehungen stammen nicht von dem so geachteten, und achtbaren Trieb der Thätigkeit, oder dem, einen noch edlern Namen führenden Trieb nach Vollkommenheit ab? Wie viel Böses läßt sich nicht vom Ehrtrieb sagen? Man kann ohne vielen Zwang es darauf anlegen, daß im Stolze, bey welchem Eigenliebe und Ehrtrieb mit einander verwandt sind, die Grundquelle des moralischen Uebels zu seyn scheine. Man kann sagen, daß der Mensch sich nicht durch Schein verführen lassen würde; wenn er in sich und seine Vorstellungen mehr Mißtrauen setzte, ihrer Eingeschränktheit sich immer recht bewußt wäre, seine Unwissenheit sich und andern lieber gestände; und wenn er überhaupt nie mehr thun, haben oder seyn und scheinen wollte, als seiner sichern Erkenntniß und allen seinen Kräften angemessen ist.

Die bisherige Auseinandersetzung der Vorstellungen von den Gründen des moralischen Uebels hatte einige Folgerungen zur Absicht, für welche nun hinreichender Grund sich zeigen wird.

1) Man sieht, wie man Ursache hat, vor einseitigen, declamatorischen Anklagen sich in Acht zu nehmen, bey der Entdeckung eines Grundes der Lasterhaftigkeit oder der Hindernisse der Tugend, im Körper, oder einzelnen Temperamentsbeschaffenheiten, in der Selbstliebe, Eigenliebe oder einer andern Eigenschaft der menschlichen Natur; da fortgesetzte und genauere Untersuchung es offenbar macht, daß nichts in den Anlagen der menschlichen Natur schlechterdings böse oder feh-

ler-

lerhaft, aber auch nichts vollendet gut und fehlerfrey oder ganz vollkommen ist.

2) Man kann es beurtheilen, ob der gewöhnliche Grundsatz, in welchem die Sinnlichkeit als die Grundquelle des moralischen Uebels angegeben wird, allumfassend und bestimmt genug ausgedrückt ist. Das Gesetz der Tugend kann zwar nicht seyn, den Antrieben der Sinnlichkeit, der stärkern Empfindung und sinnlichen Vorstellung zu folgen. Aber gleichwie diese doch keineswegs immer von den Zwecken des Tugendgesetzes abführen, vielmehr bey der Eingeschränktheit der menschlichen Vernunft zur rechten Bestimmung des Verhaltens unentbehrlich sind: also hat die vorhergehende Untersuchung manche Gründe des Uebels zum Vorschein gebracht, die sich nicht unter den Begriff der Sinnlichkeit ziehen lassen. Oder man müßte diesem Begriff einen ungewöhnlichen Umfang geben, und jede Einschränkung des Vorstellungsvermögens dahin rechnen. Aber wenn auch die Sinnlichkeit nicht die einzige Grundursache der Abirrungen vom Gesetz der Tugend ist: so läßt sie sich doch als eine Hauptquelle derselben betrachten. Denn dadurch verdrängt das kleinere Gut das größere im Gemüthe, oder die Vorstellung des kleinern Uebels wirkt stärker auf den Willen als die Vorstellung des größern, daß jenes als das nähere, oder überhaupt lebhafter vorgestellt, also sinnlicher erscheint.

3) So fern also der Reiz der Sinnlichkeit als ein Haupthinderniß der Tugend sich zeigt: muß die Vernunft Mittel angeben, diesem Reiz zu widerstehen. Und entdeckt hat sie diese frühe, und oft angegeben: Mißtrau-

trauen empfiehlt sie gegen seine Täuschungen *). Allseitige Beleuchtung, genaue Prüfung befiehlt sie; und besonders Erwägung der Folgen, auch der entferntsten, nicht, wie das vernunftlose Thier, nur dem gegenwärtigen Augenblick zu leben, und durch eine leichtsinnig frohe Stunde, Jahre sich zu verbittern, vielleicht die Seligkeit von Jahrhunderten zu trüben. Von der Herrschaft über die mechanischen Reize und thierischen Triebe hängt allein die wahre Würde eines Menschen in seinem eigenen innersten Bewußtseyn so wohl als in dem Urtheile anderer ab. Geringschätzung des vergänglichen, Aeußeren, Wandelbaren, in Betracht des Dauerhaften, Innern, unwandelbar Guten und Erfreulichen, des innern Friedens, der Selbstachtung, des ruhigen, heitern Gewissens, empfiehlt sie, fordert sie. Es wird hiebey leicht bemerklich, warum die Vernunft den Gedanken an Tod — und Ewigkeit — liebe und so gern dazu einlade. Sind diese Gedanken auch allein nicht hinreichend, weise zu machen, so können sie doch allein schon vor vielen Thorheiten bewahren, die Reize des Lasters oft zerstreuen, und die Duldungen, die den Tugendhaften treffen, erleichtern **), den ersten unordentlichen Regungen der Sinnlichkeit zu widerstehen und Einhalt zu thun, befiehlt die Vernunft. Denn plötzlich, wie ein von der Höhe herabrollender Schneeflocke, kann die sinnliche Begierde anwachsen, bis zur alles umstürzenden

und

---

*) Der Stoiker heißt den sinnlichen Schein gleichsam der Lüge bestrafen, ὁτι φαντασια ει̃, και ὡ παντως το φαινομενον. *Epictet.*

**) S. *Antonin.* II. 8. ff. Meditare mortem. Qui mori didicit, servire dedidicit; supra omnem potentiam est, certe extra omnem. *Seneca.*

und sich unterwerfenden Last, wenn ihre ersten Regungen keinen Wiederstand finden; die Hilfe der Vernunft kömmt zu spät, wenn sie weilet, ihr Vermögen nimmt ab, wie die Gewalt der Leidenschaft zunimmt. Principiis obsta. Darum ist die wahre Weisheit eine so strenge Richterinn des bösen Gedankens, der innern Lust.

§. 62.

Aeußere Hinderniße der Tugend.

Daß Menschen, auch bey der für die Tugend vortheilhaftesten äußern Lage, dennoch durch innere Antriebe auf unmoralische Gesinnungen und Handlungen verfallen könnten; setzen die bisherigen Untersuchungen wohl außer allen Zweifel. Eben so wenig Zweifel leidet es aber auch, daß die Menschen durch äußere Ursachen schlimmer werden können, als sie von Natur sind. Beyspiele, Lehren, Lob und Tadel und eigentliche Gesetze der Gesellschaften sind die vornehmsten Ursachen, durch welche der sittliche Zustand der Menschen von außen her bestimmt wird.

1) Kein Mensch kann sich dem Einfluß der Beyspiele auf sein Verhalten ganz entziehen; obgleich dieser Einfluß nicht auf alle derselbe ist, weder der Art noch dem Grade nach. Schwer ist die Grenze der vernünftigen Achtung und Gefälligkeit zu ziehen, die man dem gemeinen Beyspiel, den herrschenden Sitten und Gebräuchen schuldig ist. Der wie vielste Theil der Menschen denkt nur mit Sorgfalt über diese Grenze nach? Wie vielen ist nicht die Gewohnheit schon zur Natur ge-

worden, ehe das Nachdenken in ihnen recht erwacht? Und wer überhaupt Kraft und Entschluß genug hat, auch dem öffentlichen Beyspiel das Gesetz der Vernunft nicht aufzuopfern; wird der in jeder Stunde aufmerksam genug auf sich seyn, um nicht durch den Strohm mit fortgerissen zu werden; wird er widerstehen, wenn Liebe und Freundschaft sich mit einmischen? Wird er nicht bisweilen nachgeben müssen, um nicht Liebe und Freundschaft zu verlieren; da wo diese ein größeres Gut sind, oder zu seyn scheinen, als das, was von der Ordnung der Natur der willkürlichen Anordnung aufgeopfert wird? Schwer ist also die Aufgabe; wenn gleich von höchster Wichtigkeit und unabläßiger Nothwendigkeit, nicht durch Beyspiele sich bestimmen zu lassen, ire non qua itur, sed qua eundum est.

2) Wenn Beyspiele darinne gefährlicher sind, als Lehren, daß sie auf die Sinnlichkeit wirken, und oft durch mehrere Sinne zugleich sich einschleichen können; ohne daß der Verstand dabey geweckt wird, da Lehre oder allgemeine Urtheile doch gleich als Sache des Verstandes und Gegenstand der Untersuchung sich zeigen: so wird hingegen bey den Lehren eben durch ihre Allgemeinheit die Gefahr vergrößert. Ein einziger falscher Grundsatz, ein einziges ungeprüftes Vorurtheil kann der Grund unzähliger Verirrungen des Verstands und entsprechender Entschließungen seyn. Leicht erhellet, daß die schädlichsten Irrthümer diejenigen seyn müssen, die sich auf die moralischen Begriffe und Grundsätze unmittelbar beziehen, oder wenigstens auf die allgemeinsten Gegenstände derselben, und Zwecke der freyen Handlungen. Also alle Irrlehren und Vorurtheile von der menschli-

chen

chen Glückſeligkeit; von dem, was gut, recht, anſtändig, nützlich iſt. Einige der allergefährlichſten ſolcher moraliſchen Grundirrthümer ſollen bald näher angezeigt werden. Itzt wollen wir nur dieß noch hinzuſetzen, daß wegen des bekannten Einfluſſes des Willens oder der Neigungen auf den Verſtand, Irrthümer, die den erſtern ſchmeicheln, auch bey anſcheinender Prüfung des Verſtandes leicht Eingang finden.

3) Lob und Tadel können gefährlich für die Tugend werden, nicht nur bey eiteln Menſchen, denen jedes Lob angenehm iſt, und jede Geringſchätzung wehe thut, nicht nur bey den ehrgeizigen nnd ruhmſüchtigen, denen Ehrfurcht und Bewunderung das höchſte Gut ſind; ſondern auch für beſſer geſinnte und mehr gebildete Gemüther. Wer beſcheiden und klug genug iſt, um grobe Schmeicheleyen ſich nicht verblenden und anlocken zu laſſen, Einſicht und Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, um einfältiges Lob zu verſchmähen und leidenſchaftlichen, übereilten Tadel unerſchüttert über ſich weggehen zu laſſen; widerſteht darum nicht immer den künſtlich ſich verbergenden, und doch ihr ganzes Gift mit ſich führenden Schmeicheleyen; die dazu ohne argliſtige Abſicht aus einem guten, nur nicht völlig weiſen Gemüthe eines Freundes, Verehrers, Clienten, aber freylich auch aus dem Hinterhalte des allergefährlichſten Feindes und Verführers kommen können.

Und eben der beſcheiden von ſich denkende, der kein Gegenſtand der Bewunderung und Ehrfurcht zu ſeyn begehrt, weil er ſich dazu nicht Vollkommenheit und Verdienſt genug zutraut, kann durch das Mißtrauen, das er in ſich ſelbſt ſetzt, in ſeine Einſichten, Kräfte, und

darnach sich bestimmende Handlungsweise, verleitet werden, auf die Urtheile anderer zu sehr zu merken, durch Lob oder Tadel von der rechten Bahn abgeleitet, oder im entschlossenen Fortstreben aufgehalten zu werden. Wer ist im Stande, im wirklichen Leben, die Grenzen zwischen Bescheidenheit, so fern sie Tugend ist, und zwischen Schwachheit, oder auf der andern Seite zwischen stolzem Eigensinn, und edler Selbstständigkeit, immer aufs genauste zu ziehen?

4) Die Gesetze der Gesellschaft vereinigen gewissermaßen in sich und sollen vereinigen die Kraft des öffentlichen Beyspiels, der Belehrung und des Lobes oder Tadels. Und sie wären also das allergefährlichste für die Tugend, wenn ihr Wesen es zuließe, daß sie von den Zwecken der Tugend mehr abwichen, als sie darauf gerichtet seyn müssen. Unterdessen können die Nachtheile noch immer sehr groß seyn, die daraus entstehen. Auch, wenn die Gesetze nicht gerade zu befehlen, was der innern Pflicht zuwider ist, oder verbieten, was die Vernunft befiehlt. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht zur besondern Erwägung ausgehoben zu werden.

§. 63.

Einige für die Tugend gefährliche politische Verhältnisse.

Die Gesetze und Einrichtungen der gesellschaftlichen, besonders der politischen Verhältnisse können die Tugend in Gefahr setzen dadurch,

1) daß sie die Befriedigung der natürlichsten Triebe und Bedürfnisse zu sehr erschweren oder einschränken.

Einige

Einige Einschränkungen der ursprünglich natürlichen Freyheit macht die gesellschaftliche Ordnung nothwendig; und diese verträgt die Tugend nicht nur, sondern sie dienen, als Uebungen, zu ihrer Erhöhung und Stärkung. Aber bey übermäßiger Einschränkung, beym unerträglich widernatürlichen Zwang empören sie sich entweder gerade zu gegen das Gesetz; oder nehmen eine verkehrte, die natürlichen Verhältnisse auf mehr als eine Weise stöhrende Richtung an. Wer denkt hiebey nicht leicht an allzustrenge Ehegesetze oder zum ehelosen Stand zwingende politische Einrichtungen? Aber eben so gegründet, und bey einer gewissen Stufe der Cultur noch wichtiger ist die Anwendung auf die gewaltsamen Einschränkungen des freyen Vernunftgebrauches. Wie soll der Mensch durch das Gefühl der Würde, die die Vernunft ihm giebt, zur Herrschaft über diethierischen Triebe, zum Streben nach innerer Güte sich erheben; wenn man ihn durch das Joch des blinden Glaubens an die Weisheit einiger durch Stand oder Geburt privilegirten Köpfe, oder des blinden Gehorsams gegen ihre Machtsprüche niederdrückt?

2) Dadurch, daß sie unverhältnißmäßige Lasten auflegen, für die sich kein billiger Ersatz findet, bey dem es noch möglich oder nicht allzuschwer ist, für die gesellschaftliche Ordnung Liebe und Achtung zu haben, sie nicht als einen Stand der Unterdrückung zu halten, in welchem jeder genöthigt und berechtiget ist, durch List oder Gewalt, so gut er kann, für sich zu sorgen. Eben dieselbe Wirkung ist zu befürchten

3) von jeden die natürlichen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit offenbar verletzenden Maaßregeln und

gewaltsamen Schritten, welche die Regenten sich erlau-
bey; sey es bey innern Angelegenheiten, oder bey Krie-
gen und andern auswärtigen Angelegenheiten Denn
wie sollte der Glaube an Recht und Pflicht bey der Men-
ge unerschüttert bleiben; wenn sie Ungerechtigkeiten her-
vorgehen sieht, da wo die Quelle oder die Beschützung der
sittlichen Gesetze seyn sollte?

4) Auch grobe und anhaltende Verletzungen der natürlichen Vorschriften der Billigkeit können nicht ohne nachtheilige Folgen für den sittlichen Character blei-
ben. Wenn bloße Geburt, ohne entsprechende persön-
liche Eigenschaften, wenn Schmeicheley und Klein-
meisterey zu den grösten Ehrenstellen und Einkünften führten, zu welchen auszeichnende Talente, Tugenden und Verdienste der Weg seyn sollten; wenn Reichthümer, wie schändlich, oder ehrlos sie auch erworben seyn moch-
ten, in der gesellschaftlichen Rangordnung die gleiche Stellen neben geistigen Vollkommenheiten, wo nicht eine höhere erhalten: wer kann zweifeln, daß bey solchen Ein-
richtungen die Triebe zum Guten bey vielen erstickt, und die Triebe der Habsucht, der Eitelkeit und Thorheit müs-
sen befördert werden? Und

5) wie dürfte hier der Mißbrauch des Eidschwurs übergangen werden? Der Eid müßte seiner Bestimmung wegen, als das äußerste und ernsthafteste Mittel der Wahrheit und des Zutrauens der Menschen sich zu ver-
sichern, jedem gut gesinnten Menschen etwas höchst wich-
tiges und ehrwürdiges seyn; wenn er auch nicht im un-
mittelbaren Verhältniß zur Religion ihn denket. Denn was ist gesellschaftliche Verbindung ohne Zutrauen; und was muß aus der Rechtspflege werden, wenn auch dieß

Mit-

Mittel, Wahrheit an den Tag zu bringen, nicht mehr geachtet wird? Wer vollends den Eid nach seinem ganzen Zusammenhang mit der Religion sich denkt, und Religion hat; wer erwägt, daß den Eidschwur in seinen Handlungen mit Absichten der Ungerechtigkeit und Unredlichkeit verbinden, und also die Religion zum Mittel und Werkzeug derselben machen, den Gedanken, der Quelle der Beruhigung und Stärkung seyn sollte, einer Beruhigung und Stärkung, die dem Menschen so leicht nöthig werden können in seinem Gemüthe, zur Quelle der Verzweiflung und Selbstverdammniß machen heiße, oder wenigstens zu einem Gegenstand der Furcht und der beunruhigendsten Zweifel; wird eher zu bedenklich und ängstlich, als leichtsinnig beym Eide seyn. Aber wie kann man erwarten, daß diese Vorstellungen vom Eid bey der durch das, was öffentlich geschieht, in ihrer Denkart hauptsächlich sich bestimmenden Menge entstehen oder sich behaupten werden; wenn der Eid so oft bey unerheblichen Zwecken, oder wo andere Mittel ihn entbehrlich machen können, gebraucht; wenn er mit so wenigen Beweisen von inniger Achtung, so unfeyerlich gefordert und angenommen wird; als ob er ein Stück eines veralteten Gerichtsgebrauches wäre? Oder wenn er gebraucht würde, wo man voraus und allgemein weiß, daß das Versprechen nicht gehalten wird; und um das Aergerniß einigermaßen zu decken, auf allerley außergesetzliche, einschränkende oder ausdehnende Auslegungen denken muß, Distinctionen lehren oder gelten lassen muß, mit welchen endlich alle Pflichten umgangen werden können?

6) Noch eine Anwendung geht aus mehrern der vorhergehenden Bemerkungen zu natürlich hervor, und ist zu wichtig, als daß ihrer nicht gedacht werden dürfte.

Sie geht auf die indirecten Auflagen. Sie haben große, politische Vortheile; und können in gewissen Zeiten und Umständen unentbehrlich seyn. Von der Seite dieser Vortheile, und ihrer hypothetischen Nothwendigkeit betrachten wir sie itzt nicht. Aber höchst gefährlich für die Sittlichkeit zeigen sie sich in doppeltem Betracht. Erstlich in so fern sie leichter als die directen Auflagen unverhältnißmäßig drückend werden können; indem sie nicht das Vermögen, sondern den Aufwand zum Gegenstand haben, also dem, der am wenigsten übrig hat, am meisten abfordern können. Zumal in Zeiten, wo für gewisse Stände auf der einen Seite so vieles zum unvermeidlichen Bedürfnisse gemacht worden ist, was es freylich nach den ursprünglichen Naturgesetzen nicht war; und auf der andern Seite die Erwerbmittel zur Vermehrung des Einkommens eben so sehr beschränkt sind. Aber noch ungleich mehr ist für die Sittlichkeit von diesen Auflagen zu befürchten, wegen der Versuchung zu den Betrügereyen des Unterschleifes und Schleichhandels; indem keine Aufsicht hinreichend ist, diese Betrügereyen zu verhindern; vielmehr der Reiz zu einer oder der andern Art derselben, und entweder zur Bestechung oder zur gewaltsamen Behandlung der Aufseher sich vermehrt, je strenger und beschwerlicher die Aufsicht wird. Die Gefahr, in welche die Sittlichkeit hiebey gesetzt wird, zeigt sich noch mehr, wenn es deutlich wird, in wie manche der sittlichen Triefedern und wie tief Vergehungen dieser Art eingreifen. Nicht nur entschließt sich ein solcher Betrüger, über die Vorstellung seiner Bürgerpflicht und seines in allgemeiner oder auch besonderer Hinsicht der Obrigkeit gegebenen, gewöhnlich eidlichen, Versprechens aus Eigennutz sich wegzusetzen, nicht nur bringt er diejenigen um ihr Eigenthum, welche treu und ehrlich

ent-

entrichten, was das Gesetz fordert, und, um den Abgang, den die Betrügereyen verursachen, in den öffentlichen Cassen zu ersetzen, mehr bezahlen müssen; sondern ein solcher Betrüger macht es sich schwerer, als es, nach der Natur der Sache, keinem Diebe und andern Ungerechten ist, macht es sich unmöglich, wenn er auch dereinst zur Erkenntniß seiner Missethat kömmt, das Unrecht wieder gut zu machen, den Schaden denen zu ersetzen, denen er ihn zugefügt hat. Und welches Unrecht, welchen Schaden; wenn man annimmt, wozu in der Natur der Sache und in der Erfahrung so viel Grund sich zeigt, daß die ersten Betrüger dieser Art andere durch ihr Beyspiel verführen, ja, so wird es wenigstens bisweilen zur Entschuldigung der letztern ausgedrückt, zwingen, dasselbe zu thun, weil neben dem Betrüger der ehrliche Mann nicht bestehen, der Kaufmann, der, indem es die andern nicht thun, Zoll, Licent, Accis, und wie die Namen alle heißen, getreu entrichten wollte, mit den übrigen nicht gleichen Preiß halten könnte. Fürwahr der sittliche Character eines Volkes besteht eine große Gefahr, wenn er unter solchen Umständen von Treue und Redlichkeit sich nicht entfernt.

Um die vorhergehenden Bemerkungen nicht einseitig und ungeschickt anzuwenden; muß man sie nie von einer andern schon oft gesagten Wahrheit trennen, daß die Sitten eines Volkes entscheidenden Einfluß auf seine Staatsverfassung haben, und den idealischen Werth derselben um vieles verändern können; daß nicht nur die beste Regierungsform immer zu Cabalen, Gewaltthätigkeiten und Bestechungen verleitet werden wird, wenn die herrschenden Sitten Fähigkeit und Neigung dazu unterhalten; sondern daß auch eine der innern Wür-

de der Menschheit angemessene Staatsverfassung alsdenn erst bey einem Volke Statt finde, wenn der grössere Theil desselben diese Würde der Menschheit durch sein ganzes Betragen in sich selbst ehret und darstellt. Unter einer großen Menge lehrreicher Folgen, die sich hieraus entwickeln lassen, mag hier nur eine Platz finden. Politische Reformen müssen also mit dem sittlichen Zustande der Menschen im Verhältnisse stehen, und mit demselben zugleich stetig fortgeführt werden; nicht voreilig nach Idealen streben, die dem zeitigen Character eines Volkes noch nicht angemessen sind. Und welche Ermunterung für den Tugendhaften; wenn er glauben und hoffen darf, daß jede seiner wahrhaftig tugendhaften Handlungen ein Element mehr seyn könne zu einer einst sich entwickelnden, die Menschheit veredelnden politischen Organisation!

§. 64.

Einige der Tugend nachtheilige Vorurtheile und Meinungen.

Auch dieser sind mehrere, als hier füglich Platz finden können. Um aber einen so wichtigen Punct der Moralphilosophie in einiges Licht zu setzen, kann es genug seyn, diejenigen zu bemerken, deren vielbefassender oder in das Wesen der Tugend unmittelbar eingreifender Innhalt sie besonders wichtig macht. Von dieser Art sind folgende:

1) Beym allgemeinen Verderben der Sitten, wo gewisse Pflichten von Niemand mehr beobachtet werden, schade ein Beyspiel mehr oder weniger nichts, das

ent=

entgegengeſetzte diene zu nichts, als ſich unnützer Weiſe aufzuopfern und vielleicht lächerlich zu machen. So ſucht der kurz vorher im wahren Lichte erſchienene Betrüger der öffentlichen Caſſen ſich zu entſchuldigen, und eben ſo mancher, der verhaßte Wahrheiten lauter predigen könnte und ſollte, ſein ſklaviſches oder weltkluges Verſtummen. Und auf dieſe Weiſe werden noch viele andere pflichtwidrige Verſäumungen und laſterhafte Handlungen vertheidiget. — Und ſo müßte alſo, geſetzt auch das Verderben wäre ſo allgemein, als es hiebey vorausgeſetzt wird, das verdorbene Geſchlecht in ſeinem Verderben gelaſſen werden; bis es nicht mehr böſes thun kann; oder ſeine Beſſerung dem Zufall überlaſſen oder von Wundern erwartet werden? Und ſo gebe es keine Vernunftgeſetze von innerer, abſoluter Verbindlichkeit; eben ſo viel, als ob es keine Wahrheit gäbe? Und es wäre nicht höchſter Lohn, und höchſte Seligkeit im Bewußtſeyn, rein und unbefleckt geblieben zu ſeyn, im allgemeinen Verderben? Und Tugend, Vernunft, Wahrheit ſtünden in einem ſo widrigen Verhältniſſe zur menſchlichen Natur, zu den Grundgeſetzen des Willens, daß ſich nicht hoffen ließe, ein Beyſpiel reiner, unbefleckter Tugend werde irgend ein zweytes erzeugen, dieſes ein drittes; werde wenigſtens hie und da eine Beſchämung und Einſchränkung des Laſters bewirken? Ernſthaftes Nachdenken über dieſe Fragen wird den Ungrund des Vorurtheils offenbar machen.

2) Tugend ſey ein leeres Wort, oder im Ideal, das zur menſchlichen Schwäche nicht paſſe; eine Forderung, die man, ſo oft man es vortheilhaft findet, an andere ergehen läßt, ohne ſich ſelbſt ihr zu unterziehen. Hiegegen etwas zu bemerken, kann nicht mehr nöthig ſeyn; da alle bisherigen Unterſuchungen darauf giengen, das

ange-

angemessene Verhältniß der Tugend zur menschlichen Natur zu zeigen.

3) Der menschliche Wille hänge von so vielen innern und äußern Triebfedern ab, die nicht in unserer Gewalt stehen, daß beständiger Gehorsam gegen allgemeine Vorschriften der Vernunft etwas unmögliches sey. Der Mensch sey und bleibe, mit seinen Leidenschaften Spiel des Zufalles; er möge es anfangen, wie er wolle— könnte der Mensch wohl etwas erniedrigenderes von sich selbst sagen *)? So kann endlich Vernunftleugnung wie Gottesleugnung entstehen, durch anhaltende Entfernung von ihren und seinen Gesetzen. Und beyde Wege können auch in der entgegengesetzten Richtung betreten, von falscher Lehre angefangen werden.

4) Jeder Mensch habe sein Gutes und sein Böses, und der ungleiche Werth der Charactere sey vielmehr scheinbar als reell, oder doch nur relativ, nicht absolut. Die Folge hieraus soll, oder kann, wie man sieht, leicht diese seyn; daß also immerhin jeder nach seinen natürlichen Neigungen und Trieben handeln möge, ohne sich dem Zwang einer allgemeinen sittlichen Gesetzform zu unterwerfen. Das Vorurtheil kann vielen Schein

annehs-

---

*) „Der Mensch, heißt es in einer neuern einem großen Erbprinzen zugeeigneten politischen Abhandlung, der Mensch ist das Opfer von tausend Verführungen. Von tausend Wirbeln dahin gerissen, wähnt er stets sein eigener Herr zu seyn, indem er sklavisch den Trieben gehorcht, die ihm seine Bestimmung verbergen."

annehmen — wie es denn auch in einem philosophischen System mit zu Grunde liegt *) — weil es unmöglich ist, den ganzen moralischen Werth der Menschen in der Erfahrung genau zu messen und vor Augen zu legen, und so rein, ohne allen fremden Anschein oder Zusatz, als sie im abstracten Begriffe sind, in den einzelnen Menschen weder Tugenden noch Laster erscheinen. Auch können hiebey die metaphysisch cosmologischen, wenigstens hypothetisch statthaften Beurtheilungen (Th. III. §. 32.) unter das menschlich moralische Urtheil sich einmengen, um den Schein noch verführerischer zu machen. Doch wird es dem nicht schwer werden, seine Achtung für die Tugend gegen dieses Blendwerk aufrecht zu erhalten, der es sich angelegen seyn läßt, hauptsächlich in seinem eigenen Gemüthe, mit der Tugend vertraut zu werden.

5) Die gute Absicht könne jedes Mittel rechtferti. gen. Siehe dagegen Th. III.

6) Strenge Tugend sey wenigstens nicht für jedes Alter; unmögliche Forderung bey der Lebhaftigkeit der Jugendtriebe; nur die Frucht der reifenden Weisheit des höhern Alters. — Ja die Tugend ist eine lange Gewohnheit und setzt viele Uebungen voraus. Durchs ganze Leben fortgesetzt, wird sie noch nicht das höchste Ziel erreicht haben, nach welchem die Vernunft zu streben durch ihr Wesen bestimmt ist. Aber die Folge zu ziehen, daß der Anfang dieser Uebung vorsetzlich aufgeschoben, nicht der ernstliche Entschluß dazu bey den ersten Begriffen von Pflicht und Tugend gefaßt werden müßte; da-

zu

*) S. *Robinet de la Nature.*

zu fehlt es an allem Grund. Vielmehr, weil die Tugend eine lange Gewohnheit ist, und so viel erfordert, muß das Gegentheil angenommen werden. Die Jugend ist zwar, wegen ihrer mehrern Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Unerfahrenheit den Angriffen der Sinnlichkeit und Verführung mehr ausgesetzt. Aber sie ist auch für die guten Eindrücke noch empfänglicher; die jungen Triebe sind noch leichter zu bezwingen, als alt tiefgewurzelte Gewohnheiten; die Hülfe der freymüthigen Zurechtweisung wird ihr noch öfter und leichter zu Theil; noch weniger in manchfaltige Sorgen, Geschäffte und Bedürfnisse verwickelt, kann der Jüngling sich noch ganz seiner Bildung widmen, und alle Sorgfalt auf sich wenden. Endlich hat jedes Alter viele eigene Pflichten, die, wenn sie einmal versäumt sind, nicht wieder nachgeholet werden können. Wie will der noch so tugendhafte Mann es wieder gut machen, wenn er als Jüngling die Pflichten gegen seine verstorbene Eltern, oder andere Personen, mit welchen er nur damals in Verbindung stand, nachlässig beobachtet hat? Was hilft alsdenn sein vergeblicher Wunsch, itzt mit seinen bessern Gesinnungen in jenen Verhältnissen zu seyn, und seine bittre Reue? Warten wollen mit dem Entschluß zur Tugend, bis keine Triebe mehr zu bekämpfen seyn, hieße gerade zu der Tugend entsagen.

§. 65.

Mittel, die Tugend gegen die äußern Gefahren zu beschützen.

Wer alles dasjenige, was bisher von den Hindernissen der Tugend, innern und äußern, bemerkt worden ist, überlegt, wird zuförderst die Folge daraus ziehen,

daß

daß für den Tugendfreund nichts weniger sich schicke, als Leichtsinn, Sicherheit und Vermessenheit. Wachsamkeit, scharfer Blick auf die Verhältnisse, in denen er sich befindet und in die er sich begeben will, und besonders oftmalige, sorgfältige und unpartheyische Prüfung seines moralischen Zustandes, seiner Gesinnungen und Absichten, Neigungen und Triebfedern, wie sie bey der Untersuchung seines äußerlichen Verhaltens und bey der Aufmerksamkeit auf die innern Regungen sich ihm entdecken, dieß sind die Mittel, unter so vielen innern und äußern Gefahren die Tugend zu bewahren. Es ist bekannt, wie berühmte alte Philosophen die Anwendung dieser Vorschriften zur **täglichen Uebung** bestimmter angegeben haben. Aber wem der Zweck wichtig ist, wie er es zu seyn verdient, der wird wegen der Art, die angezeigten Mittel zu gebrauchen, nicht verlegen seyn. Wer diese Selbstprüfung oft und ernstlich anstellt, wird auch das **Wachsthum** seiner Tugend leicht bemerken können. Und es wird nicht ohne Grund behauptet, daß Stillstehn im Wachsthum der Tugend allernächst verknüpft sey mit der Gefahr ihrer Abnahme. Denn wo so viel zu thun ist, da kann beym rechten Ernst und immer lebendigem guten Vorsatze kein Stillstehn Statt haben. Die Merkmale der zunehmenden Tugend aber sind, in Hinsicht auf die ursprünglich natürlichen Einschränkungen oder Schwachheiten der menschlichen Tugend; (§. 48.) **wenn** die Triebfedern der Handlungen sich immer mehr reinigen und erhöhen, daß immer in mehrern Fällen der eigentlich moralische Beweggrund, die **Vorstellung der Pflicht**, ohne alle Unterstützung sinnlicher Reize oder der Hinsicht auf eigenen äußern Vortheil, für sich allein völlig entscheidet; wenn diese Entscheidung, Entschluß und That bey erkannter Pflicht, immer schnel-

ler erfolgen; wenn auch die Erkenntniß der Pflichten immer deutlicher, genauer und vollständiger wird; und vermöge derselben in ihrem Umfange und in ihrer Zweckmäßigkeit zunehmen.

Eine andere Hauptvorschrift, die sich aus dem Vorhergehenden ergiebt, ist die Nothwendigkeit, den Ehrtrieb, oder den Trieb nach menschlichem Beyfall in den Schranken der Vernunft zu erhalten. Der Tugendfreund sey aufmerksam auf die Urtheile der Menschen über ihn, auf Lob und Tadel, um sich strenge darnach zu prüfen. Er thue was er kann, in den Wegen der Vernunft und der Pflicht, Beyfall, Liebe und Achtung zu verdienen. Aber er lerne auch Beyfall entbehren, und Tadel ertragen; und überzeuge sich innigst und lebhaft, daß dieß eine der unzweifelhaftesten Bedingungen der Gemüthsruhe und der Aufrechthaltung der Tugend sey; weil es unmöglich ist, in allen Fällen allgemeinen Beyfall sich zu verschaffen. Er denke, wo ihm dieses schwer wird, an das viel empfindlichere und unheilbarere Leiden, welches er sich zuziehen würde, wenn er gegen seine Ueberzeugung, gegen besser Wissen und Gewissen handeln wollte. Er erwäge, was für geringen Werth das Lob anderer hat, zu dem der innere Richter nicht Ja sagt. Welcher Gefahr eines viel kränkendern, verdienten Tadels derjenige sich aussetzt, der nicht gegen unverdienten Tadel sich zu behaupten, ungebührliches Lob nicht zu verschmähen weiß.

Er lerne bald einsehen, wie gefährlich es sey, aus seinem moralischen Character heraus zu gehen, oder ihn zu verleugnen. Der zweyte Schritt der Entfernung von demselben ist leichter gethan, als der erste. Denn ein-

mal

mal iſt die weſentliche Schutzwehre, das Geſetz der Vernunft, durchbrochen; eine untergeordnete Triebfeder iſt zur Herrſchaft erhoben worden, oder theilt und ſchwächt wenigſtens die Herrſchaft der Vernunft. Es iſt ſchwerer in einem angenommenen Character ſich zu behaupten, als in ſeinem eigenen der beßten Erkenntniß angemeſſenen; weil kein Geſetz der Einſtimmigkeit in jenem iſt. Wer ſeinen wahren, angemeſſenen Character einmal verleugnet hat, muß, um ſich doch das Anſehen eines conſiſtenten, einſtimmigen Characters zu geben, auf die erſte Abweichung oft ſchnell mehrere andere folgen laſſen. Es fällt viel ſchwerer, zurückzugehen, als es nicht geweſen wäre, mit unverſtelltem Character den erſten Fehltritt zu vermeiden; weil dieß Zurücktreten mit einem beſchämenden Bekenntniſſe verknüpft iſt; weil die zu ſpäte Entſchließung für die Pflicht nicht die Achtung in andern erregen kann, welche die entſchloſſene, feſtſtehende Tugend auch denen abnöthiget, die ſich noch nicht bis zu ihr erhoben haben; vielleicht auch darum, weil die aus der Rückkehr erhellende Bereuung, den Character anderer angenommen zu haben, dieſe mehr beleidiget, als die Eigenheit eines ſich immer gleichen von andern verſchiedenen Characters.

Der Tugendfreund ſey alſo gefällig, nachgiebig und zuvorkommend den Wünſchen anderer in allen an ſich gleichgültigen oder unbedeutenden Dingen. Er ſtelle ſeinen Character andern nicht als ein allgemeines Muſter der Weisheit und Rechtſchaffenheit vor, oder zur Schau auf; ſey nicht ohne beſondern Beruf Richter anderer, ſondern denke, wenn ihre Handlungsweiſe nicht die ſeinige ſeyn kann, mit Epiktet, du kennſt ihren Grundſatz nicht; ja er ſey mißtrauiſch gegen ſeine beſten

sten Ueberzeugungen, wenn es darauf ankäme, andern zum Gesetze sie zu machen; erhebe sich nicht damit, dringe sie nicht auf. Er höre und prüfe, so oft man ihm Gründe wider seine Denkart vorlegt. Aber wenn man durch Urtheil oder Beyspiel, ohne genugthuende Gründe für seine Vernunft, zur Verleugung oder Aufopferung seiner Ueberzeugungen ihn verleiten will: so erkläre er sich beym ersten Versuch, mit so vieler Bescheidenheit und Schonung anderer, als die Umstände verstatten, aber mit ruhiger, männlicher Entschlossenheit, daß es unmöglich sey. Und sey überzeugt, daß die ganze Tugend sich viel leichter unter den Menschen behaupte, als die verstümmelte; so wie die ganze Wahrheit viel leichter zu vertheidigen ist, als die halbe. Auch die Nothwendigkeit des Mißtrauens gegen den äußern Schein, wie der Weisheit und wahren Klugheit, so der Zufriedenheit und Glückseligkeit, giebt sich bey den bisherigen Untersuchungen zu erkennen. Denn was die Urtheile und Beyspiele, die von der Tugend abführen, verführerisch macht, ist der Anschein von Verstand und Einsichten, oder von Glück und Zufriedenheit, der sie begleitet. Und je mehr Ursache ein Mensch noch hat, in die Vollkommenheit seiner eigenen Weisheit Mißtrauen zu setzen; desto mehr Eindruck müssen die Urtheile und Handlungen derjenigen auf ihn machen, aus welchen helle Blicke hervorleuchten, und die der Schimmer des Glücks und des Ansehens umgiebt Aber da es eben so gewiß ist, daß im Schimmer des glänzendsten Glückes und unter dem Jubel lauter Freuden das Gemüth unruhig, von Leidenschaften gequält, und von wahrer Zufriedenheit weit entfernt seyn könne; als daß Menschen vielen Verstand und Witz, und in manchen Dingen die gründlichsten

Ein-

Einsichten besitzen, und dennoch in den wichtigsten Beziehungen unvernünftig denken und handeln können: so bleibt es also auch hier eine uneingeschränkte Regel, nicht dem Schein zu trauen, alles zu prüfen, seine eigene Vernunft in allem zu Rathe zu ziehen, und nie gegen seine Ueberzeugung zu handeln.

Ueberhaupt muß der Schüler der Weisheit seine moralischen Ueberzeugungen oft in sich erneuern, um gegen alle gefährlichen Angriffe sie zu befestigen und zu beleben; böse Gesellschaften, so viel er kann, meiden, und durch Umgang mit bessern Menschen, todten und lebendigen, sich immer weiter erheben und stärken.

§. 66.

Nothwendigkeit richtiger Vorstellungen vom Verhältniß der Tugend zur Glückseligkeit.

Das allerschädlichste Vorurtheil, welches gegen das Interesse der Tugend entstehen könnte, wäre die Meinung, daß sie zu einem freudenlosen, mühseligen Leben verpflichte, oder daß man bey ihr an wahrem Wohlseyn verliere. Denn der allergemeinste unbezwingbare Grundtrieb des menschlichen Willens ist immer der nach Wohlseyn, welche Namen und Gestalten er auch annimmt.

Das einstimmige Verhältniß der Tugend und der wahren Wohlfahrt des Menschen ins Licht zu setzen, ist in diesen Untersuchungen schon oft die Absicht gewesen. Aber es gehört zur Vollständigkeit der nächsten vorhergehenden Lehren, und zur Begründung folgender Unter-

suchungen, die an verschiedenen Orten, und zum Theil schon ausführlicher vorgetragenen Bemerkungen, in Verbindung mit einigen andern, zu welchen bisher noch keine so gelegene Veranlassung war, hier kurz zusammen zu fassen und aufzustellen. Gewiß ist es also,

1) daß die Tugend der sicherste und beßte Weg ist selbst zum Besitze der äußern Güter, obgleich dieselben immer, wie ihr gewöhnlicher Name es aussagt, vom Glück, oder von zufälligen Ereignissen sehr abhängig bleiben. Es ist unmöglich hieran zu zweifeln, wenn man sich den Begriff der Tugend deutlich macht, nicht ein Phantom an die Stelle der Tugend setzt; wenn man bedenkt, daß Tugend soviel ist, als Weisheit, Vernunft, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit, Gerechtigkeit, Freundschaftlichkeit, Billigkeit, Gefälligkeit; kurz ein den Gesetzen der Natur stets folgsames Betragen. Die Erfahrung wird fürs Gegentheil nie mehr beweisen, als schon eingestanden worden und der Behauptung nicht entgegen ist; nämlich daß die Wege der Tugend nicht die einzigen sind, die zur Erlangung und zum ruhigen Besitz der Glücksgüter führen, und daß sie nicht immer am geschwindesten dazu führen. Aber daß sie doch die sichersten und besten Wege dazu seyn, leugnen wollen; würde in Hinsicht auf die natürlichsten und gewöhnlichsten Verhältnisse der Menschheit, und unter der Einschränkung, die der Hauptsatz von der Erwägung des wahren Werthes der Glücksgüter in Beziehung auf wahre Glückseligkeit erhält, der Erfahrung offenbar widersprechen heißen.

2) Eben so gewiß ist es, daß die Tugend, wahre, vollständige Tugend, die Frucht der ausgebildeten

Ver-

Vernunft und deren Herrschaft im Gemüthe, der wahre, natürliche, sicherste Weg der Ehre ist. Aber indem der Tugendhafte des Beyfalls sich zwar würdig, die Ehre aber selbst sich nicht zum Zwecke macht, indem er das Gute um seines eigenthümlichen innern Werthes willen verrichtet, erspart er sich alle die Kränkungen, allen den Verdruß vereitelter Hoffnungen, den mit so vielen Gefahren verknüpften Kampf gegen Nebenbuhler, denen der Ehrsüchtige nie entgeht. Und er darf den bessern, dauerhaftern, reinern Beyfall immer hoffen, den der Ehrsüchtige so oft in Gefahr setzt. Diese Hoffnung, zu welcher die Vernunft berechtiget, daß Unverschuld und Verdienst endlich doch erkannt und mit verdientem Beyfall belohnt werden, ist allein schon mehr werth, als aller der erzwungene, erkünstelte oder erschlichene Beyfall des Ehrgeizigen.

3) Aber was ist der Besitz aller Glücksgüter und was ist aller Ruhm unter den Menschen gegen den innern Frieden, den nur allein die Tugend giebt? Der — innere Friede des Lasterhaften — worauf gründete er sich? Auf Verblendung, auf Betäubung der Vernunft? Aber welches Erwachen aus diesem Blendwerke; wenn Unglück einbricht; wenn der Widersacher auftritt? Kann Laster gegen Unglück oder Widersacher mehr Sicherheit geben, denn Unschuld und Tugend? Und in diesem so natürlichen Verhältnisse, wie ungleich der Kampf des guten und des bösen Gewissens! Muth und Frechheit stehen zwar oft dem Laster zur Seite; und unvollendete Tugend kann schwach gegen sie scheinen. Aber wie leicht stärkt sich nicht diese, wenn sie ihr Ziel nur unverrückt im Auge behält, gerade unter dem Drucke; indem jene, bey einem unvermutheten Angriff,

oft bey einem eindringenden Blick des Stärkern oder Klügern plötzlich zu Boden sinken! Wer dieß für Declamation erklären möchte, verantworte es bey der Vernunft und bey der Geschichte.

4) Keine Art natürlichen Vergnügens ist dem Tugendhaften versagt; und er genießt sie alle reiner; und kennt mehrere noch und höhere, als in den Wegen der Lasterhaftigkeit sich finden.

5) Sein Leben ist nicht von Sorgen und Widerwärtigkeiten frey; und die Tugend macht Zwang, Anstrengung, Kampf nothwendig; sie kann Verfolgungen und Kränkungen zuziehen. Aber man vergleiche mit diesen Mühseligkeiten und Beschwerden der Tugend die Verdrüßlichkeiten, Unruhen, Beängstigungen und Martern, die sich eben so gewöhnlich, wenn man nicht sagen soll, noch weit natürlicher, im Gefolge der Laster zeigen!

6) Leichtsinnig und unerschrocken geht wohl auch bisweilen der eitle Thor oder der verhärtete Missethäter dem Tode entgegen. Aber die Ruhe des Lebens gegen alles Niederschlagende und Schreckende der Vorstellungen des Todes zu decken, ist doch die Tugend das beste Schild; das Bewußtseyn das Leben vernünftig angewendet zu haben, verbunden mit Wohlwollen gegen diejenigen, denen man die äußern Güter derselben überläßet, (Th. III. S. 73.) die kräftigste Linderung der Bitterkeiten des Todes.

Kapitel III.

Vom Verhältniß der Tugend zur Religion.

§. 67.

Ob Tugend ohne Religion seyn könne; genauere Bestimmung dieser Frage.

Bey den bisherigen Lehren von dem Wesen und den Gründen der Tugend sind keine Religionswahrheiten vorausgesetzt worden. Dadurch könnte nun die Frage vom Verhältniß der Religion zur Tugend vielleicht manchen schon entschieden scheinen. Allein obgleich die Absonderung dieser moralischen Grundlehren von Religionslehren mit zur Absicht hatte, jene Frage zu erleichtern und vorzubereiten: so ist ihr doch dadurch noch keine volle Genüge geschehen. Noch könnte vielleicht nicht einmal die absolute Möglichkeit der Tugend ohne alle Hülfe der Religion bewiesen scheinen; geschweige daß ausgemacht wäre, wie sehr durch Religion die Tugend erleichtert und vervollkommnet werden könne. Alles Bisherige möchte wohl noch mehrere Aufklärung und Unterstützung erfordern; um nicht einigen bloß idealische Wahrheit ohne äußere Realität zu scheinen.

Durch Erfahrung allein läßt sich die Frage von der Möglichkeit der Tugend ohne Hülfe der Religion auch nicht genugthuend entscheiden. Denn noch so viele Beyspiele unstreitig lasterhafter Atheisten könnten nichts gegen

diese Möglichkeit beweisen. Und wenn man für dieselbe auf Beyspiele eines Epicurs, Spinoza oder anderer gemein anerkannter Atheisten, für deren Character es nicht an günstigen Zeugnissen fehlt, sich berufen wollte: so stünden noch immer zweyerley schwer zu entfernende Zweifel im Wege. Wer weiß, ob diese Männer wirklich nach dem ächten moralischen Begriffe, vollständig tugendhaft waren? Wenn man auch für seinen eigenen Glauben an die Tugend anderer Menschen zureichenden Grund hat, so ist man doch nie im Stande, einen strengen Beweis zur Ueberzeugung anderer dabey zu führen; weil es nicht nur auf ein Ganzes, wovon nur einzelne Theile bekant sind, sondern auch auf innere Gründe ankömmt, die nicht anschaulich gemacht, nur geschlossen werden können, und dieß nach Regeln, die nie vor allem Irrthum sichern.

Aber wenn auch die Tugend solcher Menschen nicht in Zweifel gezogen würde: so beweisen doch ihre atheistischen Lehren, wenn sie auch, was bey Spinoza nicht der Fall ist, ganz unstreitig atheistisch wären, noch nicht, daß Religionsvorstellungen auf keine Weise Einfluß auf ihre Handlungen gehabt haben können. Denn erstlich giebt es doch gewiß keine solche Gründe gegen den Glauben an Gott, bey welchen die vollkommenste Ueberzeugung vom Gegentheil entstehen könnte. Die bloße Möglichkeit aber, daß ein Gott und ein anderes Leben sey, kann lasterhaften Neigungen schon einigen Einhalt thun; und müßte eigentlich, bey vollkommen vernünftiger Erwägung, gegen alle Vortheile, so das Laster in diesem Leben vor der Tugend voraus hat, den Ausschlag geben. Hiezu kömmt, daß der Atheist einen besondern Beweggrund zur Rechtschaffenheit darinnen

finden

finden kann, daß er, nicht nur vor der Welt, sondern auch in seinem eigenen Gemüthe, den schimpflichen Verdacht zu entkräften hat, aus Abneigung gegen ihre moralischen Vorschriften der Religion Feind zu seyn. Endlich könnte es vielleicht auch scheinen, daß selbst seine moralischen Begriffe, welche durch Erziehung, Unterricht und Beyspiele in ihm begründet wurden, mittelbarer Weise die Frucht der Religion seyen.

Es bleibt also kein anderer Weg der möglichsten Aufklärung und Beantwortung der aufgestellten Frage, als die genauste Zusammenhaltung des Begriffes von der Tugend, und der Bedingungen seiner reellen Möglichkeit, mit den unabhängig von der Religion im Menschen bestehenden Kräften und Gesetzen.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß hier so wenig von einer übernatürlichen Religion, als von einem nach den eigenen Lehren derselben gebildeten Begriffe von der Tugend, von einer Tugend, die Glauben an solche Offenbarungen zur wesentlichen Bedingung hätte, die Frage ist: denn dieß würde die Untersuchung außer die Grenzen der Philosophie versetzen. Auch darf der philosophische Begriff von der Tugend nicht mit einer Bestimmung, die auf Religionsvorstellungen sich bezöge, vermengt werden. Denn dieß hieße voraussetzen, was in der Frage ist.

§. 68.

Entwickelung des Puncte, worauf es bey der Beantwortung ankömmt.

Wenn von der Tugend in ihrem ganzen Umfange, der treuen Beobachtung aller menschlichen Pflichten,

ten, die die Vernunft zu beweisen irgend im Stande ist, das Interesse oder die wahre Glückseligkeit dieses Lebens wirklich abhängt: so kann Tugend ohne Religion nicht für unmöglich erklärt werden.

Wollte man sie, unter dieser Voraussetzung, für unmöglich erklären: so müßte man annehmen, daß es der Vernunft unmöglich sey, den Willen durch die Vorstellung seines wahren Interesse oder des höchsten Gutes zu bestimmen. Aber dieß kann man nicht annehmen, ohne gegen die ersten und unzweifelhaftesten Grundsätze der Willenslehre anzustoßen, und jedwedes Fundament der Tugend anzugreifen. Denn womit soll der Wille zur Tugend bestimmt werden, wenn nicht durch die vernünftige Vorstellung seines wahren Interesse, oder des größten Gutes?

Also müßte entweder schlechthin geleugnet werden, daß die wahre Glückseligkeit dieses Lebens hauptsächlich von der Tugend als ihrem vornehmsten Grund und einer wesentlichen Bedingung abhänge.

Oder der Zweifel gegen die Entbehrlichkeit der Religion zur Tugend müßte daher entstehen, daß es schiene, einige Pflichten könnten, ohne die Voraussetzung, daß ein Gott und ein anderes Leben, gar nicht hinreichend bewiesen werden.

Für gar keine Tugend, auch bey einem eingeschränkteren System von Pflichten, als die religieuse Tugend etwa anerkennt, zur Bestimmung des vernünftigen Willens hinreichende Beweggründe in dem Interesse dieses Lebens anerkennen wollen; wäre mit den

Grund-

Grundsätzen des bisher vorgetragenen Systems nicht zu vereinigen (§. 53. 66.)

Es bleibt also hier nur noch zu untersuchen übrig; ob ohne Hülfe der Religion die Vernunft nach einem gleich viel befassenden Begriffe, wie mittelst der Religion, den Willen zur Tugend bestimmen könne.

Gegen diese Fassung des Streitpunctes kann nicht Einwurf seyn, daß bey den Grundbegriffen der Religion schon moralische Begriffe vorausgesetzt werden müssen, um mittelst derselben den Begriff von Gott zu entwickeln und zu bestimmen; jene also einen von der Religion unabhängigen Grund im Wesen der Vernunft haben müssen. Denn zugegeben, wie es auch unstreitig gewiß ist, daß im Wesen der Vernunft ein absoluter Grund zu sittlichen Begriffen und Grundsätzen liege: so folgt daraus noch nicht sogleich, daß alle Begriffe der höchsten Sittlichkeit, der vollkommensten Gerechtigkeit und Billigkeit, die sich aus dem absoluten Wesen der Vernunft entwickeln lassen, den menschlichen Willen, im ganzen System aller seiner gegenwärtigen Triebe, gesetzmäßig bestimmen können, ohne Voraussetzung eines künftigen Lebens. Ich sage itzt nur, dieß folge nicht so gleich; und dieß wird man wohl zugeben müßen, wenn man bedenkt, was für ein großer Abstand zwischen der Billigung eines Begriffes in allgemeiner Betrachtung, und einem angemessenen Verhalten im besondern Falle ist. Wie diese Folge dennoch von einigen Moralisten behauptet werden wollte: soll bald angezeigt und geprüft werden.

Aber könnte man nicht dieser Wendung der Streitfrage das entgegenstellen, daß die Tugend vollkommen sey, wenn sie das ganze System der erweislichen Pflichten umfasse; Pflichten also, die nur mittelst der Religion begründet werden können, bey der Tugend ohne Religion, ohne der Vollkommenheit derselben Abbruch zu thun, fehlen dürften? Man kann diesen Einwurf allerdings mit einigem Vortheil für die Behauptung der Möglichkeit ächter Tugend ohne Religion entgegensetzen. Er kann insbesondere auch gegen diejenigen zur Antwort dienen, die schon aus dem Grunde keine ächte, vollständige Tugend ohne Religion für denkbar halten, weil ja eine solche Tugend von allen Pflichten gegen Gott nichts enthalte; wo aber auch die Aufklärung des Begriffes von Pflichten gegen Gott noch mehr Auskunft giebt.

Aber bey allem, was dieser Einwurf gültiges in sich begreift, kann doch der angedeuteten weitern Untersuchung damit nicht ausgewichen werden, denn wenn auch die Tugend ohne Religion, bey einem eingeschränkteren System der Pflichten, in ihrer Art immer vollständige und ächte Tugend heißen könnte: so dürfte und müßte dennoch untersucht werden, ob nicht eine höhere Art von Tugend mittelst der Religion in der menschlichen Natur bewirkt werden könne. Und dieß um so mehr; wenn die Vernunft das Ideal einer höhern, unbeschränktern Tugend in sich findet, und durch ihr absolutes Wesen zum Wohlgefallen und zum Streben nach demselben bestimmt wird.

Auf diese angezeigte Weise die angefangene Untersuchung fortzusetzen, wollen wir den Weg durch ein Paar der berühmtesten alten Moralsysteme nehmen, das Epikurische und das Stoische. Es kann dadurch nicht nur die Einförmigkeit des Vortrags vermindert, sondern auch dem, noch immer manchem entstehenden Zweifel ausgewichen werden, als ob die neuere Moralphilosophie aus einer der Vernunft fremden, höhern Quelle sich bereichert habe.

§. 69.

Grundsätze der Epikurischen Tugendlehre.

Nach dem Epikur ist der Grundtrieb des Willens Trieb zum Vergnügen, und Glückseligkeit; dauerhaftes Wohlseyn das Ziel aller seiner Bestrebungen *). Aber nach seinen Begriffen von Vergnügen und Wohlseyn, haben die Vergnügungen der äußern Sinne keineswegs den höchsten Werth, sondern vielmehr die ruhigern, dauerhaftern Vergnügungen, die im innern empfunden werden. Ausdrücklich und namentlich widerspricht Epikur den Cyrenaikern, welche den lebhaftern aber schneller vorübergehenden Vergnügungen der äußern Sinne den größten Antheil an der menschlichen Glückseligkeit einräumten.

Hier-

*) Alle hier angegebenen Sätze finden sich beym *Diog. Laert.* B. X. und größtentheils auch beym *Cicer. fin.* Ich habe sie nur nach ihrem innern Zusammenhang zu ordnen gesucht.

Hieraus folgerte Epikur, daß die Glückseligkeit des Weisen, die wahre Glückseligkeit, nur so viel von äußern Gütern erfordere, als leicht zu erhalten stehe; daß das Glück wenig Gewalt über den Weisen habe *). Darauf konnte er auch die erhabenen Ausspräche gründen, daß es besser sey, im Wege der Vernunft unglücklich, als in der Entfernung von der Vernunft glücklich seyn **); daß im Genuß der innern unvergänglichen Güter der Mensch über das Sterbliche und Thierische sich erhebe ***). Es wird begreiflich, wie er sagen konnte, der Weise sey auch in den heftigsten Martern nicht elend und freudenlos. Und er soll in seiner letzten schmerzenvollen Krankheit eine seinem Grundsatz Ehre machende Ruhe und Stärke des Gemüths bewiesen haben.

Er lehrte also auch, daß der Weise die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit beobachten müsse; um seines eigenen Wohlseyns willen. Er leitete alle Tugenden aus der Klugheit (Φρονησις) ab. Aber, daß man nicht vergnügt leben könne, wenn man nicht gerecht und ehrbar lebe; blieb immer einer seiner Hauptgrundsätze †).

Sein

---

*) Βραχεια σοφω τυχη παρεμπιπται. *Diog.* Parum intercedit sapienti fortuna. *Cicero.*

**) Κρειττον ειναι ευλογως ατυχειν η αλογιστως ευτυχειν.

***) Ουδεν εοικε θνητω ζωω ζων ανθρωπος εν αθανατοις αγαθοις.

†) Ουκ εστιν ηδεως, ζην ανευ του Φρονιμως, και καλως, και δικαιως X. 132. 140.

Sein Grund war theils die Entbehrlichkeit dessen, was nur durch ungerechte und schändliche Handlungen erlangt werden könnte; theils die innere Ruhe, die durch unerlaubte Handlungen gestört und einer Gefahr ausgesetzt werde, mit welcher der Vortheil der Ungerechtigkeit in gar keinem Verhältnisse stehe *). Uebrigens dachte sich Epikur Recht und Gerechtigkeit von Verträgen und menschlichen Gesetzen zwar nicht völlig, aber doch allem Anschein nach, mehr als es sollte, abhängig **). Und die Mangelhaftigkeit seiner Einsichten in die Gründe der Gerechtigkeit verräth sich noch mehr durch das Urtheil, daß Ungerechtigkeit, oder Verletzung des Rechts, in sich selbst nichts Böses seyn würde; wäre nicht die Furcht des Verdachtes ***).

Durch Begnügsamkeit und Geduld schien dem Epikur die Tugend des Weisen gegen alle Gefahren gesichert, denen Glückseligkeit und Tugend ungebildeter Menschen unterliegen. Der Weise sey insbesondere auch nicht herrsch- und ruhmsüchtig; sondern ihm genüge, nicht verächtlich zu seyn. Im Schmerz beruhige ihn auch der Gedanke, daß heftiger Schmerz nicht lange dauern könne, anhaltender Schmerz aber durch die Gewohnheit erträglich wäre. Er misbilligte daher auch den Selbst-

---

*) Ὁ δικαιος αταραχτοτατος, ὁ δε αδικος πλειστης ταραχης γεμων.

**) S. *Diog.* Segm. 150. 151. XXXIX.

***) *Diog.* Segm. 151. XXXVII.

Selbstmord. Aber er nahm an, daß es Fälle gebe, wo der Weise für den Freund in den Tod gehe. Freundschaft, ob sie gleich aus der Selbstliebe entspringe, erklärte er doch für das größte der äußerlichen Güter *). Wie Klugheit ihm überhaupt die erste aller Tugenden ist: so scheint ihm also auch der Weise sich nicht dadurch zu erniedrigen, daß er sich in Zeit und Umstände schicket, und denen, welche die höchste Gewalt in Händen haben, Ehrfurcht beweiset **).

§. 70.

Stoische Tugendlehre.

Die Stoischen Philosophen sind nicht nur keine Atheisten, vielmehr die eifrigsten und dogmatischsten Theisten; sondern ihre erhabene Moral entfernt sich auch nicht

---

*) Segm. 148.

**) Μοναρχω εν καιρω θεραπευσειν. Vielleicht beruht auf eben diesem Grund der klugen Höflichkeit und Nachgiebigkeit, was Epikur von den Göttern und der ihnen gebührenden Verehrung sagt, ja so gar von Züchtigungen, die den Bösen, und Wohlthaten, die den Guten von ihnen wiederfahren. Segm. 124. Wiewohl Gottheiten, wie er sie beschrieb, nicht Weltherrn, Regenten und Richter, sondern erhabene, selige Wesen, mit einigem unbedeutenden, zufälligen Einfluß auf die Menschen, konnte er auch in seinem System annehmen. Und seine Aussprüche darüber sind zum Theil so bestimmt, (εναργης εσιν αυτων ἡ γνωσις, λογω θεωρητοι εισι) daß es kaum erlaubt ist, alles für Verstellung zu erklären.

nicht ganz von den Religionsvorstellungen. Sie nehmen bisweilen Beweggründe zur Unterstützung der Pflichten her von dem, was die Götter thun *). Ihnen ähnlich **), und würdig ihrer Gemeinschaft zu seyn, sind Vorstellungen, mit welchen sie die Tugend des Weisen schmücken ***). Aber der Hauptgrund der Stoischen Moral ist darinnen enthalten, daß allein das ein wahres Gut sey, was in sich selbst vollkommen und der Glückseligkeit eines vernünftigen Wesens angemessen sey †). Nach diesem Begriff erkennt die Stoische Philosophie keines der äußern dem Gemüth vorhandenen Dinge für ein wahres absolutes Gut; ob sie ihm gleich einigen Werth, und diesen Werth den

*) *Antonin.* IX. 8. 21. V. 19. Συζην θεοις.

**) *Seneca* de Provid. cap. I. Bonus tempore tantum a Deo differt, discipulus eius, aemulatorque.

***) *Epictet* XV. sagt so gar και εση ποτε αξιος των θεων συμποτης — ου μονον συμποτης αλλα και συναρχων. Einige Stoiker nemlich gestanden wenigstens den Seelen der Weisen Unsterblichkeit zu; Chrysipp nach dem *Diog. Laert.* Oder doch Dauere bis zur Umwandlung des ganzen Natursystems. *Seneca* Cons. ad Marc. XXV. seq. Aber ihr Glaube an dieß andere Leben war nicht stark, *Seneca* ep. LXIII. Fortasse, si modo sapientum vera fama est.

†) *Cicero* fin. III. 10. seq. Rationale animal es, quod ergo in te bonum est? Perfecta ratio. — Animus emendatus ac purus, aemulator Dei, super humana se extollens, nihil extra se sui putans. *Seneca* Ep. 124. *Anton.* II. 8. sqq. III. 6. 10. IV. 12.

einen mehr den andern weniger zugesteht *). Nur die Tugend, oder ein nach der Vernunft eingerichteter Gemüthszustand, kann ein wahres Gut heißen und sie allein schon mußte zur Glückseligkeit des Menschen, als eines vernünftigen Wesens hinreichend scheinen. Die Vernunft aber erkenne, daß der Mensch, ein Theil des Ganzen, sich also auch den Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen unterwerfen müsse **). Thue er es freywillig: so sey er mit sich selbst zufrieden, und einig und frey; widerstrebe er: so müsse er doch dem Schicksal wider Willen gehorchen, und mache sich zum Sklaven ***). Die Vernunft erkenne also insbesondere, daß die Menschen alle, derselben göttlichen Vernunft theilhaftig, und mittelst derselben zu einem gemeinschaftlichen Gesetze mit einander verbunden, sich als Mitglieder eines Staates zu betrachten, Liebe, Gerechtigkeit und Billigkeit gegen einander zu beweisen haben †). Erkenne und befolge einer dieses Gesetz nicht: so sey er zu bedauern und zu recht zu weisen, aber nicht zu hassen. Zu bedauern, weil er vom einzigen wahren Gut abweiche. Nicht zu hassen; eben weil er nur

sich

---

*) *Anton.* II. 14. IV. 15. Παν μοι συναρμοζει, ὁ σοι ευαρμοστον ὂν ὡ κοσμος.

**) Daher ist es nach der Stoischen Philosophie auch Pflicht, in Ansehung dieser äußerlichen Dinge, andern beyzustehen und Hülfe zu leisten. S. *Anton.* III. 27.

***) Wer mit dem Schicksal zufrieden ist, lebt mit den Göttern; συζη. Θεοις *Anton.* V. 18.

†) Οτι συγγενες ϖαν το λογικον κ. τ. λ. *Anton.* III. 4. IV. 4.

sich selbst schade, nicht andern, die dem Gesetze ihrer Natur getreu bleiben, denn das wahre Gut sey keinen äußerlichen Angriffen und Beleidigungen ausgesetzt, könne keinem wider seinen Willen entrissen werden. Auch bleibe der unvernünftige, übelgesinnte, immer ein Glied des Ganzen, obgleich ein krankes oder schwaches Glied. Und dazu sey ja auch die Tugend der Sanftmuth in der vernünftigen Natur, daß wir Feinden mit Nachsicht und Güte begegnen *). Da alle Beleidigungen, Streitigkeiten und Entzweyungen der Menschen sich nur auf äußerliche Dinge beziehen, diese aber keine wahren absoluten Güter, oder nicht von absoluter Nothwendigkeit für den Menschen seyen: so sey also überall kein vernünftiger Grund vorhanden, sich zu entzweyen und einander feindselig zu behandeln. Und es könne nie ein Fall entstehen, wo es der Natur gemäß wäre, von dem, was die Gesetze der Vernunft fordern, abzuweichen. Lieber müsse der Mensch sein Leben verlieren; als durch Ungerechtigkeit es erhalten und dadurch sich selbst im Urtheil der Vernunft verabscheuungswürdig machen **). Finde sich im äußersten Falle der Mensch zu schwach, seine Vernunft und Freyheit gegen Beschwerlichkeiten des Lebens zu behaupten; so habe er es in seiner

*) *Anton.* IV. 3. 6. 19. V. 17.

**) Non enim mihi est vita mea utilior, quam animi talis affectio, neminem ut violem commodi mei gratia. *Cicero* off. III. 6. Summum crede nefas animam praeferre pudori, & propter vitam vivendi perdere causas. *Juvenalis.*

Gewalt, und dann sey ihm erlaubt, herauszugehen *).

§. 71.

Zweifel gegen die Allgenugsamkeit dieser Tugendlehren.

Nun kömmt es also auf zwo Fragen an; ob in diesen vorgezeichneten und in jeden andern von der Religion nicht unterstützten Systemen nicht zu wenig zum Begriff der Tugend gefordert werde; und ob das, was gefordert wird, vor der Vernunft zu behaupten, hinreichender Grund vorhanden sey.

Die allgemeine Anlage zur Vorschrift aller Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen andere, der Pflichten der Liebe so wohl als der Gerechtigkeit, läßt sich in den vorgelegten Grundzügen des Epikurischen Systems leicht wahrnehmen. Auch die Pflicht, das Leben nicht absichtlich zu verkürzen, welche die Stoische Moral einschränkt, scheint Epikur uneingeschränkt angenommen zu haben **). Aber hat es auch hinreichende Gründe zur Behauptung aller dieser Pflichten? Zu allen Forderungen der Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit bloß allein in der zu befürchtenden Entdeckung? Aber wenn

es

---

*) In quo plura sunt naturae contraria aut fore videntur, huius officium est, e vita excedere; ex quo adparet, sapientis esse aliquando officium, excedere e vita. *Cic. fin.* III. 18. *Anton.* V. 21.

**) *Diog.* Segm. 119. 126. seq.

es nun höchstwahrscheinlich wäre, daß eine Abweichung von diesen Forderungen nicht werde entdeckt werden? Oder wenn der Ungerechte mächtig genug ist, um sich nicht einmal vor den Folgen der Entdeckung fürchten zu müssen? Und wenn eben durch eine solche Abweichung von den Vorschriften der Gerechtigkeit jemand sich von vielen Beschwerden und Mühseligkeiten befreyen, und bisher höchst ungern entbehrte Mittel zum angenehmern Leben sich verschaffen könnte?

Wer diese Fragen mit genauer und vollständiger Hinsicht auf die ganze Menschheit sorgfältig erwogen hat, wird dem Epikurschen Moralsystem schwerlich mehr zugestehn, als daß es möglich sey, daß Menschen von so mäßigen Begierden, so feinen, und durch eine das Lehrsystem an innerer Güte übertreffende Natur begründeten edlen Gefühlen, als der Urheber des Systems einer war, wenigstens in den gewöhnlichen Lagen des Lebens vor aller Ungerechtigkeit sich bewahren. Nicht aber; daß durch die Gründe des Epikur's die Vernunft in allen Menschen von der unwandelbaren Verbindlichkeit aller Vorschriften der Gerechtigkeit vollkommen überzeugt, geschweige denn zur Bewirkung entsprechender Gesinnungen und Handlungen mit hinreichenden Beweggründen versehen werden könne.

Ungleich stärkere Gründe für eben diese Pflichten enthält das Stoische System. Denn nicht auf Furcht vor andern und der Entdeckung, sondern auf Furcht vor dem eigenen Bewußtseyn und vor innerm Widerspruch gründet es dieselben hauptsächlich. Und gewiß ist es, daß, wenn der Mensch den Urtheilen der Vernunft, wie sie durch ihr inneres, absolutes Wesen be-

stimmt werden, folgen will; wenn ihm vollkommenste Einstimmigkeit der Begriffe seines Verstandes über alles geht, wichtiger ist, als aller äußerer Wohlstand und was davon in seinen Gefühlen abhängig ist; er nie in eine Ungerechtigkeit willigen könne.

Aber welche Stärke der Vernunftvorstellungen muß nicht vorausgesetzt werden; wo diese Bedingung Statt finden soll? Wie viele Menschen werden diese Stärke der Vernunft zu erlangen streben; und gegen alle Reize der Sinnlichkeit zu behaupten im Stande seyn; wenn alles, was Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Vergnügen und Mißvergnügen geben, kurz Zweck seyn kann, nur allein in Beziehung auf dieses Leben erwogen und mit einander verglichen werden sollte? Ich zweifle im mindesten nicht, daß es Gemüther geben könne und gegeben habe, in welchen Achtung für Vernunft und Wahrheit eine solche Stärke über die Sinnlichkeit hatte. Aber die Allgenugsamkeit jenes Stoischen Hauptgrundes zur Unterstützung der Vorschriften der Gerechtigkeit in den Gemüthern und vor der Vernunft aller oder nur der meisten Menschen vertheidigen zu wollen, würde mir eine große Vermessenheit scheinen.

Wir wollen hier den Zweifel bey Seite setzen, ob nicht die Stoische Herabsetzung des Werthes der äußern Güter einigen Pflichten der Liebe allzugefährlich sey, weil dieser Punct mit dem Zweck der gegenwärtigen Untersuchung nicht wesentlich zusammen hängt. Aber ob das Stoische System es nothwendig mache, den Selbstmord zu erlauben; und ob überhaupt, ohne die Religion zu Hülfe zu nehmen, dem Selbstmord keine auf

jeden

jeden Fall hinreichende Gründe entgegengesetzt werden können; verdient hiebey genauer erwogen zu werden. Denn wenn auch der Selbstmord wegen der natürlichen Liebe zum Leben nie eines der gemeinen Verbrechen werden kann: so macht doch der Werth des Lebens, in Vergleichung mit den andern äußern Gütern, die Gegenstände anderer Verbrechen sind, dieses Vergehn desto wichtiger. Aber eben den Gründen des Stoischen Systems scheint der Selbstmord völlig entgegen zu seyn. Denn wenn alles, was wir nicht in unsrer Gewalt haben, kein wahres absolutes Uebel ist; wenn die Tugend allein zum Wohlseyn hinreichend ist, und die Tugend immer von uns selbst abhängt; und in jedem Zustande und Verhältnisse sich beweisen kann, weil in jedem das Verhalten entweder vernünftig oder vernunftwidrig seyn kann; wenn so gar alle Tugenden, wie alle Laster, nach der Stoischen Philosophie, gleich sind: was sollte den Weisen bestimmen können, sein Leben selbst abzukürzen?

Den vollkommenen Weisen, muß der Stoiker antworten, nichts; aber den weisen Menschen das Bewußtseyn seiner Schwachheit. Diesem kann der Kampf gegen die Sinnlichkeit, die Behauptung des Vernunfturtheils gegen äußern Schein und Gefühl zu schwer werden. Seine, nicht idealisch vollkommene, Weisheit zu retten — kann es ihm erlaubt seyn — aus dieser Verbindung heraus zu gehen, der dahin strebenden Natur entgegen zu kommen und Hülfe zu leisten. So der Stoiker *).

*) S. *Antonin.* V. 21. καπνος εσι, απερχομαι.

Aber ließen sich diesem nicht stärkere und von der Religion unabhängige Vernunftgründe entgegen setzen? Das Argument eines der liebenswürdigsten verstorbenen Philosophen unseres Zeitalters, des sel. Mendelssohns, ist bekannt. Leben müsse von der Vernunft dem Nichtseyn immer vorgezogen werden; weil Leben, eine Realität, doch mehr Vollkommenheit habe, als was gar keine hat, Nichts ist. Aber die allgemeinen Begriffe, aus welchen dieses Argument zusammen gesetzt ist, sind zu seiner Bekräftigung nicht hinreichend. Denn der Begriff von Vollkommenheit und von Wohlseyn erfordert nicht bloß Realität, sondern auch Zusammenstimmung der mehrern Realitäten. Demjenigen aber, der das Leben verabscheut und deswegen zu endigen wünscht, scheint es ein Gewebe von Widersprüchen, ein Tumult widerstrebender Kräfte, und deswegen ein unerträgliches Uebel zu seyn. Ob es ihm so scheinen muß? Eben diese Frage ist es, die anders beantwortet wird, wenn der Leidende seinen durch das Triebwerk des Ganzen erzeugten Gefühlen nachgiebt, und anders, wenn die Vernunft im Bewußtseyn ihres hohen Werthes, auch für die innern und äußern Angelegenheiten dieses Lebens, diesem Werthe, dem Werthe möglicher Tugendübung, alles andere unterordnet, und gering dagegen achtet. Aber kann die Vernunft dem Menschen jede mögliche Tugendübung zur Pflicht machen; wenn mit diesem Leben sein ganzes Daseyn ein Ende hat? Kömmt der eigene Schmerz nicht auch in sein Bewußtseyn, so gut als die Vorstellungen vom Großen und Erhabenen, und von dem, was gut für andere ist?

Gewiß ist es, daß die Vernunft unter der angezeigten Voraussetzung dem Selbstmord nicht so viel entgegen setzen kann, als der Erhaltung des Lebens mittelst einer Ungerechtigkeit, der Aufopferung eines Unschuldigen. Denn von diesem letztern kann sie abschrecken durch die Vorstellung, wie unerträglich das Leben beym Bewußtseyn einer solchen Missethat werden müßte. Aber wenn mit diesem Leben alles Bewußtseyn auf ewig sich verlöre; was hätte der Selbstmörder für sich zu fürchten? Die Furcht aber, andern Kummer zu verursachen, oder ein so gefährliches Beyspiel zu geben, als der Selbstmord freylich mit Recht scheinen kann; sie ist ohne Zweifel im Stande, in einem rechtschaffenen, menschenliebenden Gemüthe den Gedanken des Selbstmordes bisweilen allein schon zu unterdrücken. Aber darf darum die Hülfe der Religion, bey der Pflicht im Leben zu beharren, für ganz entbehrlich erachtet werden? Gewiß nicht.

§. 72.

Vortheile, die die Tugend von der Religion erhalten kann.

Wie viel man auch den moralischen Kräften der Vernunft, ohne die Hülfe religieuser Wahrheiten zutrauen darf: so ist es doch unleugbar, daß die Religion der Tugend in manchfaltiger Hinsicht großen Vortheil bringen kann. Denn

1) mittelst der Religion gewinnen alle Gesetze der Natur und alle Vorschriften der Vernunft ein viel erhabeneres und ehrwürdigeres Ansehn. Wer alles für Werk des Zufalls oder blinder Nothwendigkeit hält,

kann

kann demohngeachtet einsehen, daß er sich den einmal vorhandenen Gesetzen seiner Natur und der Dinge außer ihm unterwerfen müsse. Er kann einsehen, daß er, wenn er mit sich und seinem Zustande zufrieden seyn will, den Vorschriften der Vernunft, nicht den sinnlichen Trieben blindlings, folgen müsse. Aber beym Kampf der Vernunft gegen sinnliche Triebe und Leidenschaften kann doch Verachtung der erstern leichter entstehen, wenn auch sie, wie alles übrige, für Geburt des Zufalls und blinder Naturkräfte genommen wird; als wenn sie für Bild oder Ausfluß der Gottheit, ihr Gesetz für Gesetz einer höchsten, die erkenntnißlosen Kräfte der Natur ordnenden Vernunft gehalten wird. Daß die Vernunft fähig sey, so widersinnig es auch klingt, sich selbst zu verachten, und ihre gesetzgebende Gewalt zu bezweifeln; lehren die manchen Beweise, die in Prosa und in Versen davon vorhanden sind. Oder, wenn es um den Ausdruck zu thun ist, so sage man, daß der Mensch die Vernunft zu verachten, zu verhöhnen und zu lästern fähig sey; es ist dasselbe. Solch eine leichtsinnige Einwilligung in die eiteln oder leidenschaftlichen Anmaßungen der Phantasie; eine solche Verleugnung seiner höchsten Würde scheint doch kaum möglich beym Glauben an göttlichen Ursprung und göttliche Sanction des Vernunftgesetzes *).

2) Auch

*) Daß auch religieuse Meinungen Verachtung der Vernunft veranlaßt, ja erfordert haben; macht hier keinen statthaften Einwurf. Denn hier ist die Rede von Religion,

2) Auch den edlern, menschenfreundlichern Gefühlen und Trieben der Natur kann ihre Würde und ihr wohlthätiger Einfluß auf Gesinnungen und Entschließungen durch die Religion erhöht und gesichert werden. Beym Glauben an eine gütige Gottheit werden die natürlichen Regungen des Mitgefühls und die aus ihnen entspringenden Antriebe zum thätigen Mitleiden und Wohlwollen nicht mehr bloß eine Wirkung des organisirten Mechanismus oder wohl gar nur Schwäche und Weichlichkeit scheinen; sondern vielmehr eine absichtsvolle Unterstützung der schwachen Vernunft.

3) Wenn im frohen Genuß der Güter und Schönheiten der Natur das Gemüth zur dankbaren Anbetung des Schöpfers und Erhalters dieser schönen und guten Natur sich angetrieben fühlt: wie viel leichter und angenehmer wird nicht die treue Ausübung jeder Pflicht, durch die Vorstellung, daß der Wille des gütigen Vaters dadurch erfüllt werde; wie freudig insbesondere der kindlich dankbaren Liebe jede Pflicht der Wohlthätigkeit?

4) Und wie viel leichter bey widrigen Schicksalen die Pflicht der Geduld und Standhaftigkeit, durch das Vertrauen auf Gott, durch den Glauben, daß seine Güte und Weisheit alles ordne und regiere, bey allem die besten Absichten habe und eine sichere Hülfe für alle sey, die

---

on, nicht von jeder religieusen oder theologischen Meinung, womit die Religion oft sehr wenig Gemeinschaft hat. Und doch wenn man die Mißverständnisse bey Seite setzt, zielen die Meinungen, an die man hier denken kann, nicht auf Verachtung des Vernunftgesetzes, sondern gewisser Vernunftanwendungen oder Vernünfteleyen.

die sich des Guten nicht selbst unwürdig und unfähig machen; als wenn man sich unter der Gewalt des Zufalls und des blinden Mechanismus glaubt?

5) Nicht so leicht kann die Selbstsucht den Stolzen und Herrschsüchtigen verführen, seine Macht zum Gesetz für die Schwächern, und sich allein zum Zweck aller, die er beherrschen kann, zu machen; wenn er sich selbst einer Gottheit unterworfen, und nach Absichten der höchsten Güte und Weisheit die Natur geordnet glaubt; als wenn er für das allgemeinste Gesetz dieser Natur das Gesetz des physischen Zwanges und keine über die menschliche Vernunft erhabene Vernunft, annimmt. Ohne Glauben an eine höhere Vernunft, als Regiererin des Ganzen, die zwar den Menschen bestimmt hat, in seinem Kreise, nach eigenen Einsichten, mit ihr in Gemeinschaft zu wirken, Zwecke zu bestimmen und Mittel zu wählen; aber seiner Willkühr Grenzen gesetzt hat, nicht nur äußerlich durch überlegene Kräfte, sondern auch innerlich durch Vernunftgesetze; ohne diesen Glauben wird es dem an Macht und Herrschaft gewöhnten, und nach Macht und Herrschaft strebenden Menschen, oft allzuschwer, in den Vorschriften der gemeinen Gerechtigkeit, auch seines Rechtes Grenzen anzuerkennen. (Th. II. §. 47.)

6) Aber bey jedem gesetzmäßigen, vernünftigen Unternehmen, beym Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit insbesondere, giebt Glaube an Gott ausdauernden Muth und Vertrauen; wie kein anderer Grund sie erzeugen kann. Die ruhig überlegende Vernunft kann für sich allein auch hier viel thun. Und die Leidenschaft in Absicht auf Stärke des Antriebs oft eben so viel oder noch mehr thun, als geordnetes Vertrauen auf Gott. Aber Leidenschaft ist immer eine gefährliche Triebfeder

für

für Absichten und Mittel Und kalte Vernunft, ohne Religion und ohne Leidenschaft, giebt Zwecke der Aussenwelt, bey vielen Schwierigkeiten, leicht auf. Wie sollte sie es auch sehr der Mühe werth finden, wie nicht eher an der Möglichkeit verzweifeln; in einer nur halb dem Chaos durch Zufall entrissenen, oder der Gewalt des Mechanismus unterliegenden Welt, eine ihren Gesetzen und Zwecken gemäße Ordnung einzuführen?

7) Wenn nichts leichter Menschenhaß und Verachtung aller Gesetze erzeugen kann, als verzweiflungsvolle Unzufriedenheit mit der Welt: so darf also auch für Hauptmittel zur Verwahrung vor jenem Haß und jener Verachtung der natürlichen Ordnung dasjenige gehalten werden, was am leichtesten vor der Unzufriedenheit mit Natur und Schicksal bewahrt. Und dieß kann doch gewiß die Religion.

8) Aber auch vor allzugroßer Anhänglichkeit an die Güter der Erde, der Quelle so vieler gefährlichen Leidenschaften, kann die Religion, die mit höhern Gefühlen und Aussichten das Gemüth erfüllt, am leichtesten bewahren. Die Vernunft kann auch, ohne ihre Hülfe, hierinne viel leisten. Doch wird sie, bey Erwägung der vielen Versuchungen und der Verschiedenheit der Charaktere, diese Hülfe auch hier gewiß nicht für ganz überflüßig halten.

9) Das natürliche Ehrgefühl ist eine Haupttriebfeder zum Rechtverhalten, und eine Stütze der schwachen Tugend unter guten Menschen. Aber wenn das Laster herrscht, wenn die Tugend verspottet wird, und Thorheit vom üppigen Leichtsinn den Lohn des Verdienstes erhält, wie wenige werden, aus Achtung für Wahrheit und Vernunft, wie Cato, gegen Götter und Menschen, ihrer Ueberzeugung leben und sterben; wenn die-

se Ueberzeugung, wenn Vernunft und Wahrheit am Ende weiter auch nichts sind als Erscheinungen blinder Naturkräfte, wenn es keine ewige selbstständige Wahrheit giebt? Aber wenn der Ausspruch der Vernunft Offenbarung der ewigen selbstständigen Wahrheit, wenn Beyfall der Vernunft göttlicher Beyfall ist, wenn Gott, der höchste Richter, sich im Urtheil des Gewissens ankündiget: so duldet man viel leichter Spott und Verachtung der Menschen, beym richtigen Bewußtseyn der Wahrheit und Gerechtigkeit.

10) Der Gedanke an Gott, den Allwissenden und Allgegenwärtigen, den Vater, den Richter, kann die Tugend in den gefährlichsten Versuchungen retten; wenn die gereizte Sinnlichkeit jeden andern Gedanken überwältiget; wenn der Furcht vor Menschen Klugheit und Macht entgegengesetzt werden kann.

11) Endlich bewahrt nicht nur die Religion vor Versuchungen zum Selbstmord, indem der Glaube an Gott und Fürsehung eine Hauptstütze der Zufriedenheit in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens ist; sondern den Muth, um anderer willen im Leben zu bleiben, wenn es, den Glauben an Pflicht weggenommen, allen Reiz für einen selbst verlohren hat, kann wiederum nichts so schnell und kräftig stärken, als der Gedanke an Gott und Ewigkeit *).

§. 73.

Einwürfe gegen diese Vortheile.

So einleuchtend auch diese Vortheile der Religion für die Tugend zu seyn scheinen: so ist doch oft das Ge-

gen-

*) Vergl. Kritik aller Offenbarung. S. 60. ff.

gentheil, Entbehrlichkeit und Schädlichkeit der Religion in moralischer Beziehung, behauptet worden. Die Gründe dazu sind:

1) daß der Mensch zu sinnlich sey, um durch die reinen und erhabenen Religionswahrheiten, angenommen daß es solche giebt, gereizt und in seinem Verhalten bestimmt zu werden: wenn sie in ihrer Reinigkeit, wie der Verstand sie denken, die Vernunft etwa solche ahnden kann, erhalten werden. Daß sie aber höchst gefährlich für die Vernunft, und folglich auch für die Tugend werden; wenn sie durch grundlose Dichtungen oder vernunftwidrige Zusätze versinnlichet werden. Ein sehr scheinbarer und allerdings erheblicher Einwurf; der aber, bey genauer Zusammenhaltung, durch die Erfahrung so wohl, als durch Einsicht in die Gründe hinreichend entkräftet werden kann. Daß es, dieser angezeigten Schwierigkeit ungeachtet, unzählig viele Menschen gegeben habe und noch gebe, in welchen die Religion ihre wohlthätigen Wirkungen bewiesen hat; darf wenigstens als eine für viele durch die Erfahrung entschiedene Wahrheit angesehen werden. Und wenn die Sache nach ihren Gründen beurtheilt werden soll: so kömmt es nur darauf an, ob die Religion überall nur Dichtung und Hirngespinst ist, oder ob es Religionswahrheiten giebt, die die Vernunft dafür erkennen und begründen kann, und was diese in sich fassen. Wäre die Religion überall nur Erdichtung: so müßte es freylich gefährlich für die Vernunft und folglich für die Tugend scheinen, sie für Wahrheit anzunehmen. Wenn aber die Religion das Werk der Vernunft ist: so sind die einfachsten Grundlehren der Religion, daß ein verständiges Wesen der Urheber, Herr und Regierer der Welt sey; daß sich dieses Wesen dem forschen-

den Menschenverstand mehr und mehr als ein allgütiges, allweises und allmächtiges, oder mit seiner Güte, Weisheit und Macht alles umfassendes und bewundernswürdig ordnendes Wesen, offenbare; diese einfachsten Grundlehren der Religion sind dann schon so wichtig, haben schon einen solchen Innhalt, daß auch dem sinnlichsten Menschen, wenn er die gemeinsten Vernunftkräfte zum Nachdenken anwendet, die mächtigsten Triebfedern daraus entspringen können. Auch haben wir nur diese einfachsten Grundwahrheiten im Vorhergehenden vorausgesetzt.

Mag denn gleichwohl der menschliche Verstand diese Eigenschaften der Gottheit und alle ihre Verhältnisse nur nach menschlicher Weise sich denken. Der Mensch kann nur menschlich denken, und soll nur menschlich denken. Was könnte mehr von ihm gefordert werden? Mag es auch seyn, daß der mit Sinnlichkeit umgebene und den Stoff aller seiner Vorstellungen von der Sinnlichkeit empfangende Verstand sich nicht enthalten werde, seine besten Begriffe von Gott in Sinnlichkeit einzukleiden. Auch diese menschliche Unvollkommenheit benimmt jenen erhabenen und reichhaltigen Vorstellungen ihren moralischen Werth nicht nothwendig. Der Verstand ist noch immer fähig, Wesen von Einkleidung, objective Größe und Erhabenheit von der Eingeschränktheit und Niedrigkeit der subjectiven Vorstellungsart im innersten Bewußtseyn zu unterscheiden. Wahr ist es freylich, daß, was dem Verstande möglich ist, der Mensch nicht immer wirklich thut; und daß so die Religion im Wesen der Vernunft gegründet bey ihrer Ausbildung das Werk der Phantasie werden kann. Aber erstlich kann und soll die Vernunft darüber wachen,

und

und ihr Werk bewahren, daß es nicht durch Phantasie und Dünkel verunstaltet werde. Und sie wird es thun; denn es ist ihr zu wichtig, um es je der Phantasie ganz Preiß zu geben; ob es gleich auf ihren eigenen innern und äußern Zustand, auf den Grad ihrer Aufklärung und äußere Freyheit ankömmt, wie viel oder wie wenig sie dabey thut.

Sodann muß man auch die Gefahr der nicht rein vernünftigen Zusätze zu den Grundvorstellungen der Religion nicht größer annehmen, als sie wirklich ist. Jeder Irrthum ist gefährlich. Aber nicht jeder Irrthum schadet immer wirklich. Er schadet erst wirklich, wenn das Falsche, was er mit dem Wahren vermengt in sich enthält, — kein Irrthum ist ohne alle Wahrheit im Verstande möglich — entwickelt und angewendet wird. Dieß geschieht aber nicht immer. Wenn das Falsche, was mit dem Wahren vermengt, durch dieses sich Eingang in den Verstand verschafft hat, anfängt entwickelt und angewendet zu werden, entsteht natürlicher Weise am leichtesten die Einsicht, daß es falsch ist. Es ist, vermöge der Natur der Sache, zu vermuthen, daß, wenn Menschen Irrthümer hegen, ihr Verstand sich immer mehr mit dem Wahren als mit dem Falschen, was darinne mit einander vermengt ist, beschäfftige. So mag denn der ungeübte kindische Verstand gleichwohl die Gottheit in menschlicher Gestalt sich denken. Er wird demohngeachtet, wenn die Vernunft nur ein wenig wachsam dabey ist, nicht so wohl mit der Gestalt sich beschäfftigen als mit der Liebe und Güte, oder dem Ernst und dem Herrn-Rechte oder der Himmel und Erde bewegenden Macht und Weisheit, die er sich unter dieser Gestalt, doch so groß und erhaben, als ihm möglich ist, denket.

2) Die Schwäche der Religion, die menschlichen Leidenschaften zu bezwingen und den Willen zur Tugend zu erheben, sey durch die Erfahrung bewiesen. Wie gemein ist Religion, und wie selten dagegen Tugend! Wie gemein die Beyspiele von Menschen, die, mit der Religion aufs genauste bekannt und täglich beschäfftiget, nichts desto weniger, Sklaven der Sinnlichkeit, von Leidenschaft beherrscht werden und Lastern ergeben sind! Darum frage ein gründlicher Menschenkenner, wenn er nachforscht, was er von einem andern zu erwarten habe, nicht, was für eine Religion, sondern welches Temperament und welche moralische Grundsätze derselbe habe. — Angenommen, was von diesem allen die Erfahrung wirklich außer Zweifel setzt: so folgt daraus nur so viel. Erstlich, daß auch die Religion nicht im Stande ist, alle unordentliche Triebe und Leidenschaften in allen Menschen zu bezwingen. Aber man darf doch eine gute und nützliche Sache darum nicht für unnütz und entbehrlich erklären, weil sie nicht allen Uebeln abhilft, oder ihren eigenthümlichen Werth nicht in allen Fällen, gegen jedwedes Hinderniß beweisen kann. Dann wird hiebey leicht bemerklich, daß es auch bey der Religion, so wie bey jeder nützlichen Sache, darauf ankomme, wie man sie gebraucht. Religion als bloßes Wissen, als Gedächtnißsache, als sinnliches Spielwerk, höchstens zur Erweckung unaufgeklärter, gedankenloser, vorübergehender Gefühle, oder als Amts- und Nahrungsgeschäffte im Dienst für andere getrieben, kann freylich nicht das kräftigste Mittel seyn, die Leidenschaften zu ordnen, und den Willen zu regieren. Aber so herabgesetzt und ihrer wesentlichen Bestimmung entrückt, kann jede, auch die wichtigste und wirksamste der moralischen Wahrheiten,

heiten, unfähig werden, den Willen zu bestimmen. Endlich sieht man auch leicht ein, daß nicht alles, was Religion heißt, oder je geheißen hat, in den Untersuchungen der Vernunft für wirkliche Religion, wie die Vernunft sie denkt und empfiehlt, gelten könne. Wie viel oder wie wenig Tugend durch das, was wirklich zur Religion gerechnet werden kann, unter den Menschen bewirkt worden sey; ist eine Sache, die nie bloß durch Erfahrung so genau und offenbar sich entscheiden lässet, daß nicht jeder Behauptung leicht widersprochen werden könnte, wenn man Lust zu streiten hat. Eben deswegen kann aber auch nicht alles für ausgemacht angenommen werden, was im obigen Einwurf angegeben wird.

3) Die Hülfe der Religion sey entbehrlich; wenn die übrigen moralischen und politischen Triebfedern der Bildung und Regierung der menschlichen Gemüther gehörig angewendet werden. Und wofern dieses nicht geschieht, könne auch die Religion der Unsittlichkeit nicht Einhalt thun; sondern werde durch sie, wo nicht selbst verdorben, wenigstens entkräftet. — Aber zugegeben, was durch die gegenwärtigen Untersuchungen mehr und mehr zum Vorschein kommen wird, daß der Einfluß der Religion und der Sittlichkeit wechselseitig ist; zugegeben, daß die Religion, auch wenn sie in sich selbst die beste wäre, deren die Menschen überhaupt fähig sind, allein nicht im Stande ist, den sittlichen Uebeln völlig abzuhelfen, wenn die andern vernünftigen Mittel dazu, wenn insbesondere Erziehung und bürgerliche Verfassung vernachläßiget oder verkehrt angewendet werden: so kann doch aus dem allen nicht mit Recht geschlossen werden, daß die Religion entbehrlich sey.

Denn da entsteht erstlich die Frage: ob die weiseste Erziehung und Gesetzgebung ohne Hülfe der Religion so viel ausrichten könne, als mittelst derselben? Die vorhergehenden Untersuchungen über die von aller Religion unabhängig bestehenden Tugendgründe müssen die Antwort hierauf angeben. Was insbesondere die politischen Triebfedern anbelangt, so kann zwar die Vernunft leicht auf die Aufgabe kommen: Solche Gesetze zu geben, vermöge welcher jedes Mitglied der Gesellschaft sein eigenes grösstes Interesse bey einem rechtschaffenen oder furs Ganze gutem Verhalten finden müßte. Und jede weise Gesetzgebung wird es sich vorsetzen, diesem Zweck so nahe als möglich zu kommen. Aber wer eine vollständige Erreichung desselben für mehr als Idee hielte; müßte über Menschen und Staat wenig nachgedacht haben. Gesetzt daß die Verfassung und Gesetzgebung wirklich in allen Stücken so beschaffen wäre, daß kein Theil auf eine ungerechte oder unbillige Weise dem andern irgend aufgeopfert oder nachgesetzt wäre; weder absichtlich noch aus Mangel der Einsicht und richtigen Beurtheilung; daß nichts verrückt oder eigenmächtig verändert werden könnte, ohne Schaden dessen, der es unternähme: werden auch alle Mitglieder so weise und billig seyn, um dieß zu glauben? Strafen und Belohnungen, Beyspiele und Lehren, wie die Politik, unabhängig von der Religion, sie gebrauchen kann, vermögen viel. Besonders kann die Erziehung viel ausrichten. Und die Erziehung der ersten Kindheit kann, was ihre gegenwärtigen Zwecke und Bedürfnisse anbelangt, die Hülfe der Religion nicht nur entbehren, sondern sie darf auch, wenn sie Gebrauch davon macht, nicht anders als mit vieler Vorsicht und Mäßigung es thun.

Aber

Aber warum wollte man denn doch bey allem, was durch Erziehung und Gesetzgebung für die Sittlichkeit geschehen kann, die Hülfe der Religion bey Seite setzen; wenn doch auch Religion Grund in der menschlichen Natur und Vernunft hat; wenn es unleugbare Beweise für sich hat, daß die Religion der Tugend vielen Vortheil bringen könne, (§. 72.) und wenn die Schwäche der menschlichen Vernunft Unterstützung gegen die feinern und gröbern Versuchungen der Sinnlichkeit so sehr nöthig hat? Insbesondere ist auch die Religion in der zweyten Erziehungsperiode, im Jünglingsalter, von größester Wichtigkeit; da, wo die Anfälle der Sinnlichkeit so heftig und eben durch ihre Neuheit so gefährlich, die Vernunft noch so wenig gestärkt, und die Achtung gegen äußeres Interesse noch nicht in dem Maaße, wie beym Manne, den sinnlichen Trieben Widerstand thut.

Und wenn nun Politik und häusliche Erziehung nicht einmal überall die Vollkommenheit hätten, die ihnen die Vernunft ohne Hülfe der Religion geben kann; welches, aus begreiflichen Gründen, der gemeine Fall unter den Menschen immer war, und wohl noch lange bleiben wird; wenn die Gesetzgebung das Gemeinnützige, was sie sucht, nicht jedem Einzelnen zum eigenen Interesse gemacht hätte; wenn sie nicht Strafen und Belohnungen, Lehren und Beyspiele so in der Wirklichkeit hätte und den Umständen nach haben könnte, als die Speculation in ihrer idealischen Welt sie annimmt: sollte dann nicht um so mehr die Religion zu Hülfe genommen werden müssen, um der Unbilligkeit der Uebermächtigen und der Verzweiflung der Schwachen Einhalt zu thun?

Sie wird allein nichts helfen, sondern unter diesen Umständen mit verdorben werden und verderben helfen. Dieß sagt man; aber in dem Umfange, wie es gesagt wird, kann es mit nichts bewiesen werden. Sittlichkeit und Religion haben wechselseitig Einfluß auf einander. Dieß ist gewiß. Aber jede hat doch ihren eigenthümlichen Grund in der Natur, also, daß nicht was die eine angreift, immer im gleichen Grade auch die andere verderben muß. So ist es bey mehrern Dingen, die wechselseitig einander bestimmen; bey Verstand und Willen, Leib und Seele. Unordnungen im Willen können auf den Verstand, Unordnungen im Körper auf die Seele nachtheiligen Einfluß haben. Aber ein aufgeklärter, mit festen Grundsätzen versehener Verstand läßt es doch mit dem Einfluß unordentlicher Neigungen auf die ganze Denkart so weit nicht kommen, als ein leerer und finsterer Verstand. Krankheiten können die Seele verstimmen. Aber ein gebildetes, mit Lehren der Weisheit vertrautes Gemüth erhält sich doch auch in Krankheiten eher aufrecht, als ein rohes, ungebildetes. Eben so wird die Religion, auch bloß mittelst der in der Jugend erhaltenen Eindrücke, beym gröbsten, unter dem Einfluß politischer Ursachen verbreiteten Verderben, ihre eigenthümliche Kraft noch immer in vielen Fällen beweisen, die Tugend zu unterstützen und dem Bösen Einhalt zu thun. Die Geschichte setzt dieß durch unzählige Beyspiele außer allen Zweifel *).

Ueber-

*) Man sehe hievon selbst *Hume Hist. of Engl.* II. 10. Wenn einem Mahomedaner sein Gegner zuruft: Gedenke an Gott und seinen Propheten: so legt sich insge-

Ueberhaupt lassen sich die Menschen, im Betracht des Verhältnisses der Religion zur Sittlichkeit, in drey Classen theilen. Die einen, in welchen mehrere der Sittlichkeit günstige Triebfedern mit einander sich vereinigen, bewahren die Religion in einem guten Herzen, werden durch Uebung ihrer Gebote von ihrer Wahrheit immer mehr überzeugt, und bey der reinen wesentlichen Religionswahrheit, auch im Dunkeln theologischer Streitigkeiten und der Unordnung kirchlicher Revolutionen, durch ihre richtigen sittlichen Begriffe und zarten Gefühle erhalten. Andere haben von den eigenthümlichen Gründen der Religion so wenig Kenntniß oder Ueberzeugung, daß ihre Denkart in Ansehung derselben ganz von ihrem sittlichen Zustande abhängt; daß entweder ihre Lasterhaftigkeit, wenn sie mit Leichtsinn und Keckheit verbunden ist, sie zum Unglauben, oder wenn sich ihr Aengstlichkeit zugesellt, zu jedwedem leichte Beruhigung versprechenden Aberglauben bestimmen kann. Eine dritte, wenn die Aufklärung des Zeitalters auch nur mittelmäßig ist, natürlich wohl die zahlreichste, Classe: begreift diejenigen Menschen, die weder mit den allgemeinen Gründen der Sittlichkeit, noch mit den eigenthümlichen Gründen der Religion so vertraut sind, daß beyde im einstimmigsten Verhältnisse gegen einander seyn können; bey welchen doch aber auch weder die Unwissenheit in Ansehung der Religion, noch die Unsittlichkeit so äußerst ist, daß nicht die wesentlichsten Wahrheiten der ersten noch oft ihren wohlthätigen Einfluß auf die letzten in ihnen beweisen müßten.

---

gemein gleich seine Hitze, und es kömmt nicht zu Gewaltthätigkeiten. Niebuhr Beschreibung von Arabien S. 29.

4) Die Tugend, die auf Religion sich gründet, sagt man ferner, sey nicht wahre, wenigstens nicht die reinste, erhabenste und edelste Tugend; denn sie gründe sich auf Furcht oder auf Hoffnung künftiger Belohnungen *). Wenn dieser Einwurf die Absicht hat, Religion und Sittenlehre zu entzweyen: so stößt er auf mannichfaltige Weise gegen die Wahrheit an. Denn es ist ja falsch, daß die Religion nur durch Vorstellungen von Strafen und Belohnungen die Tugendtriebe erwecke oder unterstütze. Ehrfurcht gegen die Gottheit als das vollkommenste Wesen, daraus entstehendes Verlangen, seines Beyfalls sich würdig zu machen, zur Aehnlichkeit und Gemeinschaft mit ihm, dem höchsten Gute, zu gelangen, Vertrauen auf seine die tugendhaften Bemühungen, die Zwecke der Vernunft beschützende und begünstigende Weisheit und Allmacht, Achtung für die Menschen, weil es Geschöpfe, unsere Mitbürger im Staate Gottes sind, dankbare Liebe gegen den Geber alles Guten, der es Bedürfniß wird, seinen Willen zu erfüllen, um seinetwillen Gutes zu thun — sind dieß niedrige, der Tugend unwürdige Triebe der Furcht oder Lohnsucht? Wenn die Vernunft sagt, deine Tugend ist nicht ehe vollendet, bis dir die Vorstellung der Pflicht für sich allein entscheidende Triebfeder des Willens ist; und die Religion, die mit der Vernunft in Eintracht seyn muß, weil sie mit ihr auf einem Grunde beruht, und mit ihr auf einen letzten Zweck, und durch sie wirken soll, dem man nicht widersprechen kann: wird sie der Reinigkeit der Tugend dadurch Abbruch thun, daß sie die Gebote

der

*) Oderunt peccare mali formidine poenae
— — — boni virtutis amore.

der Vernunft als göttliche Gesetze vorstellt, nicht dem Zufall oder einer blinden Nothwendigkeit sie zuschreiben läßt?

Wahr ist es freylich, daß die Religion auf viele Gemüther wenigstens am stärksten durch die Vorstellungen von Himmel und Hölle, von Strafen und Belohnungen Eindruck mache. Aber erstlich ist dieß doch nicht ihr allgemeiner und einziger Einfluß. Und dann, wenn auch in diesem Einflusse der Religion sich nicht der Grund reiner Tugendliebe zeiget, ist doch daraus noch nicht folgbar, daß nicht selbst bey diesem Einflusse die menschliche Vernunft und Tugend wahren Vortheil ziehe. Es ist immer ungründlich, wenn man das, was nach abgesonderten Begriffen denkbar, und höchstens bey einzelnen Subjecten, unter besondern innern und äußern Bedingungen, wirklich seyn kann, überall erwartet und fordert. Jene reine, erhabene Tugend, die zu jeder Pflicht fertig und bereit ist, einzig darum, weil diese Pflicht auf Wahrheit gegründet und auf das Beste im Ganzen gerichtet ist — sey kein bloßes Ideal, habe reelle Möglichkeit und Wirklichkeit in einzelnen Individuen der Menschheit. Aber wie verhält sich die wirkliche Beschaffenheit der allermeisten Menschen, in allen auf einander folgenden Stufen des Alters, und unter den manchfaltigen äußern Verhältnissen zu diesem Ideal? Ist es nicht besser, die schwache Vernunft, indem ihr die innern Gründe der Pflicht, so weit es geschehen kann, erklärt und ehrwürdig gemacht werden, bis sie stark genug wird, diese allein sich bestimmen zu lassen, durch die schauderhaft großen Vorstellungen der Religion gegen die Leidenschaften zu verwahren; nicht so wohl jene dadurch zu gewinnen, als vielmehr nur diese ab-

zu-

zuschrecken und ihre Lockungen zu entkräften? Der moralische Glaube wird so sehr durch guten Willen unterstützt, und durch lasterhafte Neigungen verhindert; daß es, um zuletzt die moralische Wahrheit, von innigster Ueberzeugung begleitet, zur entscheidenden Triebfeder des Willens machen zu können, wohl nöthig seyn kann, zuerst zu verhindern, durch jedwede Wahrheit, die dazu behülflich seyn kann, daß nicht die sinnlichen Reize des Willens sich bemächtigen, und böse Triebe erzeugen, die endlich auch den Verstand irre führen.

5) Endlich hat man auch zu behaupten gesucht, daß, vermöge unleugbarer Erfahrungen bey allen Völkern und zu allen Zeiten, Tugend und Glückseligkeit durch die Religion unsäglichen Schaden erlitten haben; und zwar nicht so zufällig nur, daß man mittelst der bloßen Unterscheidung zwischen wahrer Religion und Aberglauben die Sache der ersten schon vertheidiget hätte: sondern auch zufolge einiger wesentlichen Puncte im Verhältniß der Religion zur menschlichen Natur. Dieser Einwurf, sieht man leicht, erfordert die genauste Auseinandersetzung und Ergründung. Denn hiebey müssen sich auch die Bedingungen und Eigenschaften deutlicher zu erkennen geben, bey welchen die Religion im einstimmigsten Verhältnisse mit der Sittlichkeit seyn kann.

§. 74.

Wie die Religion der Tugend nachtheilig werden könne. Eigenschaften einer für die vollkommenste Sittlichkeit eingerichteten Religion.

Die vorhergehende harte Beschuldigung soll,

1) wenn sie auf die Natur der Sache zurückgeführt wird, darinnen sich gegründet zeigen, daß die Religions-

ligionsvorstellungen zu ihrer Erweckung, Ausbildung, Anordnung und Unterhaltung beym großen Haufen fremde Hülfe nöthig haben; festgesetzten fremden Unterricht, der nicht sowohl durch Ueberzeugung der Vernunft, als durch Ansehn und Ueberredung wirken kann. So ziehe also die Religion nothwendig Priesterthum nach sich. Und Priesterthum strebe, vermöge seiner Natur, nach Herrschaft über die Vernunft. Und in Verbindung mit so manchen dazu gearteten menschlichen Trieben unterlasse es auch nie, sein eigenes Ansehn zu einem letzten Zweck zu erheben, dem es im Nothfall selbst die Sittlichkeit aufopfert. So zeige sich der innere Zusammenhang in der Natur der Sache; eben so zeige sich auch alles in der Geschichte der Menschheit. — Der unbefangene Forscher wird in beyden einige Wahrheit anerkennen; es kömmt aber darauf an, wie vieles davon wahr; und wie nothwendig oder von welchen veränderlichen Bedingungen abhängig dasselbe ist.

Wahr ist es also erstlich, daß die Religion unter einem Volke nicht bestehen kann, ohne daß für die Erweckung und Erhaltung der sie begründenden Vorstellungen bey dem großen Haufen durch eigenen Unterricht gesorgt wird. Aber nicht so offenbar und allgemein nothwendig giebt es sich zu erkennen, daß Priesterthum, oder ein eigener zum Religionsunterricht ausgewählter Stand da seyn müsse. Könnte nicht ein Volk in der Aufklärung und Sittlichkeit so weit gekommen seyn, daß es an dem nöthigen Unterricht für den großen Haufen, daß es an Volkslehrern nicht fehlen würde, auch wenn dieß Geschäffte nicht vom Staate besondern Personen, die einen eigenen Stand ausmachten, aufgetragen wäre? Denken läßt es sich wenigstens; und bey

einigen Religionspartheyen ist es ja hie und da wirklich der Fall. Angenommen aber auch, nach dem gewöhnlichen Fall, daß Priesterthum da ist: so kömmt es noch darauf an, wie für die Bildung desselben gesorgt, und was den zu fürchtenden zweckwidrigen Strebungen desselben entgegengesetzt wird. Ein besseres Mittel für beyde Absichten, als vollkommenste Denkfreyheit, läßt sich gewiß nicht angeben. Denn nur dadurch wird das Priesterthum am dringendsten genöthigt, nach derjenigen Vollkommenheit zu streben oder dabey sich zu erhalten, die allein dasselbe und seine Geschäffte, so fern dessen Erfolg vom persönlichen Ansehn abhängt, gegen alle feindliche Angriffe der Vernunft oder Vernünfteley sichern kann, nach sittlicher Vollkommenheit, reinem Wandel und einer mit dem Zeitalter fortschreitenden Aufklärung. Und eben diese Aufsicht der völlig freyen Vernunft wird allen Eingriffen des Priesterthums in fremde Rechte am zeitigsten und kräftigsten Einhalt thun. Denn die Aufsicht der freyen Vernunft aller und jeder Denker ist im Ganzen genommen zugleich die strengste und weiseste Aufsicht über das Priesterthum, die sich denken läßt. Strenge, weil sie auf Eifersucht und Sorge für die eigenen heiligsten Rechte sich gründet. Eifersüchtig und besorgt ist allemal die Vernunft, wo Glaube an Uebernatürliches gefordert wird: ob sie gleich diesen Glauben selbst gebietet. Aber wie sie dabey gegen sich selbst strenge und mißtrauisch ist; so ist sie es noch mehr, wo noch eine andere Autorität, als ihre eigene zur Erzeugung und Unterstützung dieses Glaubens mitwirkt. Weise aber wird diese Aufsicht der Vernunft im Ganzen auch seyn; wenn ihr volle Freyheit gelassen wird, weil ihr doch auch Religion und religieuser Glaube höchst ehrwürdig sind. Wer ohne ih-

re Einwilligung und gegen ihre Gesetze, insbesondere also wer zum Nachtheil der Sittlichkeit jenen den Krieg ankündiget, ist auch ihr Feind, und hat es mit ihr zu thun. Und sie, welcher, wenn sie ihre volle Kraft beweiset, der Mensch am Ende doch am wenigsten widerstehen kann, wird also auch für Religion und für Priesterthum, so fern letzteres der ersten nöthig ist, die beste Schutzwehr seyn.

Werde es denn also auch für wahr angenommen, wie es ist, daß auf den großen Haufen nicht bloß durch Einsicht und Ueberzeugung gewirkt werden kann, zumal in den Angelegenheiten der Religion; daß Ueberredung und Autorität mit wirken müssen: was nicht anders seyn kann, tadelt auch die Vernunft nicht; sie fordert nie das Unmögliche. Wenn Vernünftler in ihren Forderungen und in ihrem Tadel weiter gehen: so ist das einzige sichere Mittel dagegen, der Vernunft allgemeine Freyheit zu lassen. Dann wird, wenn zumal auf alle mögliche Weise für die Sittlichkeit gesorgt wird, weit kräftiger und weit sicherer, sie, die Vernunft selbst, diesen Vernünftlern Einhalt thun, als obrigkeitlicher Zwang, wäre er auch von der unumschränktesten Gewalt und den härtesten Strafen unterstützt; sicherer als priesterlicher Bannstrahl, wäre er auch an himmlisch reinem Feuer angezündet. Beyde reizen die Vernunft nur noch mehr zu heimlichen, wenn nicht öffentlichen Angriffen; sie können sie, die sie dem Vernünftler nicht beytrat, verleiten, daß sie, im Widerwillen gegen das ungerechte Verfahren, welches gegen ihn gebraucht wird, seiner sich annimmt. Oder wenn wirklich ihre Kräfte gelähmt würden, durch äußern Zwang — ja alsdenn ist kein natürliches Mittel mehr

denk-

denkbar, was Religion und Sittlichkeit gegen die gefährlichsten Einbrüche des Priesterdünkels und der Priesterherrschaft schützen könnte; eines Dünkels und einer Herrschaft, die durch zu natürliche Triebfedern erzeugt, und begünstiget werden können, als daß nicht immer mit der größesten Gefahr der Vernunft die Mittel dagegen geraubt würden. (Th. II. §. 44.)

Wenn dieser auf die Natur der Religion sich gründende Vorwurf so mit ins rechte Licht gesetzt worden ist; so lassen sich die übrigen zwar in der Geschichte reichlich gegründeten, aber auch offenbar auf zufällige Einrichtungen sich beziehende Klagen gegen die Religion schon leichter beantworten. Unterdessen

2) ein zweyter Vorwurf wird noch von manchen so vorgetragen, als ob er auch im Wesen der Religion Grund hätte. Die Religion soll nämlich dadurch der Tugend immer sehr schädlich gewesen seyn, daß sie allzuleichte Mittel, das Gewissen zu beruhigen, angeboten habe; Opfer, Fasten oder andere Selbstpeinigungen und unbedeutende Ceremonien unzähliger Arten. Das Factum selbst gehört allerdings zu den ausgemachtesten und gemeinsten in der Geschichte der Religionen. Und diejenigen, die es als eine natürliche und unvermeidliche Folge der Religion betrachten; erklären es sich auf die Weise, daß sie annehmen, um für die Religion und ihre Vorsteher die Gemüther recht mit Furcht und Achtung zu erfüllen, häufen erstlich die Priester die Vorstellungen vom Zorn und den Strafen der Gottheit. Um sie aber nicht durch Verzweiflung von sich zu entfernen, bieten sie ihnen wiederum Hülfe und Gnade an, die dem angstvollen Sünder nicht anders als willkommen seyn können,

können, und obgleich nicht für die Sitten, doch für den Dienst der Religion immer vortheilhaft sind. Allein so vielen Schein und particulère Wahrheit auch diese Erklärung, und so viele historische Beweise die Sache selbst für sich hat: so kann doch nicht behauptet werden, daß diese den Sitten so nachtheilige Wirkung aus dem Wesen der Religion oder ihrem Verhältniß zur menschlichen Natur nothwendig erfolge. Dieses Vorgeben ist schon durch die Geschichte völlig widerlegt. Alle aufgeklärten und gereinigten Religionen suchen sich von diesem Vorwurf so frey zu erhalten, als es die Vernunft fordern kann. Daß der reuige Sünder der Verzweiflung übergeben, und unter keiner Bedingung ihm Hoffnung der Abwendung der grenzenlosen Folgen seiner Uebertretungen, vor welchen sein Gemüth sich entsetzt, gemacht oder zugestanden werde; dieß fordert auch die Vernunft nicht. Eine solche Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung wäre der Tugend eben so wohl gefährlich, als leichtsinnige Beruhigung. Denn wie diese den Entschluß zur Besserung aufhält; so benimmt jene die dazu nöthige Kraft und Zuversicht. Wer das äußerste, was er befürchten kann, einmal für unabänderlich beschlossen hält, kann durch Verzweiflung auf einerley Wege mit dem Leichtsinn gebracht werden.

3) Wenn die Religion oder ihre Vorsteher und Ausleger einmal darauf verfallen, Dinge, die keinen, oder nur einen geringen und zufälligen sittlichen Werth haben, zu Versöhnungsmitteln zu machen, und so an die Stelle des Verdienstes und der Tugend zu setzen: so schweifen sie leicht noch weiter aus in willkürlichen phantastischen Geboten und Verboten. Denn wenn einmal die Grenzen der Vernunft und Wahrheit überschritten sind;

was soll alsdenn dem Eigendünkel und der herrschsüchtigen Neigung Einhalt thun, daß sie nicht bey jedem zufälligen Reize immer weiter um sich greifen? Aber wenn das Gewissen mit eingebildeten Versündigungen und Tugenden erfüllt wird: so ist nichts natürlicher, als daß die Achtung auf wahre Verbrechen und Verdienste geschwächt, wenn nicht ganz vernichtet wird. Und so werde begreiflich, was in der Geschichte der dem Aberglauben dienenden Völker so gemein ist, wie sehr es auch den gesunden Menschenverstand empören mag *).

Alles dieses hängt nun wieder bloß von der Bedingung ab, daß die Religion sich von der Vernunft trennt, ihrer Aufsicht sich entzieht, sie wohl gar sich zur Sklavinn machen will. Eine Bedingung, unter welcher es unmöglich ist, die Sache der Religion zu vertheidigen; aber eine Bedingung auch, die keines-

wegs

*) Die Beyspiele, auf welche die obigen Bemerkungen sich beziehen, sind in so großer Menge vorhanden, und größtentheils so gemein bekannt, daß es kaum nöthig scheinen kann, einige derselben bestimmter anzuzeigen. Um jedoch für keine Gattung von Lesern an nöthiger Erläuterung es fehlen zu lassen; mögen etliche hier eine Stelle finden. Die Kamschadalen achten, nach Stellers Versicherung, Kinderabtreiben und andere widernatürliche Greuel für nichts; Kinder, die während eines Sturms zur Welt gebohren werden, werfen sie als Unglückliche weg. Hingegen halten sie es für ein großes Verbrechen, ein Land- und See-Thier in einem Gefäße zusammen zu kochen, den Schnee außerhalb der Hütte mit einem Messer abzuschaben, u. s. w. Von

den

wegs zum Wesen der Religion gerechnet werden kann, wenn diese nicht zum leeren Hirngespinste herabgewürdiget werden soll.

Wenn die Religion sich von der Vernunft trennt: so kann sie

4) auch durch die auf ihre Lehren hauptsächlich sich stützende, an sich der Menschheit so erfreuliche und wohlthätige Hoffnung eines künftigen Lebens die schädlichsten Wirkungen hervorbringen. Nicht nur kann allzugroße Gleichgültigkeit gegen dieses Leben, seine nähern Zwecke und Angelegenheiten, und die darauf sich beziehenden Pflichten; nicht nur kann Unthätigkeit, Entkräftung und Verstümmelung des Körpers, ja Selbstmord *) Folge davon seyn; sondern Veranlassung auch und Antrieb zu den größesten Verbrechen

---

den Negern an der Goldküste s. *Bossmann* p. 159. Auch unter den Völkern, die zum Christenthum sich bekennen, kömmt dergleichen noch vieles vor. S. von den Croaten Schlözers St. A. I. S. 367. Von den Morlachen G. A. 1782. S. 1154. f. Man denke an das Fasten und andere solche Büßungen, an das Begraben an so genannte heilige Orte oder in heilige Kleider. — Was von heidnischen Völkern erzählt wird, lieset man oft mit dem Gedanken, mutato nomine de — narratur. S. *Montesquieu Esprit des Loix* XXIV. 14. *Helvetius de l' Esprit* Disc. II. ch. XIV.

*) S. *Georgi* S. 383.

gegen andere können daher entstehen. In Verbindung mit niedrig sinnlichen Vorstellungen hat der Glaube barbarischer Völker an das künftige Leben die Sitte eingeführt, beym Tode des Herrn nicht nur Hunde und Pferde desselben, sondern auch seine Sklaven umzubringen, damit es ihm nicht an Aufwartung und Vergnügen fehlen möchte *). Ein höher sich schwingender, aber noch viel gefährlicherer Aberglaube hat den grausamen Wahn erzeugt, daß es noch immer unschätzbare Wohlthat sey, die man den Menschen erweise, wenn man, auch durch die entsetzlichsten Martern, von Religionsirrthümern, bey denen sie ewig verlohren und ungleich größern Martern ausgesetzt seyn würden, sie zurück bringe; oder durch die zeitlichen Strafen der einen die andern vom ewigen Verderben errette. Nur diese abergläubische Voraussetzung macht die Mordsucht eines **Torquemada**, der von 80000 Personen, die er, innerhalb 14 Jahren, in die Inquisition brachte, 6000 lebendig verbrennen ließ, und die andern Greuel der Religionsverfolgungen noch einigermaßen begreiflich. Auch der grausame **Alba** war abergläubisch furchtsam **).

Die

---

*) *Voyages au Nord* V. 121. Iselin Geschichte der Menschheit I. 227.

**) Er entschloß sich nicht nur willig, der Friedensbedingung gemäß, beym Pabst Paulus V. fußfällig um Verzeihung zu bitten, daß er durch seinen Einfall in den Kirchenstaat ihm Schrecken verursacht hätte; sondern er bekannte, daß er Besonnenheit und Stimme verlohren habe, als er dem heiligen Vater sich genähert. *Robertson Hist. of Charles* V. p. 293.

Die wichtigen Folgen, die sich zur richtigen Bestimmung der Religion aus allen bisherigen Untersuchungen ziehen lassen, sind nun nicht schwer zu finden.

1) Nie und unter keinerley Vorwand darf die Religion unternehmen, die Vernunft zu fesseln. Was soll den Menschen auf dem Wege der Wahrheit erhalten, gegen Einfälle der Phantasie und die so leicht dem Aberglauben sich zugesellenden, ja in die heiligsten Formen der Religion sich einkleidenden eigenen und fremden Leidenschaften ihn schützen; wenn er seine Vernunft durch blinden Glauben unterdrücken und fesseln läßt? Die Vernunft ist nicht schlechterdings dagegen, daß die Religion Lehren enthalte, die sie selbst nicht strenge beweisen kann. Die Vernunft fordert selbst in vielen andern Angelegenheiten Glauben, wo nicht strenge bewiesen werden kann. Aber Gründe, ihren höchsten Gesetzen gemäße, wahrscheinliche Gründe wenigstens, erfordert jeder vernünftige Glaube; seyen es Thatsachen, oder Analogien. Und wie die Vernunft überhaupt nur um der letzten practischen Zwecke willen, Thätigkeit, Ordnung, Tugend und Glückseligkeit zu befördern, Glauben befiehlt: so kann sie bey der Religion um so weniger Glauben ohne Vortheile für diese letztern und höchsten Zwecke gestatten, da ein unsittlicher Gott, also auch eine sittenverderbliche Religion die größte Ungereimtheit enthalten.

2) Also darf die Religion nicht nur kein Verbrechen rechtfertigen, und keinem Laster Schutz und Sicherheit gewähren: sondern sie muß sich auch sorgfältig hüten, der natürlichen Tugend nichts von dem Werthe zu entziehen, den die Vernunft ihr zuer-

kennt; und etwas über sie zu erheben, oder an ihre Stelle zu setzen, dem die Vernunft keinen solchen sittlichen Werth zuerkennen kann. Es ist höchst vernünftig, auch dem vollkommensten und verdienstvollsten Menschen Demuth vor Gott, von dem er, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar alles hat, und Bescheidenheit nebst liebevoller Achtung gegen minder vollkommene Menschen zur Pflicht zu machen. Oder vielmehr je reiner und wahrer die Verdienste und Vollkommenheiten eines Menschen sind, desto leichter werden aus ihrem sittlichen Grunde auch diese andern Stücke der Tugend von selbst hervorkommen. Aber sich zu verachten und wegzuwerfen, sich selbst zu verkennen und den Verworfensten gleichzustellen, nicht seines Guten sich bewußt zu seyn, und dankbar sich zu freuen; wäre eine unnatürliche und der Tugend nachtheilige Forderung.

3) Insbesondere muß auch die Religion keinem der unabhängig von ihr Statt findenden Tugendmittel die ihm gebührende Achtung entziehen, um durch Verkleinerung eines fremden Ansehns ihr eigenes zu erhöhen. Es ist in der Natur nichts überflüßig; die Wirksamkeit der Religion selbst und die Erhaltung ihrer Reinigkeit hängen so sehr vom allgemeinen Wachsthum der Sittlichkeit ab; daß der Religion und der Menschheit gleich unmittelbar an der möglichsten Benutzung einer jeden Kraft und eines jeden Mittels, wodurch die Herrschaft der Vernunft und Sittlichkeit erweitert, Laster und Thorheit eingeschränkt werden können, gelegen seyn muß *).

Zu-

*) Wer noch zweifeln kann, daß der allgemeine Zustand der Sitten, und der von vielen zusammenwirkenden Ursachen

Zuförderst darf also dem Menschen kein solches Mistrauen gegen seine natürlichen Kräfte zur Tugend, es darf

sachen abhängige Grad der Aufklärung des Verstandes in den sittlichen und damit allernächst verwandten Angelegenheiten, den entscheidendsten Einfluß auf den Zustand der Religion habe, der gehe doch nur die Geschichte der christlichen Religion durch, mit so flüchtigem oder so tief eindringendem Blick, als er will und vermag. Er bedenke, wie höchst gefährlich gerade der Religionseifer für die Tugend werde, wenn ihm nicht Aufklärung zur Seite geht. Wie geschwind dann die erst Verfolgten selbst zu Verfolgern werden. Konnte doch so gar der sanftmüthige, theologische K. Jacob I. von seinem Gegner Vorstius an die Generalstaaten schreiben oder schreiben lassen, daß er es ihrer eigenen christlichen Weisheit überlasse; ob sie ihn verbrennen wollen, wegen seiner Gotteslästerung; daß aber gewiß nie ein Ketzer die Flammen mehr verdient habe. Ich mag das von den Feinden dieser in sich so menschlichen und wohlthätigen Religion so oft aufgestellte Verzeichniß der aus blindem Religionseifer entsprungenen, oder wenn, wie freylich insgemein der Fall war, aus ihm allein nicht entsprungenen, doch aber durch ihn beförderten und vermehrten Greuel nicht ab- oder nachschreiben. Man sehe, wenn man will, *Helvetius de l' Esprit* Disc. II. ch. XXIV. oder Schmids Geschichte der Deutschen I. 287. f 291. f. Man denke an die Bluthochzeit, die schändlichste Ermordung zehntausend angesehener Mitbürger und Unterthanen, nachdem man ihnen durch die arglistigste, die königliche Würde äu-

ihm nicht also Hoffnung eines übernatürlichen Beystandes eingeflößet werden, daß er seine Vernunft nach allen ihren, bey anhaltender regelmäßiger Uebung so viel vermögenden Anlagen mit rechtem Ernst zu gebrauchen abgehalten würde.

4) Sie gebrauche die Hoffnung des künftigen Lebens zur Unterstützung in den schwersten Leiden, und zur Erhebung über zeitliche Vortheile und sinnliche Vergnügungen, wo diese zu stark an sich ziehen. Aber sie hüte sich, den innern Werth und Lohn der Tugend zu verkleinern, oder die Aufmerksamkeit davon abzuziehen. Und wenn sie, wie billig, auch in der Aufrichtung des demüthigen, reuigen Sünders als Wohlthäterin der schwachen Reichheit sich beweisen will: so warne sie die Verkündiger ihrer Tröstungen, daß sie nicht die von der Gottheit verliehene Vollmacht überschreiten, und durch un-

ge-

---

berst entehrende Anlockung Zutrauen eingeflößt hatte. Und, um nicht bey einer Parthey allein Beyspiele aufzunehmen, man lese die Beweise von den Unmenschlichkeiten des fanatischen Eifers der Schottischen Reformatoren, bey *Hume* IV. 417. 421. 428. 434. seq. Die Geschichte der Missionen enthalten allerdings einzelne merkwürdige Beyspiele der großen Wirkungen, welche eifrige Religionslehrer bloß durch die Wahrheiten der christlichen Religion in übrigens sehr ungebildeten, aber gutartigen Menschen hervorgebracht haben. Aber wie ungleich mehrere vom Unvermögen eben dieser Religion, verwilderte Menschen zu bessern! S. z. B. *Voyages au Nord* V. 278. seq. 287. Iselins Geschichte der Menschheit B. VIII.

gemessene oder allzubestimmte Verheißungen, womit sie den reuigen Sünder aufrichten, Reue über Tugend erheben, und durch Hoffnung der Begnadigung auf Reue im Sterben die Antriebe zu einem tugendhaften Leben vernichten, oder wohl gar zu vorsetzlichen Verbrechen anfeuern.

5) Wenn die Religion auch unmittelbar vom Himmel herabkäme; so würde sie doch, um sinnlichen Menschen sich mittheilen zu können, sinnlich sich darstellen und anschaulich machen müssen. Aber da sie ihrem Wesen nach aufs Uebersinnliche gerichtet ist: so wird sie auch die Cultur des Verstandes nicht aufhalten, vielmehr selbst zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit, und zur Verehrung der Gottheit im bezeichnendsten ihrer Werke, in der Vernunft (λογικη λατρεια), die Menschen immer mehr zu erheben suchen.

6) Und so wird auch das Priesterthum der ächten Religion vom Verlangen, durch sinnliche Schreckniße oder sinnlichen Prunk über die Vernunft zu herrschen, sich mehr und mehr reinigen und entfernen; und einzig nur durch Vernunft und Tugend bescheidene, aber desto wirksamere Herrschaft über die Gemüther zu erlangen suchen. Wenn durch vernünftige Ehrfurcht zur Nachfolge reizende Tugend die Weihe des Priesterthums ist; dann wird Sittlichkeit durch Religion Nationen zum höchsten Grade irrdischer Vollkommenheit veredeln können.

Abschnitt IV.

Von der Klugheit.

§. 75.

Grundbegriff und sittlicher Werth der Klugheit.

Die alten Philosophen haben insgemein die Klugheit als einen vierten Haupttheil der Tugend, neben der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit betrachtet; ja von derselben, wie von jedem der übrigen Theile des Begriffes der Tugend behauptet, daß in ihr, wenn sie in grösester Vollkommenheit angenommen würde, jedwedes übrige Erforderniß der Tugend enthalten seyn müßte. Einige neuere Moralisten hingegen sprechen bisweilen von der Klugheit, als ob sie das Gegentheil von der Tugend wäre. Wenn man beym gemein gültigen Begriffe der Klugheit bleibt: so zeigt sich bald, daß derselbe zwar ein viel niedrigerer und eingeschränkterer Begriff als Tugend sey; aber daß wahre Klugheit der Tugend nicht nur im mindesten nicht zuwider sey, sondern daß es auf mehr als eine Weise den Absichten und dem Ansehn der Tugend Nachtheil bringe, wenn sie sich von der Klugheit trennt. Der Name der Klugheit nemlich, wenn er nicht mit Weisheit völlig gleichbedeutend gemacht wird, bezieht sich bloß auf die äußern Angelegenheiten dieses Lebens. Es ist die Geschicklichkeit, äußere Vortheile, oder was zum äußern Wohlseyn erforderlich ist, auf eine den Umständen angemesse-

ne Weise zu befördern. Daher die gemein gangbaren Begriffe, daß Klugheit die Fertigkeit sey, in Personen, Zeiten und Umstände sich zu schicken; und dadurch sein Glück in der Welt zu machen.

Viel beschränkter ist also der Zweck der Klugheit als die Zwecke der Weisheit und Tugend. Denn diese gehen nicht blos auf äußeres Wohl, sondern vielmehr auf innere Güter; schränken sich auch, bey voller Wirkung der Vernunft, nicht bloß auf dieses Leben ein. Bloße Klugheit ist also nicht nur, in so fern sie es allein mit äußern Vortheilen zu thun hat, viel weniger als Weisheit; sondern, wenn sie über diese äußern Angelegenheiten die höhern innern Güter, Gemüthsruhe, also Rechtschaffenheit, vernachläßigte und aufopferte, würde sie zur Thorheit werden. Aber obgleich in seinem Umfang weit niedriger und beschränkter, ist dennoch der Begriff der Klugheit, vermöge seines Gegenstandes, viel verwickelter und von Zufälligkeiten abhängiger, als der Begriff der Tugend. Denn dieser erfordert nicht mehr als thätigen Willen nach bestmöglicher Erkenntniß. Obgleich zur möglichst vollkommenen Erkenntniß der Gegenstände menschlicher Handlungen zu gelangen, dem Tugendhaften viele und anhaltende Bemühung verursacht: so ist doch die Tugend selbst nach ihrem absoluten Wesen eine einfache und bloß innere Angelegenheit, die jeder Mensch mit sich selbst ausmachen und vollenden kann. Denn das Wesen der Tugend, obgleich nicht der höchste Grad ihrer Vollkommenheit (§. 48.) ist der, wenn der Wille die Vorstellung der Pflicht sich zum entscheidenden Beweggrund gemacht hat; wie viele äußere Schwierigkeiten sich auch bey der Ausübung der Pflichten finden mögen; und wie sehr es auch einem noch an Welt- und

Ren-

Menschenkenntniß fehlen mag, um durch diese Schwierigkeiten durchzukommen, und das äußere Ziel zu erreichen. So ist derjenige dankbar, nach dem moralischen Begriff, welcher durch das treulich bewahrte Andenken des ihm erwiesenen Guten und die Absicht, seinem Wohlthäter Freude zu machen, und dadurch, so viel an ihm liegt, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit unter den Menschen zu befördern, was sein Wohlthäter für ihn gethan hat, wo er irgend Veranlassung dazu hat, bekannt macht; alles, was sonst noch ihm scheint seinem Wohlthäter zur Ehre zu gereichen, rühmt und ausbreitet; ob er gleich unverständiger Weise ihm dadurch Feindschaft und Verdruß zuzieht. Und derjenige ist nach seiner subjectiven Pflicht sparsam, eben so wenig geizig als verschwenderisch zu nennen, der nach seinen Einsichten, und solchen Rathschlägen, die ihm die besten scheinen mußten, sein Vermögen verwaltet; ob er gleich gegen die Vorschriften der Haushaltungskunst manche Fehler begeht, hier zu viel, dort zu wenig ausgiebt; weil er es nicht besser versteht.

Aber auf den Ruhm der Klugheit kann ein solcher moralisch guter, tugendhafter Mann darum noch nicht Anspruch machen. Dazu sind noch ungleich mehrere Kenntnisse der äußern Dinge und Verhältnisse, und darauf sich beziehende Fertigkeiten nöthig. Und diese kann sich nicht ein jeder geben, so bald er will; so wie er tugendhaft ist, so bald er es ernstlich seyn will.

Eben darum fordert die Vernunft nicht so unbedingt und strenge von einem jeden Menschen Klugheit, wie sie Tugend oder Rechtschaffenheit der Gesinnungen fordert.

Aber obgleich die Vernunft der Klugheit den Werth nicht beylegt, den sie der Tugend zuerkennt; und ob sie gleich so unbedingt und strenge, wie diese, nicht auch jene fordert: so erlaubt sie doch nicht Klugheit zu verachten oder gering zu schätzen. Das Wesen der Tugend ist zwar innerlich, im Willen; aber die Gegenstände ihrer Wirksamkeit, so wie die Gegenstände des Willens selbst, sind grösstentheils außer ihm; sind grossentheils Gegenstände der Außenwelt, oder der äußern Sinne; also eben dieselben, mit denen es die Klugheit zu thun hat, deren Wesen darinne besteht, diese Gegenstände in ihren manchfaltigen, veränderlichen, Bestimmungen und Verhältnissen richtig zu beurtheilen und für vernünftige Absichten zu benutzen.

Und man darf nur ein wenig weiter nachdenken, oder auf den Lauf der Dinge in der Welt und die Urtheile der Menschen aufmerksam seyn; um bald wahrzunehmen, wie durch Vernachläßigung der Regeln der Klugheit die Tugend selbst auf mehr als eine Weise in Gefahr gerathen könne. Wenn, aus Mangel an nöthiger Klugheit, vollkommen gut gesinnte Menschen oft ihre edelsten Absichten nicht erreichen können; wenn andere, bey einer ungleich weniger reinen und edeln Gemüthsart, so viele Vortheile in den äußern Angelegenheiten des Lebens ihnen abgewinnen, weil sie sich mit mehr Fertigkeit in die Umstände zu schicken wissen: was ist nicht selten die Folge hievon? Die einen, wenn sie auch der Tugend nicht untreu werden, wenn auch das Zeugniß ihres Gewissens, nach besten Absichten und Kräften gehandelt zu haben, sie tröstet und aufrecht erhält, führen doch oft ungegründete Klagen über die dem Tugendhaften so wenig günstigen Verhältnisse dieses Lebens, nennen es wohl ein Jammerthal; und werden endlich ge-

gen viele wichtige Zwecke desselben gleichgültiger, als sie seyn sollten. Andere sinken noch tiefer; lassen Zweifel gegen die Vorsehung in sich aufsteigen, führen laute Klagen über das Glück der Lasterhaften, und über die Unterdrückung der Rechtschaffenheit. Einige, die dergleichen Erscheinungen mit noch weniger Einsicht beurtheilen, erklären die Tugend gerade zu für Thorheit, und Klugheit für Weisheit; wenn sie dieser so vieles gelingen, und jene so oft ihr Ziel verfehlen sehen.

Aber so verkehrt dieses Urtheil ist: so ungegründet sind jene Klagen über das Mißverhältniß der Tugend und des Lasters gegen die äußern Vortheile dieses Lebens; wenn sie auf solche Fälle sich gründen, wo Klugheit der Tugend fehlt, und beym Laster sich findet. Denn es ist eben so sehr in der Ordnung der Natur, und den Forderungen der Vernunft gemäß, daß Klugheit mehr ausrichte, als Unklugheit, und Vortheile über sie erhalte; als daß das seligste Bewußtseyn die Tugend begleite, und volle Selbstzufriedenheit nur beym vollen Gehorsam gegen die Vernunft sich finde.

Also kann Mangel an Klugheit der menschlichen Tugend wohl verziehen werden, weil bey eingeschränkten Kräften nicht alles Gute erreicht werden kann, das kleinere dem größern aufgeopfert werden muß. Aber die vollkommenste, ausgebildeteste, Tugend würde nie unklug handeln. Und der Klugheit sich zu befleißigen, bleibt eben so wohl Geboth der Vernunft, als rechtschaffen gesinnt zu seyn. Wie aber die äußern Güter den innern nachstehen: so muß die Klugheit immer der Rechtschaffenheit untergeordnet seyn.

§. 76.

§. 76.

Weitere Entwicklung des Begriffs der Klugheit. Vorsicht.

Wie viele wichtige Eigenschaften die Tugend überhaupt mit der Klugheit gemein habe, erhellet bey weiterer Entwicklung dieses Begriffes. Wenn man nemlich dem vorausgesetzten Begriff der Klugheit nachgeht: so entdecken sich als so viele wesentliche Bestandtheile der Klugheit folgende Eigenschaften. Erstlich Vorsicht (Providentia); nichts zu unternehmen, ohne es vorher wohl überlegt zu haben. Für vernünftige Absichten unter gesetzten Umständen so wirksam seyn, daß sie mit möglichster Benutzung der Umstände aufs vollständigste und leichteste erreicht werden; dieß ist die allgemeine Aufgabe. Hieraus folgt unmittelbar, daß Absichten und Umstände aufs genauste mit einander verglichen, und also erstere, die man in seiner Gewalt hat, wohl eingesehen werden müssen. Je vielbefassender und weit aussehender die Absicht ist, und je manchfaltiger die Verhältnisse, je verwickelter die Umstände, in denen man sich befindet; oder in die man sich durch das Unternehmen setzen würde; je schwerer es seyn könnte, wiederum zurückzugehen, wenn man sich einmal eingelassen hätte; desto mehr Ueberlegung ist nöthig.

Die allgemeine Klugheitslehre kann aber hiebey weiter nichts als den Plan oder die Form dieser Ueberlegung, die das Wesen der Vorsicht ausmacht, vorzeichnen. Sie enthält folgende Theile:

1) Vollständige Aufklärung und Bestimmung der Vorstellung der Absicht selbst: Erwägung ihres Verhält-

hältnisses, nach allen Stücken ihres Innhaltes zu den allgemeinen Gesetzen der Gerechtigkeit und Billigkeit; eben so zu den besondern innern und äußern Pflichten des Subjectes; Beurtheilung ihres äußern Werthes, in Vergleichung mit andern Absichten, die statt ihrer, aber nicht zugleich mit ihr erreicht werden könnten; beyde erst an sich oder überhaupt betrachtet; genauere Bestimmung des absoluten und relativen Werthes derselben unter den gesetzten Umständen, der Zeit, des Ortes u. s. w.

2) Ueberlegung der Mittel zur Erreichung dieser Absicht, auf die man rechnet; nach ihrer absoluten Rechtmäßigkeit, und ihrer Schicklichkeit oder Unschicklichkeit in den besondern Verhältnissen des Subjectes; nach ihrem Verhältnisse zur Absicht, ob sie völlig einstimmend und zureichend, oder nicht; nach ihrer Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit; also insbesondere wie weit sie von uns oder von andern, und von veränderlichen Umständen abhängen.

3) Ueberdenkung, Erforschung der gewissen, wahrscheinlichen, möglichen Hindernisse, Gefahren und Schwierigkeiten; zuförderst derer, die aus den Unvollkommenheiten des handelnden Subjectes selbst entstehen können; dann unter den äußern, derjenigen, die von den widerstrebenden Neigungen und Absichten anderer Menschen zu befürchten sind, also aufmerksame Betrachtung aller vorhandenen Umstände und wahrscheinlich zu erwartenden oder doch möglichen künftigen Ereignisse, die Einfluß haben können. Eine Hauptfrage dabey ist, in was für eine Lage man durch den möglichen schlimmsten Erfolg des Unternehmens kommen könnte; ob sie nicht zu schlimm

seyn

seyn würde, um der Gefahr desselben, in Betracht des möglichen Vortheils, sich auszusetzen?

4) Bestimmung des ganzen Plans, oder der Ordnung, in welcher das Unternehmen anzufangen, und nach der Verschiedenheit der vorherzusehenden Ereignisse, so oder anders fortzusetzen *).

Alles dieses, wenn es den Regeln der Klugheit gemäß seyn soll, muß nicht flüchtig und mit leidenschaftlicher Hitze; sondern mit ruhiger Besonnenheit und deutlicher Einsicht geschehen. Wenn das Gegentheil, mit blindem Vertrauen auf gutes Glück eingehen, und mit der Hofnung, kömmt Zeit, so komme auch Rath, bisweilen gelingt: so ist es darum doch nicht klug.

§. 77.

Behutsamkeit.

Was vor dem Entschluß zu einem Unternehmen die Klugheit als Vorsicht thut; ohngefähr dasselbe thut sie, bey der Ausführung als Behutsamkeit, (Circumspectio) die Eigenschaft, scharf zuzusehen, ob und wie weit die Umstände mit den Absichten übereinstimmen; und nicht dem ersten einseitigen Anschein dabey zu trauen.

Der

*) Wer ein Beyspiel eines trefflich entworfenen Plans lesen will, sehe in den *Memoires politiques & militaires du Duc de Noailles* vol. VI. den Plan zur Belagerung von Mastricht.

Der Behutsame thut also in wichtigen Angelegenheiten keinen Schritt, ohne erst sich umzusehen, ob er den gegenwärtigen Umständen gemäß; ob alles so, wie er in seinem Plan angenommen und vorausgesetzt hatte; nichts unvermuthet dazwischen gekommen ist. Er fängt nicht aus Ungeduld mit voreiliger Hitze die Ausführung an, ehe die Mittel alle in Bereitschaft und die Hindernisse aus dem Weg geräumt sind; weiß den günstigen Augenblick abzuwarten, von welchem der glückliche Erfolg abhängt. Anerbietungen und Rathschläge anderer nimmt er eben so wenig an, als er sie abweiset, bevor er den innern Gehalt, die vermuthlichen Absichten anderer und das Verhältniß zu seinen eigenen Absichten erwogen hat. Diese weiß er auch zu verbergen, wo es nöthig ist, und er hält es lieber für nöthig, wo er keinen besondern Vortheil oder vernünftigen Beweggrund ihrer Bekanntmachung sieht; und wo dieser sich findet, geht er doch nicht unbedachtsam weiter, als nöthig und rathsam scheinen kann. Unter Personen, deren Character, Verhältnisse und Interesse er noch nicht kennt, überlegt er alle seine Reden mit doppelter Sorgfalt; hört lieber, als er spricht; ohne jedoch Mißtrauen zu verrathen, oder durch eine geheimnißvolle Miene die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und die Neugierde zu reizen. Den gefährlichen Forschern geht er, so viel sich thun läßt, aus dem Wege; gleichwie er auch den Gelegenheiten schicklich ausweicht und die Verbindungen vermeidet, bey denen man durch fremde Schuld in unangenehme Folgen verwickelt werden kann.

Insbesondere zeigt sich die Behutsamkeit auch bey unerwartet glücklichen Ereignissen, und bey anscheinenden Gefahren. Bey jenen widersteht sie der Sorglosig-

keit,

keit, und ausgelassenen Zuversicht, die im Affect der Freude leicht entstehen; und unterhält im Gemüthe den Gedanken des möglichen Wechsels der Dinge. Bey diesen bewahrt sie vor dem übereilten Gebrauch der äußersten Mittel oder allzugewagten, den Umständen nach nicht angemessenen Schritten.

Manche Menschen fangen mit aller nöthigen Vorsicht an; aber in der Ausführung, besonders bey unvorhergesehenen Ereignissen, werden sie zu lebhaft, hitzig und unbehutsam in ihrem Verfahren. So wurde dem Sieger oft der errungene Vortheil wieder entrissen; und das Ziel erreichte endlich der bedachtsame Zaudeter *).

§. 78.

Entschlossenheit.

Aber so wesentlich der Klugheit die Behutsamkeit ist: so sehr fordert sie auch Entschlossenheit; um nemlich nicht zu lange sich zu bedenken; daß über dem Berathschlagen die gute Gelegenheit vorbey gienge, und andere einem zuvorkämen; oder wenigstens unnöthig Zeit verlohren würde.

*) Nothing contributes more for the success of revolution, than moderation. Intemperate zealots overshoots themselves, and soon spend their force, while the calm and dispassionate persevere to the end. *Ramsays Hist. of the American revolution* I. 214.

Die Regeln zur richtigen Anwendung dieses Begriffes sind also:

1) Nicht durch eingebildete oder von der Einbildung vergrößerte Gefahren sich abschrecken und in seinen Unternehmungen aufhalten lassen; nicht das Mögliche für wahrscheinlich, oder das in einigem Grad Wahrscheinliche für gewiß halten.

2) Wagen, wo viel zu gewinnen, und wenig zu verlieren ist; wenn das Verhältniß der Wahrscheinlichkeit des einen und des andern nicht allzu ungleich ist.

3) Insbesondere nicht lange sich besinnen, wo Noth und Gefahr in jedem Augenblick zunehmen. So wagte **Columbus** mit kluger Entschlossenheit, als er dem aufrührerischen Schiffsvolke, welches durch nichts mehr zur Geduld in Aufsuchung des so lange vergebens gehofften Landes sich bewegen lassen wollte, versprach, in drey Tagen sollte der Anblick des Landes sie alle erfreuen, oder ihrem Willen gemäß der Weg der Rückreise gewählt werden. Hätte er sie nicht auf diese Weise besänftiget: so würde das Schlimmste so gleich erfolgt seyn; und er hatte einige wahrscheinliche Anzeigen eines nahen Landes *). Eben so muß man wohl über die kühnen Entschließungen des **Cortez** gegen den Regenten von Mexico urtheilen **). Freylich ist das Urtheil über dergleichen Wagestücke sehr unsicher; wenn es sich, wie

am

*) S. *Puffendorf* Introd. à l'hist. universelle tom. IX. p. 131.

**) S. l. c. S. 212.

am häufigsten geschieht, nur nach dem Erfolg bestimmt. Nur bey der genauesten Zusammenhaltung aller obwaltenden Umstände kann erhellen, ob Verwegenheit oder Klugheit den Entschluß angab. Wahr ist es zwar auch, daß bisweilen die äußerste Verwegenheit — wie man es nämlich nennen müßte, wenn man die Sache nach den gemeinen Verhältnissen beurtheilte — die größeste Klugheit ist; darum, daß dem kühnsten Entschluß sich niemand entgegensetzt, weil ihn niemand erwartete oder nur als möglich sich dachte. Aber den rechten Fall zu unterscheiden, erfordert noch mehr als Muth und Entschlossenheit.

4) Ueberhaupt zwischen mehrern Uebeln richtig wählen; eine Eigenschaft, ohne welche im menschlichen Leben, wo Gutes und Böses immer beysammen sind, alles seine Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten haben kann, nicht fortzukommen ist; und deren höhern Grad der Cardinal von Retz mit Recht als das Hauptkennzeichen eines großen Geschäfftsmannes betrachtet; indem er es am C. Richelien rühmt *).

§. 79.

Biegsamkeit.

Eine Haupteigenschaft des Klugen ist aber auch die Fertigkeit, das Minderwichtige seiner Plane und seines äußern Characters, nach Erforderniß der Umstände,

*) Man sehe hiebey Garve über die Unentschlossenheit, in dem ersten Theil seiner Versuche ꝛc.

aufzugeben oder abzuändern, die Biegsamkeit. Also

1) das Außerwesentliche seines Characters, seine gewöhnlichern Neigungen, Launen, Manieren. Der kluge Mann ist gegen den einen feyerlicher, gegen den andern vertraulicher, ungezwungener; ernsthaft oder munter und scherzhaft; spricht mehr oder hört mehr zu; je nachdem das eine oder das andere denen, welchen er zu gefallen suchen muß, und überhaupt den Umständen, angemessen ist.

2) Die Art, wie er seine Absichten vorstellig macht, die Seite, von welcher er sie zeigt. Eben so die Mittel, die Beweggründe, die er zu ihrer Unterstützung, die Topiken oder Einkleidungen, die er zu ihrer Empfehlung gebrauchen will.

3) Der Biegsame giebt eine Zeit lang nach, wenn itzt nichts zu machen ist, durch Hitze alles verdorben werden würde; um in der Folge desto mehr auszurichten. Wenn man hitzigen und mehr eingebildeten als wirklich standhaft entschlossenen Menschen nur scheinbarlich nachgiebt: so glauben sie schon sich genug zu ihrem Vortheil gezeigt, und gewonnen zu haben; und belohnen diese ihrer Eitelkeit schmeichelnde Nachgiebigkeit in der Folge überflüßig, durch weit mehr Willfährigkeit als durch Gewalt oder allzu frühen Widerstand zu erhalten gewesen wäre. Oder sie sind auch zu billig und vernünftig, um bey einer unrechtmäßigen Verweigerung zu beharren; wenn man ihnen nur Zeit zur Besinnung lässet, und ihre Leidenschaft nicht noch mehr aufbringt.

4) Der

4) Der Kluge opfert lieber etwas auf, als daß er alles verliert. Am wenigsten ist er hartnäckig in der Behauptung unwichtiger Nebenabsichten, wenn die Hauptabsicht darüber in Gefahr kömmt. Dadurch erlangt er insgemein entscheidende Vortheile über Anfänger in Geschäfften; welche ihre ganze Kraft und Geschicklichkeit gleich bey jedem ersten Schritt der Unterhandlung und jedem Puncte des Gegenstandes zeigen wollen. Durch Nachgiebigkeit hiebey eingeschläfert, sicher und eitel gemacht, lassen sie wichtigere Puncte außer Acht, und haben sie verlohren, ehe sie es gewahr werden.

5) Oft ist es nicht nöthig, die Absicht aufzugeben, nur andere Mittel müssen gewählt, der Operationsplan geändert werden; bisweilen aber besteht die größte Klugheit darinnen, der Absicht auf die beste Manier zu entsagen, und andere den Umständen angemessenere Zwecke an ihre Stelle zu setzen. Jenes erstere Stück der Klugheit schildert der philosophische Dichter Wieland lehrreich also. „Das Leben eines ächten Staatsmannes gleicht einer Schiffahrt, wo der Pilote sich gefallen lassen muß, seinen Lauf nach Wind und Wetter einzurichten; und wo alles darauf ankömmt, mitten unter tausend unfreywilligen Abweichungen von der Linie, die er sich in seiner Charte gezogen hat, endlich dennoch und so bald und wohlbehalten als möglich an dem vorgesetzten Orte anzukommen *)." Das andere rühmt ein philosophischer Geschichtsforscher an den Holländern,

*) Agathon II. S. 198.

während ihrer Kriege mit den Portugiesen über die Besitzungen in Asien. Wenn sie im Kriege unglücklich waren; so gebrauchten sie den Ueberrest ihrer Flotten zu Handelsgeschäfften; und entschädigten sich auf diese Weise für den Verlust, den sie im Kriege erlitten hatten *).

6) Der Grundsatz also, nichts, außer der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, zum absoluten Zwecke sich zu machen, ist auch für die Klugheit ein wesentliches Gesetz. Der Kluge weicht dem Schicksal und spahrt sich für bessere Zeiten; indem derjenige, der, was er einmal angefangen hat, schlechterdings durchsetzen will, sich unnützer Weise zu Grunde richtet. Mancher übrigens große Mann ist das Opfer eines solchen Trotzes oder Eigensinnes geworden. Carl XII. und König Franz I. sind bekannte Beyspiele **).

§. 80.

Standhaftigkeit.

Um auch diese Nachgiebigkeit in den rechten Grenzen zu erhalten, ist zum Character des Klugen Standhaftig-

---

*) *Histoire des Etablissements des Europeens &c.* tom. I. p. 140.

**) Er hatte einmal gesagt, daß er Pavia einnehmen oder davor sterben wollte; und daher ließ er es aufs Aeußerste ankommen, und wurde unglücklich, ohne daß eines von beyden geschah. Wenn er jene Absicht zeitig genug aufgegeben hätte; so hätte er, aller Wahrscheinlichkeit nach, große Vortheile über seine Feinde erlangt. Aber, It was the character of this monarch to be come obstinate in proportion to the difficulties, wich he encountred. *Robertson.*

haftigkeit ein eben so wesentliches Erforderniß. Vermöge derselben

1) läßt sich der Kluge in seinen planmäßig angefangenen Verrichtungen nicht irre machen durch noch so vieles Gerede, Tadel oder vermeinten guten Rath derjenigen, von denen er einsieht, daß sie ihn und seine Plane nicht verstehen; oder wenigstens die Leute nicht sind, die ihn besser führen können, als er sich selbst zu führen weiß. Wen jeder Tadel aufhält, wer durch dreiste zuversichtliche Behauptungen sich erschüttern lässet, auch wenn sie nicht von überwiegenden Gründen unterstützt werden; wird wenig in der Welt ausrichten.

2) Eben so derjenige, der aus übertriebener Gefälligkeit nichts abschlagen kann, und wider seine eigene Ueberzeugung handelt.

3) Oder dessen lebhafte Phantasie alles Neue so begierig ergreift und ausschmückt, daß dieß immer das Beste scheint, und das Aeltere aufgegeben wird.

4) Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, ist auch da nöthig, wo Ungeduld verleiten will, den sichern Weg zu verlassen, der, wenn auch späte, doch immer noch mit zweckmäßigem Vortheil zum Ziel führen muß.

5) Oder wo aus Trägheit und Sinnlichkeit die Ueberredung hervorgehen will, als sey schon genug gethan; wenn doch noch wesentliche, vielleicht alles Bisherige erst recht sichernde und vollendende Vortheile sich erringen lassen.

6) Endlich erfordert die Standhaftigkeit (Constantia animi) auch, daß man nicht nur in einigem und abwechselnd, sondern in allem, anhaltend und stetig seinen Absichten sich gemäß betrage; um nicht durch einen Theil seines Verhaltens zu verderben, was man durch den andern gut gemacht hat.

Es können oft mehrere Wege zu einem Ziel führen; mehrere Arten des Verhaltens, wenn auch nicht gleich gut, doch alle ausführbar seyn; wenn man nur die eine oder die andere mit Entschlossenheit und Standhaftigkeit befolgt. Aber wenn man alles nur halb thut: so kann nichts ausgerichtet werden. So insbesondere, wo zwischen Ernst und Güte, völliger Nachgiebigkeit oder völliger Strenge gewählt werden muß; wo mittlere, zwischen diesen beyden Partheyen wankende Entschließungen die Unzufriedenen weder versöhnen noch abschrecken *).

§. 81.

---

*) S. *Ramsay's History of the American Revolution* vol. I. 86. seqq. In one moment the Parliament was vor inforcing their laws, the next for repealing them. Doing and undoing, menacing and submitting, straining and relaxing, followed, each other in alternate succession. The object of administration — was in variably pursued, but without ani unity of System. Die meisten Staatsrevolutionen stellen Beyspiele dieser Art auf. Am begreiflichsten ist dergleichen Betragen, wenn man keine gute, auf festen Grundsätzen beruhende Sache hat. Es kann aber doch auch bloß Folge seyn von Schwäche des Characters.

§. 81.

Mißtrauen, Verstellung, Verschlossenheit.

Eigenschaften, die allerdings zu den wesentlichsten Erfordernissen der Klugheit zu gehören scheinen, und an welchen einige der bisher erörterten Begriffe, wenn sie dieselben nicht völlig umfassen, wenigstens nahe angrenzen, welche aber um so mehr genaue Bestimmung erfordern, da Menschenliebe und Rechtschaffenheit dabey in die grösste Gefahr kommen können, sind die eben angezeigten und mit einander verwandten Gemüthsbeschaffenheiten, **Mißtrauen** und **Verstellungskunst**. Aber schon die nächsten Zwecke der Klugheit selbst führen auf einige wichtige Grundsätze zur Einschränkung und genauern Bestimmung dieser Eigenschaften. Nemlich

1) man darf nicht so weit darinnen gehen, daß man andere dadurch beleidiget, und gegen sich aufbringt. Wer merken läßt, daß er keinen Menschen oder nur ausnahmsweise jemanden für ehrlich halte, wird dadurch nothwendig vielen verhaßt, wo nicht verächtlich und verdächtig werden. Denn wie kann man von einem solchen Menschen aufrichtige Zuneigung, Billigkeit und Gerechtigkeit erwarten? Wie sehr hat man nicht Ursache zu fürchten, daß man bey den redlichsten Absichten und Bemühungen am Ende doch von ihm verkannt und mit Undank belohnt werde; oder daß unverschuldete und verzeihliche Fehler in seinen Augen zu schändlichen Verbrechen und der strengsten Ahndung würdig befunden werden möchten? Und was sollte man sich denn als den Grund eines solchen Mißtrauens denken? Wahre Menschenkenntniß ist sicher nicht der Grund davon.

Es läßt sich eben so wenig aus der Erfahrung beweisen, als mit allgemeinern psychologischen und kosmologischen Grundsätzen nur zusammenreimen, daß die meisten Handlungen und Gesinnungen der Menschen pflichtwidrig seyen. Man ist also eher berechtiget, auf Fehler des Kopfes oder des Herzens bey einer solchen Denkart zu schließen. Sie kann auch machen, daß ein Mensch die besten Rathschläge und Anerbietungen unbenutzt läßt. Wenn hingegen beym gegenseitigen Character jemand sich desto mehr Liebe und Zutrauen erwirbt: so werden ihm dadurch die nachtheiligen Folgen, die aus einer zu guten Meinung von andern entstehen, wenn das Uebermaaß dabey nicht allzu groß ist, insgemein reichlich ersetzt.

2) Wenn Mißtrauen seine Absicht nicht verfehlen soll: so muß es so wenig als möglich merklich werden. Es wird aber um so leichter bemerklich, je weiter es geht. Ein neuer Grund, um es in den rechten Grenzen zu erhalten. Wo Argwohn herrschend im Gemüthe ist; da wird er auch bald physiognomisch bemerkbar; nicht dasjenige Mißtrauen, welches bey einem liebevollen Herzen Statt findet. Unterdessen kann auch bey diesem Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung nöthig seyn, um es nicht zur Unzeit zu verrathen.

3) Es ist um so weniger klug, Mißtrauen, zumal in jenem beleidigenden Grade, merken zu lassen; wo man doch immer von denen, die man dadurch gegen sich erbittert, abhängig bleibt, und in vielen wichtigen Dingen sich auf sie verlassen muß, oder durch sie in seinen beßten Absichten aufgehalten werden kann. Da kann es leicht kommen, daß der beleidigte Theil nicht nur geneigt wird,

sondern es für recht hält, den allzu argwöhnischen geflissentlich zu hintergehen, oder doch mit weniger Eifer und Gefälligkeit ihm zu dienen.

So kann ein Regent oder ein anderer Vorgesetzter, der überall zu genau aufsehen und untersuchen will, am Ende auch bey den besten Absichten, weniger ausrichten, selbst weniger erfahren, als ein anderer, der aus Achtung oder aus Gemächlichkeit seinen Dienern und Untergebenen mehr Zutrauen beweiset.

Da unterdessen Mißtrauen nöthig ist, das Zutrauen wenigstens auch seine Grenzen haben muß: so können diese durch folgende Maximen schon einigermassen bestimmt werden.

1) Was man durch sich selbst ausrichten kann, darinne verlasse man sich nicht auf andere. Ein jeder soll für sich selbst sorgen; es ist unbillig, andern aufzubürden, was man selbst übernehmen kann. Doch kann vielleicht in manchen Fällen die Klugheit erfordern, seine Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit vom guten Willen anderer diesen nicht ausdrücklich zu erkennen zu geben.

2) Ohne Noth vertraue man sich in wichtigen Dingen Niemanden an, dessen Zuverläßigkeit für solch einen Fall noch nicht hinreichend erprobt ist. Besonders nöthig ist diese Einschränkung des Vertrauens, bey völlig unbekannten Personen, solchen, die in einem zweydeutigen Rufe stehen, die Neugierde, Zudringlichkeit,

keit, Streitsucht oder Schmeichelhaftigkeit verrathen, oder sich sonst schon feindselig gegen einen bewiesen haben.

3) Wo man sehen kann, ohne aus seiner Sphäre herauszutreten und Verdacht erregende Standpuncte zu wählen; da sehe man so helle, als man kann. Der Mensch hat seine Sinne und seinen Verstand dazu, daß er sie gebrauche. Das gegründeteste Vertrauen braucht darum nie blindes Vertrauen zu seyn. Und dieses ist um so weniger zu rechtfertigen, wenn es auf Angelegenheiten ankömmt, von denen bekannt ist, daß auch gute Menschen aus Nachläßigkeit, oder wenn durch Sicherheit die Versuchung zu groß wird, dabey in Fehler verfallen können.

4) Gegen keinen Menschen darf also das Vertrauen so groß werden, daß man Gründen zum Gegentheil gar kein Gehör giebt, oder keine Aufmerksamkeit schenket, von welcher Art sie auch seyn, oder wie sehr sie sich häufen möchten. Untersuchung kann dem Rechtschaffenen nicht schaden; die Bösen aber schrecken, und die Schwachen in ihrer Pflicht befestigen.

Was man eigentlich Verstellung und Anstellung nennt, ist so schwer mit einer der wesentlichsten und schönsten Eigenschaften eines guten Characters zu vereinigen, daß man es kaum wagen darf, was etwa hievon zuläßig seyn kann, in allgemeine Ausdrücke zu fassen: weil diese immer leicht manchem mehr zu sagen scheinen könnten, als wirklich recht ist.

Eben so ist es mit dem Begriff der Feinheit, wenn man außer dem, was bey den Begriffen von Behutsamkeit und Biegsamkeit dahin gehöriges angemerkt worden ist, ihn besonders hieher noch ziehen wollte, wenn man aber hauptsächlich die Geschicklichkeit darunter sich denken wollte, Plane fein anzulegen, oder durch viele kleine, zum Theil sehr entfernte Triebfedern, deren Zusammenwirkung Niemanden bemerklich werden kann, etwas zu Stande zu bringen: so könnte die Feinheit wohl für ein mit der Rechtschaffenheit bestehendes wichtiges Stück der Klugheit angenommen werden.

Aus diesem Begriff der Feinheit so wohl als aus dem vernünftigen Mißtrauen, aber auch aus dem allgemeinen Begriffe der Klugheit läßt sich auch auf Verschlossenheit oder Verschwiegenheit als eine dazu erforderliche Haupteigenschaft schließen. Wie weit dieselbe als Bestandtheil der Klugheit, im Allgemeinen betrachtet, gehen müsse; wird sich am leichtesten bey der Erwägung der Vortheile ergeben, die durch sie erreicht oder befördert werden sollen. Die kluge Verschwiegenheit ist nemlich

1) ein Hauptmittel, ein mehreres Zutrauen und nähere Verbindungen anderer vernünftiger Menschen sich zu erwerben; indem sie dadurch versichert werden, daß sie sich mit ihren Gesinnungen und Absichten ohne Gefahr einer nachtheiligen Verbreitung anvertrauen können. In diesem Betracht ist also nöthig, daß sich die Verschwiegenheit als Folge gründlicher Einsicht in die Wichtigkeit der Zwecke und der Achtung für Pflicht zeige; nicht als Folge von Gleichgültigkeit, Unempfindlichkeit, Trägheit.

2) Sie

2) Sie verschafft und unterhält diejenige Achtung anderer, die aus der Voraussetzung entspringt, daß mehr in einem sey, als sich zeigt, mehr als man zu ergründen und auszumessen im Stande ist. Wie sich diese Achtung verliehrt in dem Maaße, wie ein Mensch durch allzuviele Vertraulichkeit sich ganz bloß und hingiebt; so entsteht und wächst sie hingegen mit der Vorstellung, daß Jemand vieles in sich zu verbergen weiß, was bey der Bestimmung seines Verhaltens gegen andere von Belang ist. Wenn einer diese Vorstellung einmal für sich hat: so scheint er auch wohl noch mehr zu wissen und zu vermögen, als wirklich der Fall ist. Einzelnen Worten, Blicken, Bewegungen desselben wird mehr Gehalt zugetraut, als sie wirklich haben, und sie richten mehr aus, als die ganze Macht desjenigen, der immer mit seiner ganzen Macht ausrückt, dessen ganze Macht denn aber auch bald berechnet und gemessen ist. Auf diese Weise kann von der Verschlossenheit insbesondere ein Vorgesetzter vielen Vortheil ziehen; wenn er nicht jedes Vergehen seiner Untergebenen, das ihm bekannt wird, ihnen sogleich vorhält, oder, daß er es wisse, aus seinem Verhalten gegen sie sogleich erhellen läßt; und diese doch entweder in der Folge erst bey guter Gelegenheit von ihm selbst es erfahren, oder es sonst vermuthen müssen, daß er wisse, was er nicht zu wissen scheint. Um so, und zwar auf die beste Weise, zu wirken, muß dieser Zurückhaltung doch nicht das Ansehn eines geheimen nur aus Furcht sich verbergenden Grolls, oder auf die bequemere Gelegenheit zum Angriff laurenden Arglist haben; sondern vielmehr das Ansehn einer über die Reize der Empfindlichkeit sieghaft erhabenen, immer auf das zweckmäßigste verfahrenden Weisheit an sich haben.

3) Un-

3) Unzähligen Verdruß erspahrt sich derjenige, welcher, wo und wie es recht ist, schweigen und an sich halten kann. Auch hier hat man die, folgenden Schritte nicht so in seiner Gewalt, wie die ersten. Ein einziges entwischtes Wort kann die Nothwendigkeit auflegen, mehr zu sagen oder mehr sich sagen zu lassen, als gut ist; und alle Kunst des Einlenkens und Ausweichens, mit allen Bitten und Drohungen, um andere zur Verschwiegenheit anzuhalten, leistet selten das, was ein höherer Grad eigener Verschwiegenheit geleistet haben würde. Gehet man den Gründen des entgegengesetzten Fehlers nach: so entdecken sich bald, außer zu vieler Lebhaftigkeit und Reizbarkeit des durch die Vernunft noch nicht bezwungenen Temperaments Eitelkeit, Neugierde und überhaupt Trieb in die Angelegenheiten anderer sich zu mengen, als Hauptursachen desselben. Wer eitel genug ist, um alles, was ihm nur irgend ein bedeutenderes Ansehn geben kann, zum Vorschein kommen zu lassen, wird auch Mühe haben, was er weiß oder zu wissen sich einbildet, zu verschweigen, wenn er glaubt, daß es ihn unterhaltender oder sonst beliebter und wichtiger machen könne. Wer sich zu sehr interessiren läßt, was andere wissen, entschließt sich auch leicht, durch Mittheilung seiner Geheimnisse es einzutauschen.

Wiewohl anscheinende völlige Unwissenheit und eine gewisse Gleichgültigkeit in manchen Fällen das beste Mittel ist, andere, die, was sie wissen, gern anbringen mögen, in die unbefangenste Redseligkeit zu versetzen. Wer mit den Angelegenheiten anderer sich gern beschäfftiget, und wie es dann insgemein der Fall ist, an Ausspähung und Aufstellung ihrer Unvollkommenheiten und Fehltritte Vergnügen findet, ist auf dem Wege der

allergefährlichsten Abweichungen von der Tugend der Verschwiegenheit. Wie aber überhaupt die wahre Tugend in jedem ihrer Theile den Grund zum Ganzen enthält, oder jedes ihrer Gebothe durch die Befolgung aller übrigen erleichtert: so ist auch die sorgfältige Aufmerksamkeit auf seine Pflichten, besonders auch auf seine eigene Fehler, um sie zu verbessern das secum habitare des Römischen Dichters, eines der kräftigsten Mittel gegen diese allergefährlichsten Verletzungen des Geboths der Verschwiegenheit. Denn wenn auch die so mit sich selbst beschäftigte, durch Bescheidenheit zur Zurückhaltung in den Aeußerungen über andere gestimmte Seele, sich selbst mit ihren Schwachheiten bisweilen offenherziger, als Noth thäte, bloß geben möchte: der Schade, der daraus entsteht, wird schwerlich im Ganzen in Vergleich kommen können mit demjenigen, dem die Schwatzhaftigkeit eines in fremden Angelegenheiten umherschweifenden Gemüthes aussetzet.

Eine der schwersten Proben, welche die Verschwiegenheit zu bestehen hat, kann die seyn, wenn es zur Widerlegung des Irrthums, vielleicht zur Beschämung der frechen Unwahrheit nöthig scheint, die Wahrheit, in deren Besitz man ist, an den Tag kommen zu lassen. Und es ist außer Zweifel, daß es Fälle giebt, wo das Gesetz der Verschwiegenheit durch die Pflicht, der Unwahrheit zu begegnen, eingeschränkt werden kann. Nur müssen Vernunft und Ueberlegung diese Fälle bestimmen; nicht der Affect der unangenehmen Empfindung, so die vermessene Unwissenheit oder die freche Lüge verursacht. Denn es könnte diese aufreizende Vermessenheit und Kühnheit irriger Behauptungen auch nur listige Verstellung seyn; wogegen der Kluge auf seiner Huth

seyn

seyn muß. Wer es seyn will, muß sich gewöhnen, Widerspruch vertragen zu können; und nicht alle Thoren klug machen wollen.

§. 82.

Gegenwart des Geistes.

Grundlage aller oder doch der meisten der bisher erwogenen Eigenschaften ist **Gegenwart des Geistes**, Stärke des Gemüthes, Zwecke und Umstände, nach welchen das Verhalten einzurichten ist, in vollem Bewußtseyn zu erhalten, und alle Wirkungen des Vorstellungsvermögens darnach zu bestimmen. Sie steht also entgegen nicht nur der leichtsinnigen Flatterhaftigkeit, die durch alles leicht angezogen und durch nichts festgehalten wird, und der starren Gedankenlosigkeit träger, schläfriger Gemüther; sondern auch der tiefsinnigen Abwesenheit des Geistes, den wichtige, aber den Umständen, unter welchen er sich befindet, fremde Gedanken beschäfftigen.

Im höchsten Grade beweiset sie sich, wenn auch unerwartete und unangenehme Vorfälle nicht nur nicht aus der Fassung, oder dem Vermögen, alles wahrzunehmen, zu überlegen und anzuordnen, heraus bringen, sondern durch eine geschickte Wendung zu Mitteln für die Absicht, die sie zu vereiteln drohten, gemacht werden *).

*) So soll Cäsar, als er bey seiner Landung in Africa fiel, durch die Worte, Teneo te Africa, was eine üble Vorbedeutung hätte scheinen können, in eine gute verwandelt haben, *Sueton.* cap. 59. Mehrere Beyspiele von einer solchen Gegenwart des Geistes finden sich beym *Liv.* I. 27. *Cornel. Nepos.* Datames c. 6. *Helvetius* de l'Esprit. Disc. III. ch. VII. *Bielefeld* lak. polit. II. 402.

Diese Eigenschaft des Geistes setzt Anlagen, aber auch Uebung voraus. Wer sich gewöhnt, seine Sinne und seinen Verstand immer auf gewisse Zwecke zu richten, und unwillkürlichen Eindrücken Widerstand zu thun; aber auch, nach Zwecken seine Aufmerksamkeit zu wenden, zu erweitern und zusammenzuziehen, wer mit viel Menschen umgeht, die Gegenwart des Geistes selbst besitzen und andern im Verhalten gegen sie nöthig machen; wer aus diesen und andern in der Geschichte vorkommenden Fällen sich Regeln abstrahirt, wer auf allerley Verlegenheiten, in die er selbst kommen könnte, zum voraus denkt, und überlegt, was da zu thun wäre; der thut, was Uebung hiebey thun kann.

§. 83.

Grunderforderniße zur Klugheit.

Vorzügliche Anlagen des Geistes setzt die Klugheit in jeder der bisher erwogenen, aus dem Grundbegriff gefolgerten Eigenschaften voraus; und muß also zum Theil angebohren seyn. Eben dieselben Anlagen, die überhaupt den vorzüglichen Kopf, oder das Genie, ausmachen, lebhafte Einbildungskraft und richtige Beurtheilungskraft, sind auch zur Klugheit erforderlich. Am letztern kann niemand zweifeln. Aber auch die Nothwendigkeit der lebhaften Einbildungskraft leuchtet bald ein. Wie wollte ohne sie der Kluge die Zukunft, das Mögliche, sich bestimmt vorstellen, anschaulich machen? Die Einbildungskraft muß bey ihm oft die Stelle der Ueberlegung vertreten; wo keine Zeit zum langen Berathschlagen ist, durch Analogien geleitet, die anpassenden Vorstellungen erwecken, daß die Wahrheit, mehr

gefühlt

gefühlt als eingesehen, gleich einer Eingebung, den Entschluß bestimmt.

Aber die Begriffe von der wirklichen Welt mit allem Wechsel der Dinge und Verhältnisse kann der Verstand, auch bey den besten Anlagen, nicht aus sich selbst hervorbringen. **Erfahrung** ist daher ein zweytes Grunderforderniß der Klugheit.

Aber weder diese noch jene sind im Stande, zum klugen Verhalten zu bestimmen; wenn das Gemüth von **Leidenschaften** beherrscht wird, welche die Begriffe verwirren, und die Triebe der Aufsicht der Vernunft entziehen. Wer insbesondere seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist für die Klugheit schon meist verlohren.

Endlich ist, wie zum Rechtverhalten überhaupt, so insbesondere auch zur Klugheit gründliche **Selbstkenntniß** eines der allerwesentlichsten Grunderfordernisse. Wie kann ohne diese ein Mensch die Zwecke und Mittel seiner Handlungen richtig bestimmen? Wie sich in die rechten Verhältnisse gegen andere Menschen setzen? Wer sich selbst nicht kennt, sucht so leicht die Ursachen der ihm unangenehmen Ereignisse außer ihm, da sie in ihm lagen. Oder wenn er erst durch widrige Erfolge zur Entdeckung seiner Fehler und Schwachheiten geleitet wird: so ist er um so mehr in Gefahr, allzusehr dadurch erschüttert zu werden, und ganz aus seiner Fassung zu kommen, da wo Gegenwart des Geistes, Besonnenheit ihm am nöthigsten wäre. Ohne sich recht zu kennen, nach allen seinen Eigenschaften und Verhältnissen; ist es nicht möglich auf die angemessene Weise für sein **Ansehn**, dieses allerwichtigste Mittel, unter Menschen etwas auszurichten,

zu sorgen; zu wissen, wo es rathsam ist, mit andern zu wetteifern, und wo klüger, andere vor sich voraus zu lassen. Es ist eben so sehr Klugheit, als Billigkeit, andern ihren Antheil von Ehre, etwas, wodurch sie sich auszeichnen und uns übertreffen, gern zuzugeben und bey vorkommender Gelegenheit mit aller Bereitwilligkeit den Schatten zur Erhebung dieses ihres Glanzes zu machen, auch in diesem Sinne der Regel zu folgen: Leben und leben lassen. Es kömmt zuförderst nur darauf an, daß man wisse, worinne man seinen wahren Werth zu setzen habe.

Ende des vierten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feder, Johann Georg Heinrich, 1740-1821

Untersuchungen über den menschlichen Willen dessen Naturtriebe, Verä
nderlichkeit, Verhältniß zur Tugend und Glückseligkeit und die Grundregeln,
die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren
Bd.: 4

Wien 1794

Ph.sp. 270-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043175-2
VD18 12293415-001